1916-735

Ehestandsscenen.

Als

Folgen liebevoller Weisheit

und

eigensüchtiger Thorheit,

dargestellt

von

Johann Ludwig Ewald,

Doktor der Theologie, Mitglied des Großherzoglich-Badischen evangelischen Ministerialkirchen-Departements, und der Gesellschaft zu Beförderung des Christenthums, im Haag.

KGL. BIBLIOTHEK BERLIN

Erster Band. Mit 1 Kupfer.

1813.

Bei Heinrich Büschler in Elberfeld.

Korreſpondirende Perſonen.

Edelwald, Bräutigam von Aeone. Im Grund für ſtilles, häusliches Leben gemacht: aber warm, enthuſiaſtiſch für alles Gute und Schöne, und beſonders eitel auf ſeine Braut, die überall und durch Alles glänzen ſoll.

Aeone, Edelwalds Braut, ein munteres, naives Mädchen, voller Witz und Talent, das ſie aus Liebe zu Edelwald vielſeitig ausbildet, ob ſie gleich über ſeine Eitelkeit ſpottet. Sie hängt übrigens ſchwärmeriſch an Naturſchönheiten und am Landleben.

Hugo, Selanens Gatte; ein edler Mann, mit Sinn für alles Schöne. Fein-äſthetiſch gebildet.

Selane, ſeine Gattin, ein gutes Weib, das ſich aber aus Trägheit vernachläſſigt, und nun keinen Muth mehr hat, mit ſeiner geiſtigen Bildung fortgehen zu können. Sie hat viele Prätenſionen ohnerachtet ihrer Muthloſigkeit; aus ihrer Nicht-Befriedigung entſteht Eiferſucht leicht.

Roſalie R., reizbar, heftig, ſtolz auf ihre Unſchuld. Unglüklich verheiratet an Grambold.

Wandulf, ein väterlicher Freund von Aeone, Edelwald, Hugo und Selane. Ein edler Mann, von vieler Bildung und Erfahrung. Verehrer des weiblichen Geſchlechts, und der Edlen dieſes Geſchlechts. Großer

Freund der Musik, von der er viel erwartet. Freimütig, gerade, aber sanft.

Adelaide B., Rosaliens Mutter. Erhaben, idealisirend, und selbst Ideal. Hochreligiös; Alles im poetischen Lichte sehend, verschönernd. Sie hat einen hohen Begriff von der Würde der menschlichen Natur, und wendet sich hauptsächlich an das Gefühl davon.

Adelheid, eine hochreligiöse, mitunter etwas schwärmerische Katholikin; Wittwe eines gleichen Mannes, zum zweitenmal verheiratet, an

Külthal, einen redlichen, gewissenhaften, aber etwas kalten Mann, dem das Christenthum nichts ist, der aber durch Umstände dazu geleitet wird.

Theophan, ein frommer, aufgeklärter, erfahrener katholischer Geistlicher, dem kein Charakter und keine Lage des Lebens neu zu seyn scheint, Rathgeber Külthals und Adelheids, in der Folge auch

Der Fräulein Amala Lindow, verheirateten Frau von Eselandin, einer nicht ungebildeten, herzensguten, aber leichtgläubigen und charakterlosen Dame.

Eselandin, ein Lüstling, der in Paris zu einem Wüstling wird, übrigens nicht ohne Witz und Weltbildung.

Maythal, Edelwalds Reisegefährte, diesem ähnlich an Sinn für schöne Natur, und überhaupt für alles Schöne und Gute; weicher und rührbarer als Edelwald.

Selmar F., ein fein-gebildeter, aber blos in seinen Phantasieen lebender und durch seine Phantasie genießen-

der, übrigens ſchwacher, unmännlicher Mann, verheira-
tet mit

Kallione, einem talentvollen, munteren, wizigen, aber leichtſinnigen, eitlen genußdurſtigen Weibe, die blos in der Gegenwart lebt.

Eliſe Schönau, ein gutes, aber etwas ſchwärmeri-
ſches, für Liebe ſehr empfängliches Weſen, zur Ueppig-
keit des Herzens ſehr geneigt, und in dem Wahn, daß Liebe eine unwiderſtehliche Neigung ſey.

Aline W—i, eine Frau von vielem Charakter, groß-
müthig und hochherzig, aber unglüklich, nicht durch ſich ſelbſt, ſondern durch eine dritte Perſon, die eine Zeit-
lang wenigſtens ihre Ehe verdirbt.

Mine Barchfeld, ihre Freundin, ſpricht ſich hier blos als weiſe, erfahrene Freundin aus.

Emmeline Nilant, Freundin von Kallione, ei-
ne Frau, die viel in der großen Welt gelebt, aber dort das untere der Karten geſehen hat; warme Verehrerin des weiblichen Wolſtands; ernſt, aber mild, — eine Freundin, die alle Freundſchaftspflichten zu erfüllen ſucht, übrigens eine gebildete Chriſtin und gebildet durch Chriſtenthum.

Nannette Sellmann, Freundin von Kallione und Emmeline; ſittlich, aber ſtrenge Philoſophin.

Prolog.

1.

Roſalie R., ein reizbares, heftiges, zum Stolz geneigtes Weſen; Tochter einer hoch-religiöſen, edlen Mutter, die einen hohen Begriff von der Würde der menſchlichen Natur hat, und ſich hauptſächlich an das Gefül daran wendet, war, ohne gezwungen, oder überredet worden zu ſeyn, mit Grambold, einem ehemaligen Lüſtling verlobt, der den Glauben an weibliche Tugend verloren hat, alſo den Werth eines unſchuldigen Weibs nicht zu ſchäzen weiß. Roſalie empfindet, ſchon als Verlobte, einen Widerwillen gegen ihn, und hätte wol Luſt gehabt, zurük zu treten, wird aber von ihrer Mutter, aus hoch-religiöſen Gründen, davon

abgemahnt, und ermuntert, ihrer Bestimmung zu folgen, bei der sich gewis alles Gute in ihr entwikeln, wodurch sie also glüklich seyn werde. Rosalie verbindet sich auch wirklich mit ihrem Verlobten; findet aber bald sein Betragen gegen sie unerträglich, und bittet die Mutter um ihren Rath. Er läßt sich nemlich oft in Gesellschaft mit ausschweifenden Männern und verdächtigen Mädchen ein, die oft ganze Nächte durchdauern; ist hart gegen Arme, verschwendet aber zwanzigmal so viel in Einer Nacht. Sie achtet ihn nun nicht mehr. Er ist zugleich eifersüchtig, ohne allen Grund, ob sie gleich einigen Schein, aber ganz unschuldig gegeben hatte. Er macht ihr bittere Vorwürfe darüber, verräth ihr Zweifel an weibliche Tugend, und verbietet ihr das unschuldige Vergnügen, das ihm Verdacht erwekt hatte. Das empört sie, und sie erklärt ihm, daß sie ihre Pflichten, aber auch ihre Rechte kenne, und sich von ihm nicht wie eine Sklavin werde behandlen lassen. Dabei gedenkt sie auch zu bleiben, und sich an Gramboldś Billigung, oder Mißbilligung nicht zu kehren; indeß wünscht sie doch den Beifall ihrer Mutter zu haben. Die Mutter,

wie sichs leicht denken läßt, mißbilligt ihr Betragen völlig, zeigt ihrer Tochter, daß ihr Stolz und ihre Heftigkeit sie irre geführt habe, weiset sie auf die Unveränderlichkeit ihrer Pflichten, zeigt ihr, daß Grambold keine Verachtung, sondern nur Mitleid verdiene, wenn er an keine weibliche Tugend glauben könne, und fordert von ihr, daß sie Grambold ihre Heftigkeit bekennen, und sich von Allem zurükziehen solle, was ihrem Gatten mißfalle. Lange kann sich Rosalie zu dem Ersteren nicht entschließen; aber endlich thut sie's, doch mit schlechtem Erfolg. Grambold glaubt geheime Absichten darunter zu sehen; daß sie ihn zum Mitleid bewegen wolle, und zu der Bitte, ihren alten Umgang wieder anzufangen, und die Deklamationsübungen, die ihm Eifersucht erregt hatten. Er sagt ihr das mit bitterem Spott; sie wird dadurch auf's Aeußerste empört, und nimmt sich vor, still ihren Pflichten, ihrer selbst würdig, zu leben, sich aber über Grambolds Urtheil ganz wegzusetzen. Ihre Mutter billigt ihren Entschluß, sucht ihr noch einmal Grambold, wegen seines Mißtrauens, als einen bedauernswürdigen, aber

nicht hassenswürdigen Menschen darzustellen, redet aber sehr gegen den Stolz, aus dem ihr Entschluß floß, der aber nie Quelle von etwas sittlich-Gutem seyn kann. Rosalie erträgt nun freilich ihre Lage, wird aber finster, menschenfeindlich, und denkt Arges von den Menschen; ihre Mutter sucht diesen Sinn zu mildern, redet ihr gegen Medisance, und sucht ihre Hoffnung zu beleben, daß es einmal besser werde, wenn sie ihren Pflichten anhaltend treu bleibe. Wirklich wird auch Grambold durch den stillen, absichtslosen Gang seiner Gattin erweicht. Nach einigen Versuchen, die er mit ihr anstellt, wobei er ihre Nachgiebigkeit, aber auch ihre Festigkeit erfährt, bekennt er ihr sein Unrecht. Sie giebt ihm die Briefe ihrer Mutter zu lesen, die ihr in Allem gerathen hatte, und er ist entzükt und gerührt darüber, bittet Rosalie, ihm zu vergeben, und Alles scheint aufs Beste zu gehen. Wirklich zeigt er ihr auch kein Mißtrauen mehr, behandelt sie mit Achtung, und mit einer gewissen Art von stiller Freundlichkeit, die für Liebe gelten soll. Aber er thut nichts zu ihrer Erheiterung, ist kalt und troken. Nur in Gesellschaften sucht er

zu glänzen; er ist äußerst unterhaltend, opfert Alles auf, um es zu seyn; nur seiner Gattin ist er nichts. Nach dem Rath ihrer Mutter, sucht Rosalie, auch im Haus, ihn zur Unterhaltung zu loken, ihn um Manches zu fragen, seinen Aeußerungen Beifall zu geben, überhaupt sein Haus ihm angenehm zu machen. Wie sie denf Rath befolgt hat, und was daraus folgte, zeigen die hier folgenden Briefe.

2.

Adelheid S., eine hoch-religiöse, mitunter etwas schwärmerische Katholikin, Wittwe eines eben so gestimmten Mannes, verheiratete sich zum zweitenmal, ohne Liebe, durch Umstände bewogen, mit Külthal, einem redlichen, gewissenhaften Mann, in dem aber noch keine höhere Bedürfnisse aufgeregt waren, für den also auch das Christenthum noch keinen Werth hatte. Natürlich mogt' er keinen Theil nehmen, an ihren Morgen- und Abendandachten, in denen sie mit ihrem ersten Gatten so glüklich war. Das that ihr nicht nur weh, sondern sie machte sich auch eine Pflicht daraus, ihn dazu zu bewegen, oder, welches nach ihrer

Ansicht einerlei war, ihn frömmer und christlicher zu machen. Sie glaubte, eine Sünde zu begehen, wenn sie es unterließ. Ein religiöser, aber aufgeklärter katholischer Geistlicher, den sie darum befragt, zeigt ihr, daß sie noch nicht wissen könne, ob Külthal weniger religiös sey, als sie, weil Religiosität wie Liebe sich, bei verschiedenen Subjekten, auf ganz verschiedene Art äußere; wenn er aber auch weniger religiös sey, so können ihm Andachtsübungen nicht aufgedrungen werden. Blos ihr Beispiel könne ihm zeigen, ob sie gut wirken. Sie bleibt indeß immer im Zweifel darüber, und legt ihm ihre Skrupel vor, die er ihr aus dem Geist des Christenthums, und durch das Beispiel seines Stifters zu widerlegen sucht. Ihre religiöse Bedürfnisse werden indeß noch mehr aufgeregt; sie wird noch mehr von der Welt abgezogen, durch den Tod einer christlichen Freundin. Kurz hernach entdekt sie, daß ihr Külthal eigentlich ein Deist sey, und das schmerzt sie unbeschreiblich, besonders weil sie glaubt, daß er bei diesem Glauben, oder Unglauben, — nicht seelig werden könne. Theophan, der fromme Geistliche, sucht sie dar-

über zu beruhigen; macht sie aufmerksam darauf, woher es bei manchen Menschen, in einer gewissen Periode ihres Lebens, komme, daß ihnen das Christenthum nichts seyn könne; daß sie also Gott darum, wenn sie redlich die Wahrheit suchen, nicht verdammen werde. Er räth ihr indeß, mit Wahrheit und Wärme, von ihrem Christensinn zu zeugen, besonders aber durch ihr Betragen zu zeigen, daß er gut auf den Menschen wirke. So waren die Verhältnisse und die Stimmung der beiden Eheleute, als die folgende Korrespondenz begann.

3.

Edelwald und Aeone sind miteinander verlobt. Edelwald, enthusiastisch für alles Gute und Schöne, eitel auf seine Verlobte, die überall und durch Alles glänzen soll. Aeone, ein munteres, naives Mädchen, voller Wiz und Talent, das sie aus Liebe zu Edelwald vielseitig ausbildet, ob sie gleich über seine Eitelkeit spottet. Ihr Geschmak ist indeß Genuß des Landlebens und der schönen Natur. Nach dem Wunsch ihres Bräutigams gieng sie in die Residenz Stralau, um dort

ihre Talente ausbilden zu lassen. Er besteht darauf, daß sie die besten Meister nehmen, ihre Talente recht ausbilden und zeigen solle. Sie versichert ihn, daß er ihr Lob nächstens in der Zeitung für die elegante Welt lesen werde; er vertheidigt aber seinen Geschmak, nemlich seine Eitelkeit auf sie. Um ihn davon zu heilen, und ihm zu zeigen, daß man in dem städtischen Gewirre sich selbst nicht genießen könne, bittet sie ihn, zu kommen, läßt aber Alles gehen, wie es geht, nimmt alle Lektionen, die sie gewöhnlich nimmt, und weicht keinem Besuch aus, der sich meldet. Edelwald kann sie keine Stunde allein sprechen, und beklagt sich bitter darüber, was sie vorausgesetzen hatte. Er glaubt nun wirklich, daß sie an dem Stadtleben Geschmak gefunden habe, ist deßwegen im Begriff, eine Amtmannsstelle, obgleich nahe bei Hannover, auszuschlagen, und eine andere Stelle in Kassel anzunehmen. Aeone widerräth ihm dieß; ihr väterlicher Freund, Wandulf billigt es, und bewegt sie, in Edelwald zu dringen, daß er die Beamtenstelle annehmen möge. Edelwald nimmt sie an, wird mit seiner Aeone verbunden, und seine

Eitelkeit weicht der Liebe und dem Gefül des häuslichen Glüks. Aeone wird Mutter; und jezt feolt zu ihrem Glük nichts mehr. Beide Verbundene laſſen ſich's angelegen ſeyn, ihren Sohn gut zu erziehen. Sie machen eine kleine Reiſe über Hannover, den Harz und Bremen. Sie haben Gelegenheit, treffliche Beiſpiele in der Stolbergiſchen Familie zu ſehen, wie durch Liebe, Beiſpiel und Gewohnheit, religiöſer Sinn in den Kindern beiebt und erhalten wird. Das Einzige, wodurch manchmal die häusliche Glükſeeligkeit bei Aeone geſtört wird, iſt ihre übertriebene Aengſtlichkeit, die aus Mangel von Herrſchaft über ihre Phantaſie entſteht. Edelwald bildet ſich immer mehr zu einem edlen, krafevollen, feſten Mann, und Aeone zu einer guten, Alles rings um ſich her erheiternden Gattin, zu einer weiſe erziehenden Mutter, und zu einer allſehenden, ſorgſamen Hausfrau.

4.

Hugo, ein edler. fein-gebildeter Mann, mit Sinn für alles Schöne, und Abneigung gegen alle Vergnügungen, die nicht zugleich

dem Geist und Herzen etwas geben, hat sich verbunden mit Selane, einem nicht ungebildeten Mädchen, das wenigstens leicht durch ihren Gatten zu ihm heraufgehoben werden konnte, auch heraufgebildet worden wäre, wenn sie sich nicht aus Trägheit vernachläßigt, und am Ende den Muth verloren hätte, sich weiter fortzubilden. Wandulf, ein väterlicher Freund von beiden, ein Mann von ausgebreiteter Bildung und vieler Menschenkenntniß, entdekt bei einem Besuch diese Vernachläßigung, sogar in ihrem Anzuge, macht sie aufmerksam darauf, und weil dadurch eine Entfernung zwischen ihr und Hugo entstanden war, so räth er ihr, sich ihrem Gatten ganz zu öffnen. Zugleich erinnert er sie, daß sie ihrem Gatten mehr folgen müsse, als ihrer Mutter, einer eigensinnigen, despotischen Frau, die Alles so haben wolle, wie es ehemals in ihrer Haushaltung gewesen sey. Es zeigt sich aber, daß Selane allen Muth verloren habe, weil sie glaubt, ihr Gatte liebe sie nicht mehr, er liebe eine Andere, die ihn besser unterhalten könne. Hugo, den Wandulf darüber traulich fragt, gesteht dem Freund, daß ihm Selane nicht

mehr so nahe sey; daß sie sich aber von ihm zurükgezogen habe; daß ihr Geschmak, ihr Umgang, Alles ganz anders sey, als sonst. Er verspricht aber, ihr wieder entgegen zu kommen, thuts auch wirklich, und flößt dadurch der gedrükten Selane Muth ein, so daß sie sich auch wieder nähert, und sich nach seinem Geschmak zu benehmen sucht. Auch dem Despotismus ihrer Mutter entzieht sie sich, nach Wandulfs Rath, und macht die häuslichen Einrichtungen, wie es Hugo wünscht. Die Herzen vereinigen sich ganz wieder, nachdem sie ihm Alles bekannt hat, sogar ihre Eifersüchteleien. Nach einiger Zeit kommt ein alter, vertrauter Freund in die Nähe; er ist unzertrennlich von Hugo; sie unterhalten sich über Gegenstände, über die Selane nichts zu sagen weiß, und sie wird wieder eifersüchtig auf diesen Freund; nach Wandulf Rath bekennt sie aber auch diese Schwachheit ihrem Gatten. Er will sich von seinem Freund zurükziehen; Selane bittet ihn aber dringend, sie nicht so hart zu strafen, schlägt ihm vielmehr vor, den Freund in das Haus und in die Kost zu nehmen. Nach einigen Einwendungen giebt es Hugo zu, und das Klee-

blatt lebt eine Zeitlang sehr vergnügt zusammen. Aber endlich fand sich's, daß doch dadurch ihr eheliches Verhältniß allmälich zerstört wurde, daß Selane und der Freund sich näher kamen, und die beiden Eheleute sich ferner wurden. Alle drei bemerkten dieß, ohne die geringste Eifersucht; Alle drei beschlossen deßwegen, sich zu trennen, aber sich recht oft zu sehen. Jezt gieng alles besser, und es zeigte sich auch hier, wie bedenklich es ist, eine dritte Person, sey's auch ein vertrauter Freund, oder eine vertraute Freundin, ganz in das Haus, und gleichsam in die Eheverbindung mit aufzunehmen.

Erſter Brief.

Eſplandin an Edelwald.

Kaſſel.

Nun, vogue la galère! Ich will ſie heiraten. Amala Lindow iſt reich, ſehr gebildet, mehr, als mir manchmal lieb iſt, ſchön, ſehr ſchön. Warum ſollt' ich nicht? Ich weiß, Du ſchüttelſt den Kopf und machſt ein finſteres Geſicht, Edelwald; aber Du haſt unrecht. Ich ſage Dir, daß mich die soirées bei unſern feinen Damen, und die soupers fins mit unſeren unfeineren, anekeln, daß ich mich nur nach ihr ſehne, den ganzen Tag bei ihr ſeyn möchte, daß ſie mir ganz unausſprechlich gefällt, daß ich ſie liebe, — ſo warm, wie ein Mann von dreißig Jahren, der die Weiber und die Welt kennt, nur irgend lieben kann. Daß das nicht bleiben wird, weiß ich. Wann wäre je die Liebe zu einem Weibe geblieben? Blüten

sind bestimmt, um abzufallen; ein Champagnerrausch kann nicht immer bleiben, soll's auch nicht. Aber dafür ist sie gefällig, gutmütig, ich möchte sagen, willenlos; das wird bleiben, und mich glüklich machen, weil sie mich mit ihren Ansprüchen nicht quälen, mich nicht einengen wird. Man sagt, sie habe keinen Charakter. „Desto besser!" anwort' ich. Die Sache des Manns ist es, Charakter zu haben, und die Sache des Weibs, ihrem Mann zu folgen. Das ist der Geschlechtscharakter, sollt' es wenigstens seyn. Daß sie keine Aeone ist — nun! ich bin auch kein Edelwald. Und die Wahrheit zu sagen: für mich wär' eine Aeone viel zu — hochfliegend, zu geistig, zu eigenwillig; machte mir zu viel-Ansprüche, kurz: sie wäre zu gut für mich. Du bist nun einmal so ein eigener Mensch. Du kannst Dir eine Welt schaffen, in Einem Wesen Alles finden, Dir den einfachsten Lebenskreis alle Tage mit neuen Blumen und anders dekoriren. Das kann ich nicht. Mir ist Abwechselung nötig. Ich muß eine Welt haben, wenn ich in Einer leben soll. Eine mir zu schaffen; dahin reicht meine Phantasie nicht. Kurz: Amala ist mir

ſo ganz recht, wie ſie iſt, und ich werde ſie heiraten.

Ja, heiraten, Edelwald! Daß ich ſo ſehr gegen ſolche Verbindungen war, kannſt Du mich nicht verdenken, wenn Du unſere Weiber vom Ton ſo kannteſt, wie ich. Das puzt ſich, legt alle Reize zur Schau, drängt ſich an die Männer an! Das wizelt, ſentimentaliſirt, naiviſirt, mediſirt, kokettirt! Sie machen es ſo handgreiflich, daß ſie gefallen, und nur den Männern von Ton, und nur durch äußere Reize gefallen wollen. Jede Schmeichelei, auch die impertinenteſte, wird mit einem ſo ſüßen Lächeln aufgenommen; jede wizige Zweideutigkeit wird mit einer ſo ſchalkhaften Miene erwiedert, mit einem Fächerſchlag, und Einem: „Sie ſind recht unartig!“ das, mit dieſem Blik begleitet, ganz deutlich ſagt: „Sie ſind ein allerliebſter Menſch!“ Die Mädchen machen es Einem ſo leicht, ihnen nahe zu kommen; werfen ſo ſichtbar ihre Angeln aus, ob nicht ein Fiſch anbeißen will, oder zehen, welches ihnen noch lieber wäre. Wer will ein ſolches Mädchen zur Frau haben? Gewis die, die ihnen am Meiſten den Hof machen, am We-

nigsten; denn sie kennen sie am Besten. Man findet an ihnen Caïsse, allenfalls Aspasien, Ninons, aber keine Hausfrauen. Man hat so viel an ihnen, ohne Heirat, als wenn man mit ihnen verheiratet wäre, und noch mehr, weil sie sich vor dem Liebhaber, in all ihrem Reize zeigen, vor dem ehelichen Gemal aber gewis in der abgespannten, natürlichen Gestalt erscheinen, die dem Vernehmen nach, weit weniger reizend seyn soll. Warum sollte man sie denn heiraten? Neulich waren wir auf einem Bal in W., wo sich natürlich alle wirkliche und soi-disant Schönheiten versammelt hatten. Ich trat herein, in Begleitung etlicher Freunde, mit allem Glanz, den ein Paar Bänder und eine reiche Offiziers-Uniform, einem, eben nicht häßlichen Weltmann geben können. Das war ein Umsehen, ein Ohrenflüstern, ein Minaudiren, ein Versuchen von mancherlei Attituden, um Aufsehen zu erregen! Mancher schalkhafte, naive, feurige Blik streifte an uns vorbei, als gält' er uns nicht, und galt uns doch. Mancher Schleier wolt' in keine rechte Lage kommen, damit man ihn in recht viele reizende Lagen falten konnte. Die Damen schienen von

der Virtuoſin Hendel gelernt zu haben; nur waren die Attitüden nicht im heroiſchen Styl, und die Damen keine Madonnen. Wir machten manchmal eine falſche Attake zur Rechten, d. h. wir machten Mine, uns auf die Eine Seite zu erheben; und gleich waren die Damen an dieſer Seite, in der mannichfaltigſten Bewegung, — natürlich unter ſich. Sie hatten ſich ſo viel zu ſagen, ſo viel miteinander zu lachen, zu ſchäkern, zu ſpotten. Das Minenſpiel gieng ſo raſch, in den Bliken war ein ſo reizendes Leben, die ſchönen Arme zeigten ſich ſo natürlich, — es verſteht ſich, daß man auf uns gar nicht achtete, uns gar nicht ſah. Wir veränderten unſer Manövre und wandten uns auf die linke Seite: jezt kam hier Alles in Bewegung und dort Alles in Ruhe, hier in eine triumphirende Bewegung, dort in eine verdrießliche Ruhe. Als wir uns nun deployrten und mit einem air non-chalant, und ich, wie ein ächter homme à bonne fortune, einer ſehr freundlichen Aufnahme gewis, uns zu den Schönſten wandten, da waren alle verſtolene Blike auf dieſe gerichtet, und das unbedeutendſte Wort wurde ſo freundlich erwiedert, als ob

man ihnen damit ein Glück angekündigt hätte. Man that alles Mögliche, um mich fest zu halten durch Augen und Ohren; und der Blik wurde sichtbar finsterer, als ich mich weg erhob, eben so cavalièrement, wie ich gekommen war.

In Ernst, Edelwald; was läßt sich von so gefallsüchtigen, mannsüchtigen, so unweiblich-zuvorkommenden, so sichtbar anlokenden Mädchen erwarten, die Männerwerth und Alles, nur nach dem äußeren Schimmer beurtheilen, und hauptsächlich nur glänzenden Männern gefallen wollen? Ihr ganzes Wesen spricht ja aus: „wir wollen nur Eroberungen machen, nur Andere in Schatten sezen! Um äußeren Glanz ist es uns allein zu thun! Durch äußere Reize allein wollen wir einnehmen! Die Sinnlichkeit, Lüsternheit der Männer wollen wir aufregen; mit dem übrigen mag es werden, wie es will.“ Wer will sich für immer mit einem solchen Wesen verbinden?

Aber mit einer Amala wol! Ihrer bin ich gewis, und was noch mehr ist, ihrer Gutmütigkeit. Sie liebt mich; glaubt Alles, hofft Alles, duldet Alles, wie die Liebe. Sie hat

Vermögen. Mit 10,000 Thlr. Einkünften und einem solchen Weibe kann man Abwechselung in sein Leben bringen, und die Einheit ruhig in seinem Hause genießen, wenn man der Abwechselungen müd' ist. Amalia soll nicht gekränkt werden; das darfst Du meiner Klugheit zutrauen, und das Uebrige? — Nun, Edelwald; Du wirst doch nicht verlangen, daß wir Andere, mit anderem Geist, und mit ganz anderer Reizbarkeit, uns den Regeln der gemeinen Moral unterwerfen sollen? Kann das auch Gesez für den Löwen seyn, was Gesez für das wiederkäuende Hornvieh ist? Soll der Adler leben wie die Bewohner des Hünerhofs, die auf das „Pipi!" zusammenlaufen und ihr mäßiges Futter bekommen, Einen Tag wie den Andern? das willst Du wol selbst nicht, Edelwald. Daß Du, hoher Genius, den ich nie erreichen kann, so lebst, wie Du lebst; das ist bei Dir nicht Sache der Pflicht, sondern des Geschmaks. Dir ekelt vor Allem, was man in der gemeinen Sprache, Ausschweifungen nennt. Ekelte mir auch davor; so würd' ich sie meiden, wie Du. Außerdem schwelgst Du auf andere Art, mit Deiner Phantasie und Deinem

Herzen. Daß Du ein Wesen gefunden hast, das dieser üppigen Phantasie und diesem sentimentalisch-wollüstelnden Herzen genug thut; wol Dir! Wer eine Haarlemer Orgel zu seiner Disposition hat, kann allenfalls ein Orchester entbehren: aber kann sie Jeder haben, und auch spielen, wenn er sie hätte? Daß ich nicht so geistig schwelgen kann, wie Du, das ist nicht meine Schuld; und daß ich keine Aspasia, keine Ninon fand, die mich immer fesseln konnte, — warlich! auch nicht. Also nimm mich eben, wie ich bin. Daß ich ehrlich bin, und ein treuer Freund meiner Freunde; daß mich das Große, Schöne, Edle anzieht, wo ich es finde, daß ich das Größere ehre, das Erhabene verehre, das weißt Du. Und ich denke, das ist Dir genug. Laß mich übrigens meinen Weg gehen, wie ich Dich den Deinigen. An jedem Standort des Schönen, Großen, treffen wir uns doch.

Vor meiner Heirat muß ich aber erst die jetzige Hauptstadt von Europa, das Babylon, Athen, Rom der neuen Welt, Paris noch einmal sehen, und genießen mit all seinen Herrlichkeiten, von der Zunge des Gourmands an

bis zu dem feinen Sinn des Kunſtkenners, den Titian und Rafael überfüllt mit Genuß. Ich werde dort bleiben, — ſo lang' es mir gefällt, und genießen — was mir ſchmekt. Dafür hab' ich meine Sinne und meinen Sinn. Dafür iſt Amala mit 10,000 Thlr. Einkünften, meine Braut.

Ich höre, Du reiſeſt nach der Schweiz, Edelwald. Das iſt etwas für Dich; aber nicht für mich. Doch treffen wir uns vielleicht irgendwo; das wär' eher etwas. Solche Naturen lieb' ich. Adio.

Zweiter Brief.

Edelwald an Esplandin.

Werdau.

Ich kenne Dich nicht mehr, Esplandin, oder ich habe Dich vielleicht nie gekannt. Welch ein Brief, den Du mir schriebst! Welche Grundsäze! Zwar wußt' ich es zum Theil und ahnet' es noch mehr, daß Du das andere Geschlecht nach ganz anderen Prinzipien behandelst, als das unsrige; daß die Weiber Deiner Rechtschaffenheit bei Weitem nicht so trauen können, wie wir. Es flog mir schon mehrmals durch den Kopf, daß es wol von Dir gelte, in Hinsicht auf die Weiber, was Thucydides von den Lacedämoniern in Hinsicht auf die Ausländer sagt, was auch von den jezigen Engländern und Franzosen gilt, Du beobachtest zwar im heimischen Verkehr (gegen Männer) Rechtlichkeit; aber gegen Auswärtige (gegen Weiber) erklärst Du das Beliebige für löblich, und das Nüz-

liche für recht. Aber ich ſah Dich blos unter Weibern, die Dich mit gleicher Münze bezalten, alſo nichts Beſſeres verdienten. Ich ließ es gehen, weil ich eben nicht fand, daß ſich Dein Charakter dadurch verſchlimmerte; weil ich wußte, daß Du zwar ohne ein Weib, aber nicht ohne Weiber, auch kaum ohne kleine Intriguen leben kannſt. Doch tolerirt' ich's nur an Dir, weil ich Deinen Sinn für alles Große, Gute, Edle, beſonders Deine Anhänglichkeit an Freunde, und auch an mich kannte. Ich dachte mir Deine Reizbarkeit, Deine Erziehung, Deine Umgebungen im Militär; und ſo hielt ich Dein Weben und Leben mit Weibern für ein gewohntes Eitelkeits- und Intriguenſpiel, das Du über kurz oder lang, ſelbſt überdrüßig werden würdeſt. Aber ein Mädchen, wie die gute Amala heiraten, mit einem ſolchen Sinn, zu ſolchem Zweck; ihren Glauben an Dich und ihre Liebe zu Dir, ſo ſchändlich täuſchen: nein Eſplandin, das darfſt, das ſolſt Du nicht, oder ich bin Dein Freund nicht mehr. Du ſolſt ſie nicht heiraten, und überhaupt nicht, weil Du kein Weib glücklich machen kannſt. Sage mir nichts von Deiner Liebe zu ihr, oder vielmehr

von Deiner Verliebtheit. Du weißt selbst, daß das nicht bleiben wird; und ich weiß, daß es nur ein Lüsteln ist, das sich auf ihren schönen Teint, ihren graziösen Wuchs und auf den Blik ihres himmelblauen Auges gründet, — auf sinnliche Reize, die durch ihre treue Anhänglichkeit an Dich, durch das, überall sich aussprechende Zutrauen zu Dir, noch mehr erhöhet werden, für Deinen lekeren, nach allem Pikanten so gierigen Geschmak. Wenn dann dieser Reiz nicht mehr neu ist; wenn Du Deine gourmandise sentimentale befriedigt hast: so wirst Du Langeweile bei ihr fülen, die Langeweile auf jede Art zu vertreiben suchen, wirst verschwenden und ausschweifen, sie wird schmachten und seufzen. Du wirst sie unglüklich machen und wie ein Bösewicht an ihr handeln, wenn Du auch noch kein Bösewicht bist.

Du wirst es aber werden. Esplandin; ich wiederhole Dirs, Du wirst es sicher werden. Schon das, daß Du Alles so planmäßig betreibst, Dir den Lebensplan eines Lüstlings vorzeichnest; und recht conamore von seiner Ausführung redest; daß Du also nicht nach und nach in den Strudel kommst, sondern Dich

darin baden wilſt, — das iſt mir ein ſicheres Zeichen. Ein verſäzlicher Lüſtling wird bald ein Wüſtling, und ein Wüſtling wird zum Böſewicht, ſobald ihn die Umſtände treiben, was bei Dir nicht ausbleiben wird. — Wenn das Genialität iſt; ſo bewahre uns Gott und jeder Genius der Menſchheit vor Genialität. Solche Genies ſind Vulkane, die ſich herrlich ausnehmen in der Ferne, Stoff geben für Maler und Dichter; auf denen aber nichts gedeiht, die zerſtörend ſind in ihrer ſataniſch-genialiſchen Exploſion, und ein todter Aſchenhaufe, wenn ſie ausgelöſcht ſind. Und daß Du nun gar winkſt, es müſſe für geniale Menſchen eine eigene Moral geben, oder gar keine! Du und Deines Gleichen hatten alſo Löwennatur, nur mit dem Unterſchied, daß Ihr das erwürgtet, was Euch liebte? Den Raubvögeln wäret Ihr gleich, nur daß Ihr das zerfleiſchtet, was ſich in Euren Schuz begäbe? — Eine vermaledeite, hölliſche Genialität! Gewöhnliche Bäche ſolte man alſo in Bette leiten, ihrer verheerenden Flut Dämme entgegenſezen; aber dem Niagara nicht? Der feinere, reinere Theil unſeres Geſchlechts, die Weiber, und noch dazu die Beſten unter

ihnen — und nach ihnen lüstet ihr! — wären also geschaffen zum Fraß für Euch, wie es manche Thiere für den Löwen und Adler sind? Warlich! Aas gebührt Euch, aber nichts Lebendiges. Ist es wahr, daß Sittlichkeit zum Wol des Menschengeschlechts unentbehrlich ist; daß die Menschheit nur dadurch ihre Bestimmung erreichen kann; ist Laster nicht blos ein willkührlich-proklamirtes, sondern seiner Natur nach, ein wirkliches Uebel, — woran Du keinen Augenblik zweifeln wirst, wenn man Dich, auch nur vier Wochen, in eine Kolonie von Bösewichtern sezte — so müssen die Menschen sittlicher seyn, in dem Maaße, wie sie mehr Kräfte, Talente, Genialität erhalten haben, also mit mehr Energie auf Andere wirken können. Mag es seyn, daß ein genialischer Mensch, bei dem, mit dieser Genialität verbundenen hohen Grad von Reizbarkeit, sich leichter vergehen kann, und ärger als ein anderer; daß er auch seine Fehler leicht wieder gut machen kann, eben durch die hohen Kräfte seiner Natur: aber die Erlaubniß, sich so zu vergehen, zu einem Recht der Genialität, zu einem Privilegium für ausgezeichnete Menschen zu ma-

chen, alſo Unſittlichkeit zu einem Ingrediens hoher Talente zu erheben: das iſt eine Satanität, ein ſataniſcher Genieſtreich, der die Sittlichkeit zum Gemeinen herabzuwürdigen ſucht und gewis ſeinen Zweck nicht verfehlt bei jungen Brauſeköpfen, die es nur zu leicht fülen, daß ſie wenigſtens dieſes Ingrediens der Genialität in ſich tragen, und es gerne nuzen mögten. Ferne von Dir ſei ein ſolches Höllenſyſtem! Könnteſt Du es treu befolgen; ich würde Dich fliehen, wie den Satan, ob ich gleich kein Weib bin.

Und daß dieſe unſchuldige Amala Dich liebt; daß es Deiner Geſtalt, Deinem Weltton, Deinem hoch-männlichen und doch ſanft-anſchmiegenden Weſen gelungen iſt, ihre idealiſche Sinnlichkeit zu feſſeln, und Deinem hochaufflammenden Enthuſiasmus für das Gute und Schöne, ihr kindlich-fülendes, kindlich-glaubendes Herz Dir zu gewinnen; daß ſie Dir dies Herz ganz hingab, mit dem zweifelloſen Zutrauen, Du ſeyeſt ein edler Mann, weil Du Anwandlungen von Edelſinn haſt: — eine Amala glaubt nie halb, giebt und iſt nichts halb — rührt Dich das nicht, Eſplandin? Könnteſt Du ein

solches Heiligthum von Reinheit und Kindlichkeit zerstören, und ein Herz zerfleischen, das nur in und durch den Einen lebt, dem es sich hingab, das für alle unsere Männer — Wenige ausgenommen, zu gut ist, weil ihm der Sinn für schlechte, für irgend etwas Schlechtes fehlt? Und warum? Damit Du Deine Lüsternheit, sey's auch eine Herzenslüsternheit, sättigen, in den geistigen Reizen dieser Unschuld schwelgen und Deine übrige wilde Begierden durch ihr Geld befriedigen kannst? Amala hat keinen Charakter, sagst Du. Und ich sage Dir, sie hat den Charakter eines Weibs, das sich anschmiegt an den Mann, wie der Weinstok umschlingt den Eichbaum, an ihm emporwächst, und süße herrliche Früchte bringt. Sie hat Charakter genug um zu leiden, tief und schrklich zu leiden, wenn sie sich getäuscht sieht; wenn der, der ihr Einziges und Alles war, sich kalt von ihr wendet, und etwas Neues sieht, für sein vielseitiges, zerrissenes, von Genußdurst immer schmachtendes Wesen, und ihr Herz mitnimmt, wie man einen Arm abnimmt, an dem man nur noch Schmerz fült.

Nein; Du darfſt und ſolſt Amala nicht heiraten, und ich hoffe Du wirſt auch nicht.

Denn ſchon Deine Reiſe nach Paris macht ſie unglüklich, und das mit Recht. Jeder Jüngling, der freiwillig reiſet, wenn er um ſeine Braut ſeyn kann, zeigt, daß er ſie nicht liebt. Der Brautſtand iſt ein ſo heiliges Paradies, von Unſchuld, Liebe und Seeligkeit; es iſt ſo unausſprechlich ſüß, den Erguß eines reinen weiblichen Herzens, einzuſaugen in ſein Herz, und ihn zu erwiedern durch gleichen Erguß, daß warlich! der Menſch keinen Sinn für dies hoch-poetiſche Leben haben, oder daſſelbe nicht fähig ſeyn muß, wenn er es freiwillig verläßt, und ſich in der Welt herumtreibt, um Gemälde und Antiken anzuſtaunen, oder auf Berge zu klettern, oder gar, um Opern und Ballets zu ſehen. Das Alles erſezt keine Braut, giebt dem Herzen nichts. Und fände gar der Bräutigam auf der Reiſe etwas für ſein Herz, oder nur ein Weſen, das ihn anzöge, das in ihm die Ahnung wekte, es könn' ihm vielleicht mehr geben, als ſeine Verlobte; wie iſt dadurch ſchon das ganze Paradies, vielleicht die ganze Ehe geſtört! Und nun gar eine Reiſe

nach Paris, das für die meisten Fremden nur Frivolitäten, und für Dich Lüstling, nur verbotene Reize hat, — das heißt, ein Heiligthum der Liebe verlassen und sich in einen Strudel von Zerstreuungen stürzen; es heißt, mitten aus einem Dresdener Te-Deum in ein Possenspiel gehen, oder vom Rigi zu einem Maskenbal. Und wie das arme Mädchen zu Hause warten, schmachten, bangen muß, bis zur Zurükkunft! Nein, Esplandin, wenn Du auch die heillose, unheilstiftende Idee aufgäbest, so darfst Du doch Amala nicht heiraten, blos weil Du sie fassen, weil Du so etwas wollen konntest.

Heirate Du die stolze genialische Thorilda, die lüsterne Bertha, oder die kokette Elmire. Sie sind ja alle drei, auch reich! Aber sie werden Dich mit gleicher Münze bezahlen, daß mir Du auch einmal empfindest, wie Lüsternheit, Koketterie und verkehrte Genialität in der Ehe schmekt.

Dritter Brief.

Roſalie Grambeld an ihre Mutter.

Brandhorſt.

Wie mirs geht? fragen Sie mich liebe Mutter; und die Frage ſezt mich wirklich in Verlegenheit. Ich bin nicht unglüklich, und nicht glüklich; mir iſt nicht wol, und nicht weh. Ich vegetire eben ſo hin, ohne vorwärts, oder rükwärts, oder auf die Seite zu ſehen. Und wenn ich das nur kann; dann iſt mir am wolſten. Aber wenn mirs verſchwebt, was ich genießen und werden könnte, bei einem andern Mann; wenn ich andere gebildete Männer ſehe, und wie ſie ſich fortbilden, und ihre Weiber mit fortziehen, heraufheben, elektriſiren, magnetiſiren, dann blutet mir das Herz. Manchmal mach' ich mich dann an Grambeld, um ihn wenigſtens fülen zu laſſen, wie weit er zurük iſt. Ich fraz' ihn etwas, was alle Männer ſeines Gleichen wiſſen, damit er beſchämt werde, wenn er

es nicht weiß. Als ich allem Umgang entsagt, und mich in mich selbst zurükgezogen hatte, las ich viel, selbst Uebersezungen von Griechen und Römern, weil mich aus ihnen ein hoher, hebender Geist ansprach. Ich rede manchmal mit ihm davon, oder vielmehr: ich versuche, mit ihm zu reden, red' aber eigentlich allein; denn Grambold sagt verlegen ein Paar Worte, giebt mir und Homer und Sofokles und Cicero recht, und macht, daß er fortkommt. Sichtbar meidet er mich dann, den ganzen Tag über, wenn ich einen solchen Versuch mit ihm gemacht habe. Neulich waren wir bei Holtiz, wohin ich ihn manchmal schleppe — ja, recht eigentlich schleppe, — damit er nur manchmal in gebildete Gesellschaft kömmt. Von Schlegels trefflichen dramaturgischen Vorlesungen war gerade der zweite Theil angekommen; wir sprachen Manches über dessen Beurtheilung der französischen Tragiker, und die Unterhaltung lenkte sich auf die französische und teutsche Liebe, und auf deren verschiedenen Ausdruk bei den Schriftstellern beider Nationen. Sie wissen, liebe Mutter, wer nur irgend etwas von unserem Schiller und Göthe,

und etwas von Racine und Corneille geleſen hat, der fült dieſen Unterſchied. Er iſt am Auffallendſten in der Art wie Teutſche und Franzoſen Heloiſens Liebe dargeſtellt haben. Grambold langweilte ſich dabei zum Sterben. Endlich ſagt' er, Wieland wiſſe doch unter den Teutſchen, am beſten, was Liebe ſey. Er habe unmöglich einen Hippias und eine ſchöne Danaë ſo darſtellen können, wenn er es nicht wiſſe. Von Franzoſen habe er indeß auch Einiges geleſen, woraus man ſehe, daß ſie ſich auf Liebe verſtehen. Sie können denken, wie mir zu Muth war. Ich kenne ſeinen Hang zu Ausſchweifungen, der kaum zurükzuhalten iſt. Noch neulich hab' ich, ohne mein Zuthun, einige Beweiſe ſeines ehemaligen Wüſtlingslebens, in die Hände bekommen, durch die ich ihn öffentlich beſchimpfen konnte. Dieſen Hang nun ſo öffentlich zu verraten, in Gegenwart von Holtiz und ſeinem edlen Kreiſe; all dieſen Menſchen ſelbſt zu beurkunden, daß man keinen Sinn habe für die höhere Liebe, die allein dieſen Namen verdient: das war mir unerträglich. Ich glaubt' ihn recht beſchämen zu müſſen. „Du haſt wol übel gehört, Gram-

bold!“ sagt ich. „Wir sprachen von Liebe; nicht von Wollust. Für diese hättest Du den feinen Wieland nicht anzuführen brauchen. Du hättest eine noch kräftigere Darstellung ganz in der Nähe gefunden; und noch dazu eine praktische.“ — Holtiz wohnt in der nemlichen Straße, in der die berüchtigsten Mädchen wohnen. — Er wurde roth, sammelte sich aber bald, und sagte mit erzwungenem Scherz zu der Gesellschaft: „Im Punkt der Liebe ist man doch den Weibern nie fein und gelehrt genug.“ Jezt stand er auf, und besah die neuen Kupferstiche, die angekommen waren. Es war bitter, liebe Mutter, was ich sagte; sehr bitter. Aber glauben Sie mir, Grambold muß jezt etwas streng gehalten werden, wenn er auf gutem Wege bleiben soll. Hielt ich ihn nicht sorgfältig von allen Gelegenheiten zurük, wo er in seine alte Ausschweifungen verfallen könnte; er wäre schon längst wieder eben so ausschweifend wie vorher. Die Hazardspiele, die Trinkgelage, und die leichten Mädchen ziehen ihn noch allzu sehr an; und ich habe erfahren, was daraus entsteht, wenn er sich ihnen wieder hingiebt. Schreiben Sie mir aber doch Ihr

re Meinung über mein Betragen, mit Ihrer gewöhnlichen Freimütigkeit und Mütterlichkeit. Immer ist mirs, als sey mein Gewissen nicht ganz ruhig, wenn Sie mir noch nicht Ihren Beifall bezeugt haben.

Vierter Brief.

Adelaide B. an ihre Tochter, Rosalie Grambold.

Holdheim.

Dein Gewissen hat Dir einen Wink gegeben, liebe Rosalie; daß Dein Betragen Tadel verdiene, indem es Dich auf mich verwies. Es würde Dir gewis mehr gesagt haben, wenn Du es ruhig an- und ausgehört hättest. Wie ist es doch möglich, daß Du Dir ein solches Betragen gegen Deinen Gatten erlauben, daß Du ihn absichtlich beschämen, in Verlegenheit sezen, drüken, daß Du ihm solche ausgedachte Bitterkeiten sagen kannst? So gut Deine Absicht dabei seyn, oder so sehr Du Dich darüber täuschen magst; Du hast aufgehört, ein Weib zu seyn, Du suchst die Despotin Deines Gatten zu werden; das unnatürlichste Verhältniß zu gründen, das es auf der Erde geben mag. Eine Frau, die an Bildung ihren Mann über-

trifft, die ſich ein Uebergewicht von Verſtand und Einſicht nicht verbergen kann, hat ſchon alle Weisheit, Klugheit und Feinheit nöthig, um ihren Mann nicht zu überglänzen, zu drüken, keine Blöße von ſeiner Seite zu veranlaſſen, wenn ſie das Alles auch ehrlich nicht will; ſie ſezt ſich gleich in Schatten, wenn es ſich einmal trifft, ohne ihr Zuthun, ihre Abſicht. Wie empörend muß es dann ſeyn, ein Weib zu ſehen, die das will, die abſichtlich beſchämt, den, deſſen Namen ſie trägt, der ihr Stolz und ihre Ehre ſeyn ſolte! Wäre der Zwek noch ſo edel; liebe Tochter, der Zwek rechtfertigt die Mittel nie. Man darf nichts Böſes thun, damit Gutes daraus entſtehe. Der Menſch iſt Werkzeug in der Hand des höchſten Weſens; aber dieſem nicht unentbehrlich zu Erreichung ſeiner Zweke. Er hat alſo nur zu thun, was recht und gut iſt, unbekümmert darum, ob ein Zwek und welcher dadurch erreicht wird. Das iſt Gottes Sache; aber nicht die ſeinige dies willkührliche Erheben an Gottes Stelle, um gewiſſe gute oder für gut gehaltene Zweke auszuführen, ohne Rükſicht auf die Mittel, — es zeugt von einem Titanengeiſt, der

früher oder später, ein Titanenende nehmen muß, beiße nun der Zwek, Völkerfreiheit oder Mannsbesserung. Und nun gar, dieser Geist in einem Weibe! Du warst tausendmal besser, Rosalie, als Du, verkannt von Deinem Gatten, blos Deiner Pflicht lebtest, aus Pflicht entbehrtest, und es still trugst, wenn Dich Dein Grambeld verkannte. Du mußt auch glüklicher in Deinem Inneren gewesen seyn, als jezt. Und denkst Du, daß Du mit diesem Drüken, dieser Beschämung, diesen Bitterkeiten, etwas an Deinem Gatten bessern werdest; daß Du ihm Bildung, Fortbildung angenehmer machen könnest? Er muß ja alle Bildung täglich mehr hassen, wenn sie solche Früchte bringt, wie er an Dir sieht. Immer muß es sich bei dem Gebildeten in Handlungen zeigen, daß Bildung gerechter, billiger, schonender, humaner mache, daß man dadurch pflichttreuer werde in jedem Verhältniß, jeder Lage des Lebens. Fehlt es daran, so ist die sogenannte Bildung, eine aufgeklebte Wisserei, die nur eitel macht, also verbildet und herabsezt an wahrem Menschenwerth. Ein Mensch, der sich nicht in seine Verhältnisse zu schiken

weiß, oder gar sich nicht hineinschiken mag, ist weniger gebildet, als der einfache Landmann, als die Bauersfrau, die die Lasten ihres Hauswesens trägt, und ihren Gatten und ihre Kinder versorgt, so gut sie's versteht. Das wird Dein Grambold früher oder später fülen, wenn er sich's auch nicht deutlich entwikelt; oder vielmehr: er fült es jezt schon. Jezt wird er nur noch gehalten in seinen Sklavenketten, durch das Bewußtseyn, daß Du manche seiner ehemaligen groben Ausschweifungen entdekt hast; das wird aber nicht immer so bleiben und vielleicht nicht lange mehr. Die Ketten werden ihm über kurz oder lang unerträglich werden, er wird sie losreissen, selt' er sich auch bis auf die Knochen verwunden. Und dann ist er unwiederbringlich verloren, — Rosalie; ich schreib' es mit schwehrem Herzen, — durch Deine Schuld.

Wie anders benimmt sich ein Weib, das weiblich auf ihren Gatten zu wirken sucht! Sie hütet sich sorgfältig, ihn nie zu drüken; denn wer uns drükt, den lieben wir nicht. Sie sezt sich immer, wie man sagt, au niveau von ihm, ohne daß er es nur ahnet, sie läßt sich herab, zu ihm. Sie umschwebt ihn, wie ein

guter wohlthätiger Genius, um ihn zu heben; aber tief, unvermerkt, durch Aufregung seiner inneren Kraft. Sie sucht ihm Geschmak einzuflößen an Lektüre, an Musik, an geistigen Vergnügungen. Was ihn am Meisten interessiren kann, lieset sie ihm vor, oder erzäle's ihm, wenn er das Vorlesen noch nicht leiden mag. Von seiner Lieblingsneigung, seinem Steckenpferd geht sie aus, und führt ihn auf etwas Besseres, Höheres. Sie nimmt Theil an seiner Art von Vergnügen, so weit es dem Weib anstieht, und rechnet darauf, daß er auch an ihren Theil nehmen werde. Sie fordert's nicht, scheint es nicht einmal zu erwarten; sie weiß, daß es sich von selbst giebt. Vor andern, etwas höher gebildeten Menschen, schont sie ihn nicht allein, sondern sie sucht ihn auf alle Art zu heben. Er hat hier oder da eine Bemerkung gemacht, die sie anbringt; er hat eine Einrichtung getroffen, von der sie erzält. Sie leitet das Gespräch auf etwas, was er weiß. Sie fragt ihn darum, damit er hereingeflochten werde in die Unterhaltung. Das Alles ist bei ihr mit sichtbarer Liebe tingirt. Je mehr Achtung man ihr in einer Gesellschaft

erweiſet; deſtomehr Achtung zeigt ſie ihrem Gatten. Sie zwingt die Menſchen, ihm mit Achtung zu begegnen, weil ſie ihm ſo begegnet. Auch erſcheint er den Meiſten wirklich gebildeter, weil eine gebildete Frau ihn achtet. Indeß vergißt ſie dabei nicht, ihm fülbar zu machen, die Nothwendigkeit einer höheren Bildung, und mit der Zeit, in ihm aufzuregen, das Bedürfniß. Eigentlich macht ſie jene Nothwendigkeit ihm nicht fülbar; ſie hindert es nur nicht, wenn es ihm manchmal, durch Lage und Umſtände fülbar wird und werden muß. Und das Bedürfniß weckt ſie durch ihr ſtilles Beiſpiel. Sie kommt ihm ſo heiter, ſo ſeelig entgegen, wenn ſie ſich in der Einſamkeit mit einer guten Lektüre beſchäftigt hat. Sie weiß ihn ſo gut zu unterhalten, ſich ihm ſo intereſſant zu zeigen, daß in ihm natürlich der Wunſch entſtehen muß, auch in der Einſamkeit ſo heiter zu werden, ſo gut unterhalten zu können, ſo intereßant zu ſeyn. Sie reicht ihm ſo manchen duftenden Strauß von den Blumen, die ſie ſelbſt gezogen hat, daß er Luſt bekömmt, auch Blumen zu ziehen. Kurz: ſie

hebt ihn zu sich herauf, ohne daß er selbst weiß, wie und wodurch es geschehen ist.

O Rosalie! Du solltest die Gräfin B. sehen, die, wie Du weißt, einen ungebildeten, vielleicht keiner Bildung empfänglichen Mann geheiratet hat. Ob sie ihn hätte heiraten sollen, und warum sie sich mit ihm verbunden hat, das will ich nicht entscheiden. Aber jezt, da sie einmal seine Frau ist, behandelt sie ihn mit einer Zartheit und Klugheit, der allen Weibern in ähnlichen Lagen, zum Muster dienen könnte. Er liebt kaum etwas Anders, als Pferde und Hunde, und die, die sie pflegen; war auch ehemals milder, wenigstens gegen die Lezten, als gegen seine Unterthanen, so daß man ihm nachsagt', er behandle die Hunde wie Menschen und die Menschen wie Hunde. Nun macht sie sich bekannt mit allen Anekdoten von der Treue der Hunde; und wenn nun der Graf dadurch ins Gespräch gezogen ist, macht sie ein Paar Bemerkungen über die Treue überhaupt, geht über zu der Treue der Weiber, zur Treue gegen Freunde, und sentimentalisirt so eine Weile fort, bis man an dem Grafen bemerkt, daß er nicht mehr Theil nimmt, da dann gleich

wieder ein Hund ſeine Rolle ſpielen muß. Neulich erzälte ſie eine Anekdote von einem Pferde, das keinen Deſpotismus dulde, die ſehr merkwürdig und zugleich ſehr lehrreich für den Grafen war. Ein Offizier kaufte auf Empfehlung des Stallmeiſters in W. einen Senner *) der als Eins der unermüdlichſten Pferde bekannt war. Er verſuchte, in einem Tage zehen Meilen zu reiten, und das Pferd machte den Weg im Winter, ohne große Beſchwerde. Er verſuchte elf, zwölf Meilen, und das Pferd that willig, was er wolte. Jezt wettet' er mit anderen Offiziers, daß er fünfzehn Meilen reiten wolle, und auch dieſe wurden geritten, doch mit harter Anſtrengung des Pferds. Das war dieſem zu viel. Als ſich der Offizier einige Tage darauf, wieder aufſezen wolte, bäumte ſich der Senner, machte die tollſten Sprünge, und ruhte nicht, bis er ſeinen Reuter abgeworfen hatte. Der Offizier machte mehrere Verſuche, aber vergebens. Er wurde jedesmal abgeworfen; wenigſtens gehorcht' ihm das Pferd durch-

*) Pferde, die in einer Heide wild aufwachſen, und etwa im dritten Jahr eingefangen werden, heißen ſo.
A. d. H.

aus nicht. Er mußt' es verkaufen. Ein Kaufmann in einem Landstädtchen kauft' es auf den Rath des nemlichen Stallmeisters, und es folgt' ihm willig. Einige Zeit hernach sieht der Offizier den Kaufmann auf seinem Sonner daher kommen, und ist ganz erstaunt darüber, daß sich das Pferd von ihm reiten läßt. Er bittet den jezigen Besizer, ihm das Pferd nur auf eine Viertelstunde zum Reiten zu geben. Er sezt sich auf, und das Pferd — wirft ihn ab. „Das war ein prächtiges Thier!" rief der Graf. „Ich hätte 200 Napoleonsd'or dafür gegeben. Und dem Pferdeschinder ist es ganz recht geschehen, daß es ihn heruntergeschmissen hat. Meinetwegen hätt' er ein Bein brechen mögen." — „Das nun eben nicht," sagte die Gräfin sehr freundlich. „Das Pferd erreichte ja doch seinen Zwek! Dieser ist aber, dünkt mich, ganz natürlich. Ich glaube, daß sich Menschen und Thiere nur bis auf einen gewissen Grad drüken lassen, dann aber sich zur Wehr sezen, wenn noch irgend etwas von Kraft und Muth in ihnen ist." — „Wenn sie's nur thäten!" fuhr der Oberforstmeister von R. darein. „Denn" — mit seinem gewöhnlichen

Fluch — „man geht ofe mit ihnen um, ärger wie mit dem Senner. Sie sollen frohnden und Steuer bezalen, und immer mehr bezalen, immer mehr frohnden und Vorspann geben, und haben Einquartirung, die Wein und Braten will, da der arme Bauer kaum Brod und ein Glas elenden Fusel hat.“ — „Nun; so arg ist es doch auch nicht“ erwiederte der Graf,“ wenigstens auf meinen Gütern nicht.“ — „Das wissen Sie so nicht, Herr Graf. Man muß in die Hütten der armen Bauern hineinguken, um zu sehen, wie sie sich behelfen. Ihre Hunde leben besser, als mancher Bauer, auf Ihren Gütern; besser als der elende Stephan, der vor'm Jahr so lang an der Gicht lag.“ — „Wirklich kann ich es doch auch selbst nicht glauben, daß die Leute so sehr Mangel leiden: aber es wäre schrecklich, wenn es sich so fände, wie der Herr Oberforstmeister sagt“ — versezte die Grafin. „Weißt du was? lieber Bernhard; (mit ihrem unwiderstehlich bittenden Gesicht) — wir wollen doch morgen einmal bei dem Stephan nachsehen. Ohnehin muß er deinen Tiras verpflegen, und das arme Thier könnte auch Mangel leiden.“

— „Du haſt recht! das wollen wir.“ — Am folgenden Tage wurde zu dem armen Stephan gegangen, der Hund ordentlich genährt, aber ſonſt ein groſſer Mangel gefunden; und die Folge davon war, daß man ein halb Düzend Pferde ſamt den Reitknecht und einen Rudel Hunde abſchaffte, auch mancherlei andere Einſchränkungen machte, dagegen ein Drittel der Steuer nachließ, daß man ſich wegen der Einquartirung, dem drükendſten aller Uebel, verwendete, und daß der arme Stephan, ſo wie mehrere ſeines Gleichen, keinen Mangel mehr litt.

Siehe! ſo wirkt ein Weib.

Neulich gab der Graf ein Diner, wozu ich auch eingeladen war. Nach Tiſch ſtanden wir zuſammen und ſprachen von den jezigen Zeitläuften, von unſerer Nation, beſonders aber von den beſten Mitteln unſere Nationalität zu erhalten. Heerens Aufſaz im vaterländiſchen Muſeum,*) und die, von ihm vorgeſchlagenen Mittel, beſonders aber das, was

*) Eine reichhaltige, leſenswürdige Zeitſchrift. (Hamburg bei Perthes.) Der Aufſaz ſteht im 2ten Heft. A. d. H.

wir Weiber dabei thun könnten, kam in Betrachtung. Die Gräfin ſprach treflich und warm über das Anſchmiegen der Teutſchen an jede fremde Sitte. Als ſie indeß bemerkte, daß der Graf ſich nähere, lenkte ſie unvermerkt ein, von dem Allgemeinen auf das Einzelne, und als er nahe genug war, fragte ſie ihn, wie die Frau von Wildow jezt ihr Haus eingerichtet habe; ſie wiß' es nicht genau mehr. Er erzählte dann, daß man gegen zwölf Uhr ein dejeuner à la fourchette nehme, gegen ſechs Uhr Abends zu Mittag eſſe, daß die Gräfin ihre soirees habe und gebe, kurz: daß und wie durch die franzöſiſche Einquartirung, Alles im Haus, auf franzöſiſchen Fuß eingerichtet ſey. So war der Graf mit in das Geſpräch gezogen, und Niemand, der ihn nicht ſonſt kannte, bemerkte, daß er bei dem Geſpräch über Heerens Aufſaz, eine ſtumme Rolle hätte ſpielen müſſen.

Noch Einmal, Roſalie: ſiehe, ſo wirkt ein Weib! Und dann wirkt ſie ſicher. Jeder, der den Grafen vorher kannte, ſagt, daß er ſeit ſeiner Verheiratung, ſchon weit gebildeter worden ſey, daß er ſich in ſeinem rohen We-

sen nicht mehr gefalle, daß er nicht mehr stundenlang im Pferdestalle unter den Stallknechten size, ihre plumpe Späße nicht mehr anhöre, kurz: daß er wenigstens von manchen Seiten, sich der Gräfin verähnliche.

Wie Du aber wirkst, siehst Du schon deutlich genug. Dein Grambold meidet Dich. Du demüthigst ihn, beschämst ihn, sezest ihn dem Spott der Gesellschaft aus. Du läßest sogar merken, daß Du Sachen von ihm wissest, die ihm die Zunge fesseln, weil man weiß, daß er sonst nicht der Mann ist, der sich so behandlen läßt. Natürlich, daß er Dich flieht, daß sich sein Inneres empört, daß er Dich hassen muß. Von allem dem, was Du thust, müßtest Du das Gegentheil thun, wenn Du Grambold bessern, und Dir eine glükliche Ehe schaffen wolltest. Zwang und Furcht, Beschämung und Bitterkeit bessern nie, — am Wenigsten, wenn sich ein Weib so etwas gegen ihren Mann erlaubt.

O! wie anders handelt doch der Mensch, wenn er sich von dem Geist der Religion, oder vielmehr von dem Geist des Christenthums, der Einzigen Religion, die diesen Namen verdient,

leiten läßt! Vergeben, ganz und für immer vergeben jeden Fehler, jedes Verbrechen, jede Unthat, sobald man wahre, herzliche Reue sieht; austilgen ihre Folgen, mit eigener Aufopferung, wo und wie es nöthig ist; mit Liebe zuvorkommen, übergießen, erwärmen das Herz des Reuigen, beleben seinen Muth, ihm wieder Glauben einflößen an sich selbst; ihm Alles zutrauen, wenn er auch vorerst nur wenig vermag; schonen, tragen, dulden seine Schwachheit und ihm forthelfen wo man kann; — so sucht der größte Menschen, und Herzenskenner Menschen zu bessern, und es gelingt ihm so oft bis auf diesen Tag. So muß auch der Mensch an seinem gefallenen Bruder zu bessern suchen, wenn es ja etwas von Innen heraus wirken soll.

Ich sage Dir, Rosalie, Grambold ist jezt besser als Du, die mit wahrem Pharisäergeist, Dich brüstest, daß Du keine Sünderin seyest, wie er. Findest Du dies Wort von einer Mutter hart; so müßtest Du es auch hart finden, wenn ich Dir ein bösartiges Geschwür aufschnitte, das einen Deiner edlen Theile zerstören will.

Fünfter Brief.

Rosalie Grambold an ihre Mutter.

Brandhorst.

(Vor Empfang des Vorigen geschrieben.)

Ich bin in großer Verlegenheit, liebe Mutter. Grambold ist schon seit vier Tagen abwesend, wollte nur Einen Tag ausbleiben, und nun höre ich, daß er nach Kassel zu einem gewissen Esklandin gereiset sey, der ein Bekannter von ihm, und ein arger Wüstling ist. Vermuthlich hat ein Auftritt, den wir miteinander hatten, den nächsten Anlaß zu der Reise gegeben. Ich erfuhr nemlich, daß er heimlich wieder die berüchtigten Mädchen besuche, denen er vormal eine Fete geben wollte. Als er nach Haus kam, sagt ich ihm gerade zu, daß ich das schlechterdings nicht dulden würde; daß ich nicht wieder so unglüklich werden wolle, als ich gewesen sey; daß eine Frau sich dergleichen

öffentliche Ausschweifungen ihres Manns nicht gefallen zu lassen brauche, u. s. w. Er wurd' aufgebracht, sagte mir, daß er sich nicht wie einen Knaben behandeln lasse, und nun gleich in jenes Haus gehen wolle, zum Zeichen, daß er thun könne, was ihm gefalle. „Und so darf ich auch thun, was mir gefällt!" sagt' ich. „Die Stadt wird dich kennen lernen, wenn ich die Briefe vorlege, die ich in Händen habe, um eine Scheidung von dir zu begründen." — „So weit könntest du es treiben?" rief er wütend, sprang auf und rannte zur Thür hinaus. Am Abend sagt' er mit ziemlicher Ruhe, daß er am nächsten Morgen nach Gronau in Geschäften reisen müsse. Ich weiß, daß er oft dort zu thun hat, war also froh, daß er gerade jezt weg gieng, und daß wir uns Beide ein wenig abkülen konnten. Aber jezt ist mir sehr bange. Ich werfe mirs vor, daß ich ihm mit den Briefen gedroht habe. Wie? wenn er nun nicht wieder zurük käme, nach Amerika gienge, Militärdienste nähme? Gewis wird ihm Esplandin so etwas rathen. Ach! rathen Sie mir, liebe Mutter, was ich thun soll. In mir ist eine Unruhe,

die ich gar nicht beſchreiben kann. Bannte mich nicht ein Katharralfieber in mein Haus, faſt in mein Bett, ich käme zu Ihnen. Doch wer weiß, ob das Fieber nicht eher ein Argfieber iſt. Ich erwarte mit umgehender Poſt Ihre Antwort.

Sechster Brief.

Adelaide B. an ihre Tochter, Rosalie Grambold.

Holdheim.

O! meine Tochter, hättest Du doch meinen Brief früher erhalten! Er hätte Dich gewarnt, Du hättest Dich warnen lassen, und die widrige, unweibliche, gemeine Szene wäre nicht vorgefallen, die ohne Zweifel Grambold zur Verzweiflung gebracht hat. Was ist es doch, wenn man sich durch seinen Stolz und seine Heftigkeit beherrschen läßt, und der Verstand auf Vertheidigungsgründe dieser verkehrten Leidenschaften sinnen muß? Du warst tausendmal besser, da Du unglüklich warst, da Dich Grambold mißhandelte, als jezt, da Du ihn mißhandelst, obgleich mir der Stolz auf Dein untadelhaftes Betragen nie gefiel. Auch Pflichtstolz ist Stolz, und jeder Stolz ist Gift der Sittlichkeit. Doch; ich will Deine Angst

nicht noch vermehren. Einer Unglüklichen muß man keine Vorwürfe machen; und wer sich selbst vorwerfen muß, daß er Schuld an seinem Unglük sey, der ist doppelt unglüklich. Ohnehin wird Dich mein lezter, unglüklicherweise zu spät angekommener Brief, zur Selbsterkenntniß gebracht haben, und zur Reue. Und dann ist schon alles gut. Ich habe dann nicht mehr zu tadeln, sondern zu helfen, wenn ich kann. Handelt' ich anders, so würd' ich Dir gleich, und brächte Dich zur Verzweiflung, wie Du Grambold dazu gebracht hast.

Also höre, was ich thun will! Kommt Grambold in einigen Tagen nicht zurük, so melde mirs. Auch ob Du gewis bist, daß er sich in Kassel aufhalte. Ich will dann durch eine sichere Gelegenheit an ihn schreiben, — offen und gerade, wie die Sache liegt; will Dich entschuldigen, so weit ich Dich entschuldigen kann, und Dich tadeln, wo ich Dich tadeln muß. Ich werd' ihm aber ein besseres, sanfteres, weiblicheres Betragen von Deiner Seite verbürgen, und Du wirst mich nicht wortbrüchig machen. So hoff' ich Grambold wieder herbei zu loken; und sobald er mir das

verſpricht, ſchreibſt Du ihm ſelbſt, — was Dir Dein Herz eingiebt. Kenn' ich ihn recht, ſo widerſezt er ſich nicht; denn er hat immer noch eine gewiſſe Anhänglichkeit an Dich, und nur Deine Heftigkeit, Deine Mißhandlungen, ſein gekränkter männlicher Stolz verleitete ihn zu dieſem tollen Schritt. Erkundige Dich alſo genau, und ſchreibe mir, ſobald Du etwas Beſtimmtes weißt. Demütige Dich vor dem, der dem Stolz widerſteht, aber der Demut Gnade verheißt. Bitt' Ihn um Ruhe füe Dein Herz. Deine Mutter thut's auch.

Siebenter Brief.

Roſalie Grambold an ihre Mutt

Brandhorſt.

O! Mutter, Mutter, wie hab' ich geh
delt, und wie wars möglich, daß ich ſo h
deln konnte! So verkehrt, ſo unſinnig! J
unſinnig! Mir iſt es jezt gewis, daß
Menſch, der ſich ſeinen Leidenſchaften überlä
in einer Art von Verrükung lebt, ärger
Mancher, der in einem Irrenhauſe verpf
wird. Alles, was Sie ſagen, wußt' ich
gut; die Folgen meiner Handlungsart,
Widerwille Gramboldś, ſein innerer Ingrim
ſeine Beſchämung, und die Gewalt, die
ſich anthat, um nicht auszubrechen, —
Alles lag ſo klar vor meinen Augen, und
Verblendete, achtet' es nicht. Noch mehr:
fühl' es ſelbſt, daß er ſein Vergnügen wi
außer dem Hauſe ſuchte, weil ich ihm ſ
Haus unerträglich machte; daß er mir z

Troz, jene Mädchen wieder beſuchte; daß er gleichgültig wurde gegen Ehre und Schande, weil ihn ſein eigenes Weib öffentlich beſchimpfte. Käm ich nur Einmal zur Beſinnung, ſo müßt' ich erſchreken vor dem Gedanken, in welche innere Wut es ihn verſezen mußte, — ihn den Eitlen, Ehrſüchtigen. O! Mutter, der Stolz iſt die wahre Satanität in dem Menſchen. Iſt irgend Jemand von einem böſen Geiſt beſeßen, ſo iſt es der Stolze, und das ſtolze Weib von ſich; denn ſie geht auf Verderben aus, wie Satan, und vergöttert ſich ſelbſt, wie Satan. Ich habe nie ein Weſen ſo gehaßt, verabſcheut, wie mich ſelbſt. Würden Sie nicht ſelbſt unglüklich dadurch, wenn Sie Ihre unwürdige Tochter unglüklich ſähen; Sie ſollten ſie überlaſſen ihrem Schikſal, das ſie verdient. Ich werde nie wieder wagen, meine Augen aufzuheben, vor Ihnen, der Sanften, Reinen, Edlen, die — leider! eine ſolche Tochter hat.

Achter Brief.

Rosalie Grambold an ihre Mutter.

Brandhorst.

Ja, liebe Mutter, schreiben Sie. Ich bitte Sie um Alles, was Ihnen lieb und heilig ist, schreiben Sie. Ich ertrage diese Angst nicht. Noch ist Grambold nicht zurükgekommen; er kommt auch sicher nicht zurük, wenn Sie ihn nicht zurükbringen. Denn, denken Sie! Gestern Abend besuchte mich ein Bekannter von Grambold, der durch Kassel gekommen war. Er hatt' ihn dort gefunden, ihm gesagt, daß er hier durchkommen werde, und ihn gefragt, ob er ihm nicht einen Auftrag an mich geben wolle. Grambold hatt' es abgelehnt, und nur lächlend hinzugesezt, daß er mich ja wol doch in seinem Namen grüßen werde, ohne besonderen Auftrag. Man hatt' davon gesprochen, in der nächsten Woche in Gesellschaft — nach Paris zu reisen. — Nach Paris! — Liebe

Mutter, was ſoll aus Ihrer armen, — nicht armen, aus Ihrer mit Blutſchuld belaſteten Roſalie werden, die ihren Mann ins Verderben gezwungen, gejagt, geſtürzt hat? — Ich habe kein Auge zugethan; habe mir die Nägel abgebiſſen, daß meine Finger bluten. Mein Herz blutet noch mehr. O! wenn ich nur den Unglücklichen, zur Verzweiflung gebrachten wieder bei mir hätte, wie wollt' ich dulden, tragen, Alles, was er mir auflegte, und Sie, und Gott, und alle Welt; wollte ſchweigen, und meinen Mund nicht aufthun, was er auch beginnen, wie er auch leben mögte, nur daß ich keine Schuld hätte. Mutter; es iſt etwas Schreckliches, ein böſes Gewiſſen haben.

Ach! ſchreiben Sie Mutter; ſchreiben Sie!

Neunter Brief.

Adelaide B. an Grambold.

Holdheim.

Mög' er Sie in einer guten Stunde treffen, dieser Erguß eines leidenden, gedrükten Mutterherzens, das sein ganzes Vertrauen nur noch auf Sie sezt. Ja auf Sie, lieber Grambold, weil ich eine gewisse Rechtschaffenheit an Ihnen kenne, und einen ruhigen Sinn, der hören kann. Meine Rosalie hat sich an Ihnen vergangen; sie hat ihren Gatten auf eine Art behandelt, wie kein Weib in keinem Fall ihren Gatten behandeln soll. Sie ist niedrig genug gewesen, Sie an gewisse Briefe zu erinnern, die von Fehltritten zeugen; sie hat Ihnen — ich schäme mich, es auszusprechen — mit ihrer Bekanntmachung gedroht; sie hat von Scheidung gesprochen. Ich weiß Alles. Sie sind dadurch in Ihrem Innersten empört worden, wie natürlich. Sie haben das nicht mehr er-

tragen können. Sie haben Ihr Haus verlassen. Auch dagegen will ich nichts sagen, weil es in der Ersten, heftigen Empfindung geschah. Blieb Rosalie so, wie sie war; so solten Sie nie zurükkehren. Ich selbst würde Sie abhalten, wenn Sie es wolten. Aber lesen Sie den beiliegenden Brief, und darin ihre Reue, die gewis wahr und unverstellt ist, weil sie ihn blos an mich schrieb, weil sie gar nicht ahnet, daß er vor Ihre Augen kommen könne. Die Absicht, die sie bei ihrem verkehrten Betragen hatte, wissen Sie. Sie wolte Ihnen Geschmak an geistigeren Vergnügungen einflößen; sie wolte ihren Grambold vor den Klippen bewahren, an denen er schon einmal dem Scheitern nahe war. Sie wolte sich eine glükliche Ehe erzwingen, und Ihnen. Freilich fieng sie das auf eine so verkehrte Art an, daß es gerade das Gegentheil wirken mußte. Ihre Heftigkeit, ihr Stolz gaben ihr die Mittel ein, und ihr sonst guter, gesunder Verstand wurde betäubt von diesen unseeligen Leidenschaften. Aber jezt ist sie zur Selbsterkenntniß gekommen; dessen bin ich gewis. Sagen Sie nicht, sie bereue jezt eben so heftig, wie sie gesündigt

habe. Solche heftige Charaktere verfallen dann aber eben so leicht in die alten Sünden, wie sie sich der Reue überlassen haben. Das ist wahr; und mir gilt eine Reue von der Art so wenig wie Ihnen. Ein Lungengeschwür, das sich ausleert und wieder anfüllt, ist darum am Ende doch tödtlich, ob es gleich oft geheilt scheint. Man kömmt am Ende zu einer solchen Fertigkeit im Bereuen, daß das Sündigen auch nicht mehr schwer wird, weil das Bereuen nicht mehr weh thut, weil man sich wol gar darin gefällt. Aber Alles müßte mich betrügen, oder mit Rosalie ist es jezt anders. Ihr Stolz ist gebrochen, weil sie sich gar zu grob gegen sie vergangen hat. Wenn ein verkehrter Sinn noch nicht recht zum Ausbruch kam, dann ist er gefährlich. Man kann sich immer noch bereden, es sey eine menschliche Schwachheit, Reizbarkeit, die in gewissen Lagen manche Entschuldigung verdiene, u. d. gl. Aber hat er sich recht in Thaten verkörpert; so erscheint er in seiner ganzen Häßlichkeit und Verächtlichkeit. Der Stolz muß sich von ihm wenden, wenn ein Mensch noch nicht zur Satanität herangereift ist. Und das trauen Sie Rosalien

doch nicht zu! Außerdem können ſolche reizbare Charaktere fixirt werden, wenn ihnen durch irgend etwas, eine Szene der ausgebrochenen und verkehrten Reizbarkeit vergegenwärtigt und im Andenken erhalten wird. Dafür werd' ich dann ſorgen, durch Veranſtaltung eines ernſten Feſts zum Andenken Ihrer Zurükkunft. Außerdem ſollen Roſaliens beide, an mich geſchriebene Briefe in Ihren Handen bleiben, und Roſalie ſoll es wiſſen und wollen, daß ſie darin ſeyen. Die unſeeligen Briefe aber ſollen vernichtet werden, damit auch die äußere Verſuchung nicht mehr ſey, oder vielmehr, damit Sie ſich auch nicht einmal die Möglichkeit einer ähnlichen Szene denken können. Und nun lieber Grambold, kommen Sie gewis zurük, wenn ich Sie recht kenne. Von der Urſache der Reiſe wird weiter kein Wort geſprochen. Roſalien überlaß' ich ganz Ihrem Herzen; und auch Sie. Ich werde bei Ihrem Empfang gegenwärtig ſeyn, um Ihnen die Verlegenheit eines Tete-a-Tete zu erſparen, und Ihnen Beiden meinen Segen zu geben.

Leben Sie wol und laſſen Sie mich nicht lange auf Antwort warten, nach der ich mich,

wie Sie leicht denken können, ſo ſehr ſehne. Ruhe meines Heines Herzens gilt Ihnen noch etwas; das weiß ich. Und ſie iſt jezt in Ihrer Hand.

Zehenter Brief.

Grambold an Adelaide B.

Kaſſel.

Ich war feſt entſchloſſen, nicht wieder zurükzukommen, und komme doch zurük. Zwar haben meine Freunde Alles angewandt, um mich von meinem Vorſaz abzubringen; ſie haben mir vorgeſtellt, wie bald meine Frau ihren alten Deſpotismus wieder hervorſuchen werde, — nicht hervorzuſuchen brauche, ſondern ihn, als bewährtes Zwangsmittel, zu benuzen wiſſen werde. Sie haben mir ihre Behandlungs- oder vielmehr, ihre Mißhandlungsart vergegenwärtigt, und mich dadurch beſchämt. Eſplandin hat mir verſprochen, mich mit nach Paris zu nehmen, und mich in alle Herrlichkeiten dieſer, jezt Einzigen Kaiſerſtadt einzuweihen: aber Ihre Mütterlichkeit und Ihr gegebenes Wort hat mich beſtimmt. Schon dieſe ganze Zeit her empfand ich eine Unruhe, die

ich nur betäuben, aber nicht erstiken konnte. Alles unverdiente Mißtrauen, das ich gegen Rosalien im Herzen getragen, alle Proben, auf die ich sie gestellt, alle Bitterkeiten, die ich ihr gesagt hatte, giengen, wie in einer laterne magique vor mir vorüber. Ich sah sie einsam, mit verweinten Augen, blos auf Erfüllung ihrer Pflichten eingeschränkt, freudenlos ihre jungen Tage vertrauern; ich hörte ihre resignirte Stimme, als sie mir versprach, Alles zuzubereiten, zu einem Fest, das ich jenen Sirenen veranstalten zu wollen vorgab. Wohlich mußt' ich mir manchmal die ganze Bitterkeit ihres lezten Betragens recht vergegenwärtigen, besonders die Szene, in der sie mir merklich mit gewissen Briefen drohte, um mich in gehöriger Aufreizung zu erhalten. Dabei gefällt mir, die Wahrheit zu sagen, Esplandins und seiner Freunde Lebensart gar nicht. Das ist nicht nur ein Jagen nach Lustbarkeiten, ein ewiger, nie gesättigter Genußdurst und eine Langeweile unter allem Genuß: es ist zugleich ein bitteres Verhöhnen Alles dessen, was noch Grundsaz, Rechtschaffenheit, Recht heißt; ein Sinnen auf Verführung und eine Freude am

Verführen, wobei man ſich jedes Mittel erlaubt. Ich war nie ein Tugendheld, und bin es auch jezt nicht: aber entweder mein Geſchmak hat ſich ſehr geändert, oder Eſplandin iſt tief geſunken, ob er gleich immer leichtſinnig, beſonders gegen Ihr Geſchlecht war. Was mich aber am Meiſten empört, das iſt ſein Benehmen gegen die gutmütige, kindliche Amala, die mit ihrem ganzen Herzen an ihm hängt, und das Nemliche von ihm glaubt. Wenn er ſich ſelbſt nur noch *beredete*, daß er ſein Wüſtlingsleben aufgeben, und ſie glüklich machen wolle! Aber daran denkt er nicht. Er will ihre Schönheit und ihr Geld. Mag dann aus ihr werden, was will! Sie iſt einmal beſtimmt, um ſeine Beute zu ſeyn. Nein, unter ſolchen Menſchen iſt mir auch nicht wol.

Alſo ich komme zurük, liebe Mutter, ſobald ich mich Eſplandins Augen und Spötteleien entziehen kann. Aber *Sie* muß ich in meinem Hauſe treffen; man muß mich empfangen, wie einen Mann, der von einer Geſchäftsreiſe zurükkommt; von den empörenden Auftritten muß nicht mehr geredet, die unſeeligen Briefe ſollen verbrannt werden. Mit

Einem Wort: Alles Geschehene soll vergeben und vergessen, wenigstens durch kein Wort mehr aufgefrischt seyn. Durch Ihre Hülfe, liebe Mutter, wollen wir ein neues Leben beginnen. Mehr aus Trez, aus empörtem Freiheitsgefül, als aus Geschmak, hätt' ich mich wieder in meine alte Lebensart gestürzt. Es soll und wird nicht geschehen, wenn sich Rosalie ordentlich beträgt, und mich mit ihren Bitterkeiten nicht rasend macht. Doch; das fürcht' ich nicht. Hat sie Ihnen gefolgt, und sich so unglaublich gehalten, als ich unleidlich mißtrauisch und bitter gegen sie war; so wird sie gewiß jezt folgen, da ich es nicht mehr bin, und da sie erfahren hat, wohin ein solcher unweiblicher Despotismus einen Mann bringen kann.

Also rechnen Sie darauf: ich komme, sobald es mir in meiner Schwachheit möglich ist.

Elfter Brief.

Adelheid an Theophan.

Lindenfeld.

Haben Sie niemals erfahren, verehrter Mann, wie es dem Menſchen zu Muth iſt, wenn er nach einer unruhvollen, ängſtlichen, Tag und Nacht durchdauernden Reiſe auf unbekannten Wegen, nach manchem Irrefahren, und mancher Ungewisheit, ob er auch jezt auf dem rechten Wege ſey, — nach manchen Erfahrungen und unzähligen Beſchwerden, nach mancher Furcht, beraubt zu werden, oder in einen Abgrund zu ſtürzen, — zur Ruhe gekommen iſt? Ich denke, ihm muß es ſeyn, wie mir, ſeit einiger Zeit. Zu Hauſe hat er auch nicht Alles, was er wünſcht, und es geht nicht Alles, wie er wünſcht: aber er ſchikt ſich hinein. Hat er auch wenig Genuß; ſo genießt er doch das Wenige mit Ruhe. Sein Weſen iſt doch nicht immer auf eine ermüdende Art aufgeſpannt.

Er iſt ſchon bis auf einen gewiſſen Punkt glüklich, weil er nicht unglüklich iſt. Ja, lieber Theophan, ſo iſt es mir jezt; und Sie werden ſich darüber freuen, daß es ſo iſt. In der Ruhe nach Ermüdung liegt eine eigene Art von Süßigkeit, die man ſchmeken muß und nicht beſchreiben kann; in der innern, noch mehr, wie in der äußeren. Man ſieht in ſeinem Innern, was man ſonſt nie ſah, hört, was man ſonſt nie hörte; man verſteht ſich ſelbſt, genießt ſich ſelbſt. Man ſieht auch andere auf Andere, richtiger und unbefangener. Wie in einer ruhigen, klaren Waſſerfläche ſpiegelt ſich Alles in uns ab, wie es iſt; und meiſt iſt es dann beſſer, als wir dachten. An einem ſtillen Abend iſt es uns ſo wol, und das Leben iſt dann ein ſolcher Abend. Mein Külthal iſt ein herzensguter, durchaus biederer Mann, und iſt glüklich, weil er das iſt. Ruhig verrichtet er ſeine Geſchäfte, ruhig genießt er die kleinen häuslichen Freuden; und dieſe Ruhe thut auch denen wol, die um ihn ſind. Sie hat auch mich angeſtekt — nicht angeſtekt, kalmirt, wie unſere Magnetiſörs ſagen. Manchmal regt ſich noch eine heftige Sehnſucht

nach etwas Beſſerem, Höheren; aber ich nehme dann gleich ein häusliches Geſchäft vor, leſe in einem guten Buche, und mir wird wieder ruhig. Unſere Hella, ſein Liebling, die ſich ſo anmuthig entwikelt, und ſo innig an dem Vater hängt, iſt ein neues Band geworden, zwiſchen Külthal und mir. Wir haben nun Ein gemeinſchaftliches Intereſſe mehr und ein heiliges. Väterlichkeit und Mütterlichkeit macht frommer; und ich möchte ſagen, chriſtlicher. Wer als ein Vater, eine Mutter könnt' es beſſer verſtehen: wenn auch ein Vater, eine Mutter, ihr Kind vergäße: ſo vergeß' ich dich doch nicht." — „So ſehr hat Gott die Menſchen geliebt, daß Er ſeinen Einzigen Sohn für ſie hingab.?" Auch find' ich, daß mein Külthal öfter Theil an meinen Leſeſtunden nimmt, ſeitdem ich ihn nicht dazu treibe; daß er ſich mir von der religiöſen Seite mehr nähert, ſeit ich ihn nicht mehr herbei ziehen will. Er ſpricht mit mir von Manchem, wovon er ſonſt freiwillig nie ſprach; er lieſet mir ſelbſt Manches vor, ſucht Manches für mich auf, wovon er glaubt, daß es mir wolthun könne. Kurz: er zeigt mir in Allem,

daß er meinen religiösen Sinn ehrt; freilich erst, seit ich ihm nicht mehr Blätter oder höchstens Blüten, sondern reife Früchte dieses Baums darreiche. Und daran hat er recht; denn wozu soll dieser Baum, wenn er nicht Früchte trägt? Neulich las er mir selbst etwas aus Halems einfach-schönen Gedicht: „Jesus, der Stifter des Gottesreichs" vor, und es gefiel mir sehr gut. Nur, als ich es ganz durchgelesen hatte, that mirs leid, daß der religiöse Dichter, blos von den Reden und nichts von den Thaten des Einzigen dargestellt hatte, mit denen seine Reden so innig zusammenhangen, durch die sie erst ihre Bestätigung erhalten. Wenigstens würde man Ihm kaum haben glauben können, daß Er überall helfen, retten, Bedürfnisse befriedigen könne, was Er doch so oft sagt und verspricht, wenn Er nicht Manchen, die Zutrauen zu Ihm faßten, wirklich geholfen, Manche Elende gerettet, manches Bedürfniß wirklich befriedigt hätte. Doch; ich hielt mich an das, was der Dichter gab, und ich muß sagen, daß mir außer meiner Luthers Bibel, kaum je etwas so einfach Christusartig geschienen hat, wie diese schön-versifi-

zirte Geſchichte, Külthal und ich leſen ſie oft zuſammen; und es freut mich unbeſchreiblich, daß wir etwas Religiöſes, Beide mit gleichem Vergnügen, genießen können. Gemeinſchaftlicher geiſtiger Genuß, veredelt jede Verbindung, auch die eheliche, und zieht ſie feſter zuſammen. Nicht wahr, Theophan? Sagen Sie mir doch bald ein Wort der Leitung, des Beifalls, oder Tadels; es wird auf alle Fälle ein freundliches ſeyn.

Zwölfter Brief.

Theophan an Adelheid.

Brukholm.

Ich hab' es voraus gesehen, liebe Adelheid, daß das Verhältniß mit Ihrem Külthal so werden würde, wie Sie mir es beschreiben, und ich habe mich zum voraus darüber gefreut. Zwei gute Menschen können sich nie ganz ferne bleiben, wenn sie Unbefangenheit genug und Gelegenheit haben, sich zu verstehen, und — wenn sie sich nicht zu nahe seyn wollen. Ehemals wollten Sie Külthal ganz zu sich hinziehen, ganz Eins mit ihm werden, wie Sie es mit Ihrem Salem waren; er ließ sichs eine Zeitlang gefallen, aber am Ende sträubt' er sich, wie natürlich. Die Berührung wurde schmerzlich, weil Sie sich von allen Seiten berühren wollten. Jezt sind Sie weiser geworden. Sie nähern sich, so weit Sie sich ohne Zwang auf irgend einer Seite nähern können;

die andern Seiten laſſen Sie unberührt. Und Ihr Chriſtenthum empfindet er blos durch Ihre Geduld, Sanftmuth, Freundlichkeit, — durch jene gefällige, ſcharfſinnige Liebe, die ein Bedürfniß ahnet, eh' er es ſich ſelbſt bewußt iſt, und einen Wunſch erfüllt, eh' er in ihm zur Reife gekommen war. Was in Ihnen lebt, ſieht er blos durch die Art, wie es Sie belebt. Ehemals wolten Sie ihm die Reben von dem Weinſtok geben, vielleicht gar das Holz; das ſchmekt' ihm nicht. Jezt geben Sie ihm die ſüße, reife Traube; dieſe genießt er mit Vergnügen. Das Alles iſt in der Ordnung. Aber liebe Adelheid; ich habe Ihnen doch noch eine Warnung zu geben, weil Sie mein liebes Beichtkind ſind. Ehemals regten ſich in Ihnen hohe, geiſtige Bedürfniſſe, nach deren Befriedigung Sie ſich ſehnten. Sie trugen in ſich ein Urbild von Freiheit, von Kraft, von Seeligkeit, dem nichts um Sie hin entſprach. Sie durſteten nach einer Liebe, die ſelbſt Ihr Salem nicht geben konnte, oder wenigſtens nur in gewiſſen heiligen Momenten, die man ſich nicht veranſtalten kann, die gegeben werden müſſen. Sie wolten ſchauen, was Sie

glaubten, erfahren, was Sie wußten, beſizen, worauf Sie hofften. Und Alles ſolte bleiben, nicht vergehen, ſich nicht verändern, nicht wegſchwimmen mit dem Strom der Zeit. Das Unvergängliche, Ewige, Vollendete war Ihnen erſchienen, und Sie ſtrekten ſich aus, es zu erfaſſen. Mit Ungeſtüm ſuchten Sie oft Befriedigung dieſer Bedürfniſſe; ſuchten ſie in aufgeſpannter Erhebung, in willkührlich-aufgeregtem Gefül. Sie wolten Ihren Himmel erfliegen, und kraftlos ſanken Sie zu Boden.

Freilich mußte das nicht ſeyn. Das Göttliche erſcheint; es wird gegeben. Niemand erringts.

Noch jezt regen ſich ſolche Bedürfniſſe in Ihnen, wie mir Ihr Brief zeigt. Aber Sie ſuchen ſich zu zerſtreuen, nehmen ein fremdartiges Geſchäft vor, leſen in einem guten Buch, und dann ſchweigt das Bedürfniß. Liebe Adelheid; auf dieſem Wege könnten Sie wohl machen, daß es ſich gar nicht mehr regte, daß Ihnen das Vergängliche, die Käfichfreiheit, die laue Liebe, der Polypenzuſtand genügte; und das muß nicht ſeyn. Dieſe höheren Bedürfniſſe

ſind das heilige Pfand unſeres Gottesadels, das unterſcheidende Merkzeichen unſerer Abſtammung aus einer höhern Welt und unſerer Beſtimmung für ſie. Nur in den beſten innerlich geſunden Menſchen, nur in den beſten Momenten des Lebens regen ſie ſich. Sie ſind uns Sporn zu dem Höheren, Leitſtern unſeres Lebens, innere Gottesſtimme: „Menſch; Du biſt nur Fremdling auf der Erde.“ Sie in ſich erſtiken, heißt morden an dem Allerheiligſten ſeines Weſens, ſich verſtümmeln zu einem fein-organiſirten Thier. Wer keine Wißbegierde mehr hat, für den giebt es nichts Wiſſenswerthes; und wer ſich nicht mehr ſehnt nach einer beſſeren Welt, für den giebt es keine.

„Aber“ werden Sie mir ſagen, „was ſollen mir dann dieſe Bedürfniſſe, die mir, doch nicht befriedigt werden können? Eben ſie führten mich zu der Unruhe, die Sie ſelbſt an mir tadelten.“ Was ſie Ihnen ſollen? Ihr Blik ſoll dadurch hinüber geleitet werden, auf die höhere Welt, wo ſie vollauf befriedigt werden ſollen. Sie ſollen dadurch abgehalten werden ſich genügen zu laſſen an dem Eitlen, Vergänglichen, was ſich bei allem Erdenweſen

findet; sollen dadurch fülen lernen, daß die Erde Sie nicht sättigen kann. Uebrigens soll Ihre Ruhe dadurch nicht gestört werden. Sie sollen sich nur überzeugen, daß sie Ihnen zu rechter Zeit befriedigt werden und zu der besten; Sie sollen nicht Herbstfrüchte essen wollen im Sommer, und Sommerfrüchte im Früling: aber Sie sollen auch nicht wähnen, daß es keine erquikende Trauben gebe, weil sie im Juny noch nicht reif sind. Sie sollen ruhig warten lernen, was Alle lernen mußten und müssen, die sich erziehen lassen von Gott.

Dreizehenter Brief.

Aeone an Wandulf.

Werdau.

Nein; Sie müssen nicht erschreken, weil ich wieder einmal schreibe, lieber Wandulf, Es ist kein Unglük vorgefallen; mein Eduard ist wol, meine Louy strozt von Gesundheit und Leben, und ich bin eben noch immer die Aeone, die Sie ja kennen. Zwar ist mein Edelwald nicht bei mir, sondern auf seiner Schweizerreise; aber ich gönn' ihm die Freude herzlich, und bin so keine Thörin mehr, mich über Gefahren zu ängstigen, die — mözlich wären. Edelwald hat mir so viele mözliche Gefahren gezeigt, wenn er auch in seiner Residenz bliebe, seine Amtstage hielt, seine Hausmannskost mit mir äße, und seinen Spaziergang mit mir hielt, daß ich eigentlich den ganzen Tag zittern und beben müßte, über die Dinge, die kommen könnten. Und dafür will ich mich wol hüten!

Entbehr' ich ihn auch; so hat er dafür mehr Genuß; das Wiederſehen iſt gar ſüß, und dann kann er mir ſo viel erzälen, ohnerachtet er mir ein Tagebuch ſchikt. (Wenn Sie mir Intereſſe dafür verraten; ſo ſchik' ich Ihnen Manches davon.) Wie wol wird's ihm auch thun, wieder zu Haus, unter den Seinigen zu ſeyn, ſeinen Eduard wieder auf dem Knie reiten, ihn ſpringen zu laſſen, den Schmeicheleien ſeiner Leny ſich hinzugeben, und — was das Beſte iſt, ſeiner Aeone. Alle Weiber, die ſich auf ihren Vortheil verſtehen, ſollten manchmal ihre Männer zu einer kleinen Reiſe bereden. — Nun, eine Schweizerreiſe braucht es gerade nicht zu ſeyn! — Ohne Entbehren, kein Genuß; ohne Hunger, kein rechter Wolgeſchmak. Dann würd' es den Männern wieder recht fülbar werden, was ſie an ihrem Haus, an Weib und Kindern haben. — Nein, lieber Wandulf, ich habe nichts auf dem Herzen, was ich Ihnen ergießen mögte.

Und doch hab' ich etwas, wenn ich's recht bedenke, und ich glaube gar, es hat mich hauptſächlich an den Schreibtiſch getrieben, an dem man mich ſonſt nicht leicht findet, ſobald

die Briefe an Edelwald gefertigt ſind. Ueberhaupt ſteh' ich mit Ihnen in einem Verhältniß, wie manche Religioſen mit Gott, die ſich Ihm nur nahen, um zu danken, oder zu bitten, oder wol gar Beides zugleich, die man auch deßwegen des Eigennuzes beſchuldigt. Aber nicht wahr, lieber Wandulf; Sie lachten auch gutmütig zu dieſem Eigennuz, und er iſt Ihnen ganz recht, weil Sie dann erinnert werden, daß Sie etwas gegeben haben, und wieder etwas geben können? So denk' ich dann, Gott hat auch jene Eigennüzige lieber, als die Bettelſtolzen, die ſich das Air geben, als wolten ſie nichts von Ihm haben, da ſie doch nichts haben ohne Ihn! Iſts ja auch ſo ein freundliches Verkehr, zu bitten, zu empfangen, zu danken, — zu geben und zu nehmen, wenn ſich der, der giebt, ſo glüklich fült, wie der, der empfängt, oder noch glüklicher. Nicht wahr, Wandulf?

Nun denn, zur Sache! Etwas wolt' ich Ihnen doch klagen, was mich in meinem häuslichen Leben nekt, mich oft gar verdrießlich machen will. Es iſt unſer weiblicher Beruf. Daß wir uns ſo viel mit mechaniſchen, unbedeuten-

den Dingen beschäftigen müssen; daß wir meist nur für Essen und Trinken zu sorgen haben; daß wir unsere höhere Kräfte, die uns doch, — mit Ihrer gütigsten Erlaubniß — auch nicht ganz versagt sind, fast gar nicht, oder doch nur selten benuzen können. Da kommt am Morgen der Knecht und zeigt an, daß Rüben gesäet werden müßten; ich gehe mit ihm zu Rath, geb' ihm Saamen, — etwas zum Essen. Nun erscheint die Magd, und fragt, was gekocht werden soll. Die Vorräte werden durchgegangen, die Reste werden nachgesehen, es wird wieder Rath gehalten — um des Essens willen. Jezt muß ich in die Milchkammer; es wird abgerohmt, der Rohm in das Butterfaß gegeben, Buttern befolen; es ist zum Essen nöthig. Die Kinder fordern ihr Frühstük; es wird bereitet und gegessen. Wein muß aufgefüllt, abgelassen, gezapft werden; die Frau Oberamtmännin kann es keiner Magd allein überlassen, sie muß eine halbe Stunde im Keller sizen, damit etwas Gutes zu trinken da sey. Nun kommt die Zeit zum Mittagessen; es wird gegessen und getrunken. Man trinkt Kaffee. Jezt giebts

vielleicht eine Stunde zum Lesen, wenn nicht im Garten etwas angeordnet oder Bohnen oder Sauerkraut eingemacht, oder die Wasche besorgt, oder — pfui der Schmiererei! — eingeschlachtet werden muß. Aber länger als eine Stunde dauerts nicht; denn nun muß das Vesperbrod besorgt werden, für Knechte, Mägde, Arbeiter und Kinder. Das Abendessen ist nicht weit; es muß besorgt, die Kinder müssen zur Ruhe gebracht, die Taglöhner müssen bezalt werden, die für's Essen arbeiten. So geht meist, wenigstens oft der Tag herum. Ein großes Glük, wenn Zeit übrig bleibt, zu dem hoch wichtig geistigen Geschäft, — einen Strumpf zu striken, oder ein Hemd zu nähen. Da kann doch wirklich der Geist sehr gebildet werden, der für ein höheres Leben bestimmt ist! Wenigstens wird man da nicht verführt, sein Herz an die Erde zu hängen, und den Magen zu seinem Gott zu machen, da man für ihn so viel frohnden muß, und auf der Erde so viel — Schmuziges ist. Eigentlich solte der ordentliche Christenmensch leben, wie er betet im Unser-Vater; sechs Theile geistlich, und Einen Theil für das tägliche Brod.

Aber bei uns gehts umgekehrt: sechs Theile sind für's tägliche Brod, und Ein Theil ist, wenn's Zeit und Umstände erlauben, für den Geist. Wenn ich mir dagegen die Männer denke! Ordnung und Ruhe halten, wol gar Sittlichkeit und Religiosität befördern in seinem Kreise; Jedem sein Recht verschaffen und erhalten, gegen Chikane und Druk; junge Menschen zu Menschen bilden, und zu guten Staatsbürgern, einen Familienvater, eine Mutter, ein geliebtes Kind vom Tod retten; Hunderten Arbeit verschaffen, und Unterhalt — welch andere Geschäfte, als — für eine ordentliche Malzeit zu sorgen und für ganze Strümpfe! Ja; gestehen Sie es nur, Wandulf; wir sind zu Sklavenarbeiten verdammt, von Euch Herrn der Schöpfung, oder wol gar — Gott verzeih mir die Sünde! — von dem obersten Herrn der Schöpfung.

Denn sehen Sie; es geht doch nicht anders. Alles wird vernachläßigt oder verkehrt, wenn die Hausfrau nicht überall ist. Die Dienstboten verwildern selbst; die Kinder gewöhnen sich an Unordnung; das Einkommen reicht nicht hin; der Mann wird verdrießlich,

ſucht ſein Vergnügen außer dem Hauſe, und — es iſt eben Alles verdorben.

Denken Sie alſo nicht, Wandulf, ich hätte Luſt, etwas von dieſen hoch-geiſtigen Geſchäften zu unterlaſſen. Nein; ich verrichte ſie pünktlich. Aber ſie neken mich manchmal; und gerade darum, weil ſie doch nothwendig gethan ſeyn müſſen. Und da mußt' ich es Ihnen eben ſagen. Es iſt Einem wol'er, wenn man ſich über ſolche Nekereien nur gegen Jemand ausgelaſſen hat. Edelwald darf ich über ſo etwas gar nicht mukſen. Er will mir ſonſt gleich eine Haushälterin verſchreiben; und das wäre mir gerade ſo, als ob mir der Doktor Rhabarbar verſchriebe. Leben Sie wol.

Vierzehenter Brief.

Wandulf an Aeone.

Grenzau.

Mußt' ich nicht lächlen, und manchmal beinahe laut lachen, über die Beschreibung Ihres häuslichen Lebens, über Ihre Eß-, Trink-, Garten-, Milch- und Viehbesorgungen, als ob das ununterbrochen und alle Tage so fortgienge! Sie Arme, laben wol bei Nacht, die neuen Schriften von Madame de Genlis, von Ehrenberg und Brandes lesen, und sich am Schlaf abbrechen müssen, um Ihre Urtheile darüber niederzuschreiben! Kaum am Sonntag können Sie sich wol auf dem Flügel üben; und Ihre arme Kinder werden sich wol unter den Mägden herumtreiben müssen! Nein, Aeone; so arg wird und kann es wol nicht seyn, mit Ihren Haushaltungsgeschäften, wie Sie es in Ihrer Lebendigkeit darstellen. Vielleicht war etwa den Tag vorher, als Sie mir

ſchrieben, ungewöhnlich viel im Haus zu thun. Das ergriff Ihre Phantaſie. In Ihnen war zugleich der Gedanke lebendig worden, der in vielen gebildeten Weiberköpfen — faſt hätt' ich: ſpukt geſagt — doch „einen Frau Baſenbeſuch macht," darf ich wol ſagen, — der Gedanke, daß Ihre Beſchäftigungen als Hausmutter gar zu niedrig ſeyen, ſich um Elendigkeiten dreben, daß nichts Großes, Bedeutendes dadurch gewirkt werde; ſie fülten ſich zu etwas Beſſerem fähig, alſo auch berufen. Daher denn der juvenaliſche Erguß gegen häusliche Beſchäftigungen, den ich, die Wahrheit zu ſagen, kaum von einer Aeone erwartet hätte. Iſt denn das Ihr ganzes Geſchäft? Iſt Leitung Ihrer Dienſtboten, Erheiterung Ihres Edelwalds, Bildung Ihrer Kinder, eigene Fortbildung, um ſie bilden zu können, — auch etwas ſo Mechaniſches, wie die Sorge für Ihre Milchkammer und Ihren Tiſch? Oder glauben Sie, daß in dem männlichen Beruf nicht auch mechaniſche Geſchäfte verrichtet werden müſſen? Gewis muß Ihr Edelwald auch Protokolle diktiren, wobei nichts heraus kommt, und darüber entſcheiden, wenn ſich zwei Weiber ge-

schimpft haben? Jeder Arzt muß oft Rezepte verschreiben, die weniger nuzen, als die Bestellung eines Ragouts, wodurch ein Bratenrest genuzt wird; und die Pfarrer müssen an manchem Krankenbett bei innerlich-todten Menschen, mehr in den Wind reden, als Sie, wenn Sie bestellen, daß heute und wo Erbsen gepflanz werden sollen. Wie wichtig indeß auch diese mechanische, kleinliche Beschäftigungen sind, fülen Sie selbst. Oder ist es etwa eine Kleinigkeit, wenn die Dienstboten verwildern, die Kinder sich an Unordnung gewöhnen, das Einkommen nicht zureicht, wenn am Ende der Mann verdrießlich wird und sein Vergnügen außer dem Hause sucht? Glauben Sie, liebe Aeone; solche Dinge verhindern, heißt Großes und Wichtiges thun. Es ist der größte Nuzen des edelsten Standes, der Religionslehrer, daß sie sittliche Unordnungen verhindern; des positiv-Guten, was sie befördern, weiß man wenig, und sie selbst erfahren selten etwas davon. Aber, was die Hauptsache ist: es kommt bei dem Menschen weit weniger darauf an, was er thut, sondern wie und warum er es thut; weniger auf die Handlung selbst,

als auf den Sinn, aus dem sie floß. Dem feinen Kenner jedes sittlichen Verdienſts gelten die, der Armut gegebenen Goldſtüke der reichen Schriftgelehrten, wie Pfenninge, und der Pfenning einer armen Witwe mehr als ein doppeltes Goldſtük. Ihr Luther, deſſen Naivetät und Derbheit Sie ſo ſehr lieben, ſagt in dieſer ſeiner Sprache: „man kann in Gottes Namen Windeln waſchen und in des Teufels Namen das Abendmal austheilen.“ Sie verſtehen ihn ja!

Wir ſind hierher geſezt, liebe Aeone, — nicht damit das Gute und Große befördert werde, das etwa ohne uns nicht befördert werden könnte. Durch Ihn, den Urquell deſſelben könnt' es ja ſo leicht, und durch ganz andere Mittel befördert werden. Vielleicht haben die Satane auf Erden, wie ihr Stammvater und unſichtbarer Obere, mehr Gutes befördert, als all. edle Menſchen aller Zeit: wenigſtens hätten dieſe ihr Werk nicht zu Stand bringen können ohne jene, ſo wie manche Krankheiten nicht geheilt werden können ohne Gift. Wir ſollen nur gebildet, unſere Pflichttreue ſoll geübt werden; wir ſollen lernen unſere Kräfte brau-

chen und zurükhalten, brauchen, wie und wo Er es will, unser Erzieher; wir sollen in Beziehung auf Ihn werden, was ein gutes Kind in Beziehung auf seinen Vater ist, — das Beste, was ein Mensch hier werden kann. Und gewis führt er sicherer dahin, ein Beruf, den wir in der Welt klein nennen, als ein Anderer, der gros heißt. Nicht blos darum, weil Pflichttreue in großen, auffallenden Thaten, die nicht so oft vorkommen, leichter ist, als in kleinen, die in Menge an der Tagesordnung sind, da sich bei jenem der Mensch von Natur aufspannt, durch Enthusiasmus exaltirt wird, bei diesen aber leicht erschlafft, was sogar unserer lieben Aeone begegnen könnte, würde sie nicht mehr durch ihren Takt, als durch ihre Ansichten geleitet; sondern noch aus anderen Ursachen. Kaum kann ein Mann mit Kraftanstrengung etwas Bedeutendes thun, ohne daß davon geredet, geschrieben, daß öffentlich darüber gestritten, daß es gelobt, getadelt wird. Es macht auf alle Fälle Aufsehen; er erscheint als eine öffentliche Person. Erhält er allgemeinen Beifall — welche Versuchung zur Eitelkeit, zum Selbstdünkel! Wird er ver-

kannt und getadelt, welche Versuchung zu Bitterkeit, zu Muthlosigkeit, zu Hochmut, der sich wegsezt, über Anderer Urtheil, und sich selbst genügt! Wie schwer hält es, rein zu bleiben unter diesen Versuchungen! Das Weib sieht und hört täglich rings um sich her, was zu thun, zu ordnen, zu leiten, zu veranstalten ist. Sie leitet und ordnet mit jener, ihr eigenen Umsicht und Klugheit, mit Ernst und Milde, wie es die Klugheit räth. Sie beschäftigt ihre Kinder, fertigt eine Handarbeit und hat ein Auge auf das Haus, zu gleicher Zeit. Sie opfert Ruh' und Schlaf, Umgang und den geigstigsten Genuß, selbst mit ihrem Gatten auf, wenn und so oft es nöthig ist. Und das Alles geschieht in der Stille, von keinem Auge gesehen, von keinem Ohr gehört, von keiner Zunge gepriesen. Selbst ihr Gatte sieht wenig davon; er weiß nur im Allgemeinen, daß er eine brave Hausfrau zur Gattin hat. Nicht Lob sondern Liebe wird ihr dafür; und durch Liebe wird Niemand verdorben. Steht sie also auf dem — wie ich überzeugt bin, Einzig-wahren Standpunkt, nicht in der Größe oder in den auffallenden Folgen eines

Geschäfts, sondern in der Treue, womit es verrichtet ward, seinen Werth zu suchen: so ist es ihr leichter, rein zu bleiben, als irgend einem Mann, der die Ruder des Staats führt, oder als Schriftsteller allgemein verehrt wird. Ich lege Ihnen hier die Abschrift einer Predigt bei, die ich vor einiger Zeit von unserem W. hörte, und von ihm erbat. Sie wird Ihnen mehr sagen, als ich Ihnen sagen kann. Mögen Sie dann wirken in Ihrem Kreiß, wie Naemi wirkte, ohne daß Ihnen darunter etwas würde von Naemis äußerem Schiksal. Das Reisejournal unseres Edelwalds theilen Sie mir doch ja mit. Ich kenne zwar die Gegenden die er durchreiset: aber solche Reisejournale charakterisiren den Menschen, der sie schreibt, so gut wie die Gegenden, die er sah. Und so etwas mag ich gern lesen, von Edelwald.

Ruth 1, 1 — 17.

Ein Familienauftritt, deſſen innere Schönheit gewis Jeder unter uns, von ſelbſt fült! Wer möchte nicht eine ſolche Mutter ſeyn, wie dieſe Schwiegermutter? Wer möchte nicht von ſeinen Töchtern ſo geliebt werden, wie ſie von ihren Schwiegertöchtern geliebt ward? Wer möchte nicht eine ſolche Tochter haben, wie Ruth war? Und alle dieſe Menſchen gefallen nicht durch vorzüglichen Geiſt, durch hohe Bildung, ſondern allein durch ihre Liebe zu einander, durch ihren guten Sinn, durch das, was ſie an und für einander gethan haben, und noch thun wolten. „Wer das Büchlein lieſet," ſagt ein Edler unſerer Zeit, *) „läßt nicht ab, bis er es ausgeleſen hat; fült ſein Herz erweicht; bewundert, wie feſt, ſanft und ſchön, die dargeſtellten Perſonen handeln, und freut ſich zu ſehen, wie Bekümmerte, Nothleidende, oft ge-

*) Der vortrefliche Großherzog von Frankfurt, Carl von Dahlberg.

tröstet und erquikt werden, wenn sie auf dem Wege der Tugend fortwandeln.“ Und gewis hat er recht. Wer nicht verwöhnt ist durch unsern Prachtaufwand, und unsere unsittliche Sittenfeinheit, dem wird wol, in dieser Welt voll Einfalt, wo kein edles Blut entadelt wird durch Armuth, sondern nur durch unedlen Sinn, wo man nicht eine unnatürliche Tugendmaske vornimmt, und damit Alles für die Tugend gethan zu haben glaubt, sondern, wo sich das gute Mädchen giebt und geben darf, wie sie ist, — zart und jungfräulich zeigen darf, was sie wünscht. Ohne Zweifel ist die Geschichte zur Ehre der Familie Davids geschrieben. Das zeigt die sorgfältige Herleitung von dieser Stammmutter, die sich am Ende des Buchs findet. Und der Verfasser ahnet nicht einmal, daß Davids Familie durch die äusserste Armuth einer ihrer Stammmütter herabgewürdigt werden könne. Er erzält, daß sie Aehren gesammelt habe, die nemliche Person, durch die er Davids Familie ehren will! Welche liebenswürdige Unbekanntschaft mit dem Ahnenstolz und Geldstolz, der den Sinn unsers Zeitalters so verdreht! —

Uebrigens ist sie höchst einfach, die Erzälung; so rührend sie auch ist, und so edel auch die Personen darin erscheinen. In den Zeiten des israelitischen Faustrechts, hatte Mangel und Hungersnoth, einen Israeliten aus Bethlehem, mit Weib und Kindern, in das Land der Moabiter vertrieben. Der Hausvater starb, hinterließ Naemi als Wittwe, und seine beiden Söhne nahmen sich Moabitische Weiber. Nach zehen Jahren starben beide Söhne, und Naemi blieb mit Orpa und Ruth allein. Sie hörte, daß der Mangel in Israel nicht mehr so gros sey, entschloß sich also, in ihr Vaterland zurükzukehren, und wurde von ihren Schwiegertöchtern begleitet. An der Grenze erinnert sie Naemi, sie sollten umkehren nach ihrer Heimath: aber sie wollen sich nicht trennen von der Mutter. Naemi besteht darauf, und führt die besten Gründe an. „In Israel werdet Ihr keine Männer finden" sagt sie. „Ein Bruder Eurer Gatten wäre verpflichtet, Euch zu heiraten.*) Aber ich habe keine Söhne mehr; ich werde nicht wieder heiraten; und heiratete

*) Nach dem Leviratsrechte. 5. B. Mos. 21, 5 — 10.

ich — wie könntet Ihr warten, bis er erwachsen wäre, mein Sohn, der noch nicht geboren ist?“ Arpa und Ruth waren beide tief gerührt. Arpa nahm indeß Abschied, und gieng zurük. Ruth blieb. Naemi redete ihr noch einmal zu, ihrer Schwägerin zu folgen. Aber Ruth besteht darauf, bei ihrer Mutter zu bleiben. Sie hat den Gründen nichts entgegen zu sezen, als ihre Liebe. Was hatte Naemi, die arme, geringe Naemi gewirkt! Gewis: kein Mensch ist so gering, lebt in einem so kleinen Kreise, der nicht Gutes wirken könnte, um sich her. Das wollen wir hier lernen; und es wird uns heilsam seyn, wenn wir es lernen, damit wir erinnert werden, auch wir Alle können Gutes wirken in unserm Kreise. Wie muß ein Mensch seyn, wenn er Gutes wirken will? Oder wodurch wirkt er? Und was kann er wirken? — Diese zwei Fragen soll uns diese Erzälung beantworten.

Ich rede jezt nicht von Menschen in einem erhabenen Stande, in einem wichtigen Amte; auch nicht von Menschen mit vorzüglichem Geiste, mit ausgezeichneten Talenten. Bei ihnen versteht sich's von selbst, daß sie wirken, groß

und kräftig wirken, daß ſie alſo auch viel Gutes wirken können. Ein Joſeph, ein Moſes, David, Salomo, oder ein Paulus, Petrus, Johannes — ein Luther, Franke, Spener, Lavater, Reinhard — was konnten ſie wirken, was haben ſie gewirkt? — Von der Art war unſere Naemi nicht. Sie zeichnet ſich weder durch Stand, noch durch hohe Bildung aus. Sie ſagt kein Wort, was einen vorzüglichen Geiſt verräth.

Aber ein guter, wirklich innerlich guter Menſch muß es ſeyn, wenn er Gutes wirken will. Worte wirken nur Worte; Handlungen höchſtens äuſſere Handlungen; aber ein guter Sinn, zündet guten Sinn an. Wer Andere viel Gutes reden hört, ſezt den Werth des Menſchen leicht darin, daß man viel Schönes, Gutes rede; wer den Andern gut handeln ſieht, daß man gut handle; wenn aber ein Menſch, der auf uns wirkt, wirklich guten Sinn hat, ſo fülen wir, daß guter Sinn in uns ſeyn müſſe. Und ſo war Naemi. Alles, was ſie ſagt und tont, trägt das Gepräge der Güte, Milde, Frömmigkeit, und jener ſo natürlichen Züchtigkeit, die als Hauptedelſtein oder Perle,

in der Krone des weiblichen Reizes, dem Kenner erscheint. Wie herzlich war ihr Wunsch an ihre Schwiegertöchter! Wie selbstlos war ihre Liebe, daß sie sie nicht mit haben wollte! Wie voll war sie von dem innigen Gefüle, daß Gott ihr ihre Kinder genommen habe! Welcher feste Blik auf Gott, auch bei Kleinigkeiten! Welche Züchtigkeit und Vorsicht in der Leitung ihrer Schwiegertochter! Sie beschloß ihr Leben, wie es jedes gute Weib zu beschließen wünscht, — als Warterin eines Kinds. Ihr selbst, hatte Gott keine Kinder mehr gegeben: sie wälte sich also das Kind von der, die ihr Herz zur Tochter, deren Herz sie zur Mutter gewalt hatte.

Natürlich brauchen wir nicht gerade zu handeln wie sie. Es ist nicht ein Mensch wie der andere, und eine Lage nicht wie die andere. Nur daß du immer gut seyn, und immer besser werden wollest! Nur daß dein Blik auf Gott gehe! Daß du jedes Gute als Gottes Welthat, jedes Leiden als Bildungsmittel Gottes fülest: nur daß du wol zu machen, Andere zu versorgen, ihr Glük zu befördern strebest, wenn es auch nur die Näheſten deines Hauſes,

deines Kreiſes ſind; nur daß du nicht hauptſächlich ſeheſt auf deinen eigenen Vortheil, dein eignes Vergnügen, ſondern auf Anderer Vortheil, Anderer Vergnügen! Seyen übrigens deine Gaben noch ſo gering; ſey dein Kreis noch ſo klein. — Auf je Wenigere du wirken kannſt; deſto ſtärker, tiefer, dauernder wirſt du wirken. Je weniger ſich deine Kraft zu verbreiten ſucht; je unwiderſtehlicher iſt ſie. Der Sonnenſtral, der auf ein ganzes Land fällt, zündet, ſchmilzt nicht ſo, als wenn er in Einem Brennpunkt zuſammengedrängt iſt.

Vor Allem aber muß Liebe dein Inneres erfüllen; du mußt Vertrauen und Liebe wecken können um dich her. Manchen ward dieſe Gottesgabe in hohem Grade. Nicht durch Körperreiz. Dieſer vergeht ſchnell, wie die Neigung, die ſich allein darauf gründet. Nicht durch hohe Geiſteskraft. Sie erregt Achtung, Bewunderung, Ehrfurcht: aber noch nicht Liebe. Rein; durch ſein Herz; durch Fülle, Tiefe, Innigkeit des Gefüls; durch Wärme, zu erwärmen, durch Treue, auszuhalten, durch inneres Leben, zu beleben. O! du, der du etwas von dieſen Gaben empfangen haſt; du

trägst einen Adel, den keine Revolution, kein Zeitgeist dir nehmen kann, der auch dort Adel bleibt. Du trägst Gottes Bild an dir; wirkst und beglükst, wie Er, bist selbst glüklich, wie Er es ist. Aber wenn du auch diese Gottesgabe nicht empfangen hättest; wenn nur Liebe in dir lebt; — nicht Selbstsucht, die nur an sich ketten, und in Fesseln halten will; nicht Eitelkeit, die nur Bewunderung erregen, aber nicht mit Liebe erwiedern will; nicht Wollust, die nur nach Befriedigung thierischer Lüste strebt, — nein; Liebe, die sich selbst vergißt, nur in Anderen sich fült, die wol machen und nichts als wol machen, erheitern, beleben, helfen, und nichts als das will, und sich selbst froh und selig fült, wenn sie das gethan hat; die sich nicht erbittern, aufbringen, umstimmen, kühler machen läßt, sondern fest bleibt; Liebe, die „Alles glaubt, Alles hofft, Alles duldet.“ Sie wirkt auf Andere, wie nichts wirken kann; sie allein macht dauerhaften ewigen Eindruk. So war Naemi's Liebe. Sie hatte Ruth so gerne bei sich, und wollte sie doch von sich haben, weil sie in Israel kein Glük für sie sah. Sie, Naemi, dachte nicht an Boas, sondern

legte nur Alles darauf an, daß er der Ruth würde. Liebe war jeder Rath, jede Warnung, jede Aufmunterung, die sie ihr gab; und Liebe, daß sie das Kind der Ruth zu sich nahm, für das Kind lebte, und als Wärterin des Kinds starb. O! du still edles Weib, das nicht wußte, was es that und was es war; — du liebtest, weil du nicht anders, als lieben konntest, und deine Liebe wirkte fort, wer weiß, wie lange Zeit, herab. Deiner wird nach mehreren tausend Jahren noch gedacht; und der Gute weidet sich noch jezt an Deiner Einfalt, Frömmigkeit und Liebe.

Und ich dächte, — dadurch, durch diese Liebe wirkt sie auch. Nicht durch ausgezeichneten Verstand; davon findet sich keine Spur. Nicht durch Lebendigkeit, Munterkeit. War sie doch durch die schwersten Leiden niedergedrükt! Sie wirkte Liebe, durch Liebe, die auch allein durch Liebe gewekt werden kann. Und welche Liebe! Welche reine, unerschütterliche Anhänglichkeit! So spricht die Liebe; so kann sie allein mit Wahrheit sprechen. Wir können wol Gegenden verziehen; aber das ist uns die angenehmste Gegend, wo wir Liebe finden, wo un-

[illegible] Herz lieben kann. Das Vaterland ist uns lieb und theuer; aber noch theurer ein Mensch, in den wir unser Herz ergießen können, der unsern Erguß treu aufnimmt in sein Herz. Selbst unsere Religion, wenn wir sie nicht schon als wahr an uns erfahren haben, (was ja der Heide Noch nicht kennt:) vertauschen wir allenfalls an die, die uns durch ein liebendes Wesen lieb ward. Von der Wirkung schließen wir auf die Ursache. Von dem liebevollen Verehrer einer Gottheit, auf die Liebe der Gottheit selbst! Es ist wahrer und warmer Ausdruk der Liebe: „Wo du hingehst, da will ich auch hingehen. Wo du bleibst, da bleib' ich auch. Dein Volk ist mein Volk; dein Gott ist mein Gott. Wo du stirbst, da sterb' ich auch; da will ich auch begraben werden." Und daß es nicht tändelnde Empfindsamkeit war, dafür bürgt uns das Zeitalter der Einfalt, und der Gang der ganzen Geschichte. — Da haben wir also schon den Einfluß eines guten, liebevollen Menschen. Er weckt Liebe bei Anderen um sich her; und durch diese Liebe ist schon sehr viel gewirkt. Wenn das Menschenherz nur einmal wahrhaftig lieben kann; dann ist

der Gottesfunke schon hinein gelegt, wodurch der ganze Mensch erwärmt und belebt werden kann, für das Gute. Liebt man Einmal, mit wahrer Liebe, Eins der Näheren seines Herzens und seines Bluts; so kann man mehrere lieben. Unser ganzer Kreis, jeder Mensch, der uns nahe kommt; die ganze Menschheit, wird uns heilig. Ist sie ja die Familie des Geliebten! So bildet Gott seine Kinder durch Eltern, zu Liebe. Kein Mensch handelt schlecht, hart, roh, der wahre Liebe im Busen trägt. Tausendfacher Sinn für Großes, Edles, Göttliches, wird in dem Menschen geweckt, durch Liebe. Er wird Gott näher, denn Gott ist die Liebe. Das Alles hast du in einem Menschen gewirkt, wenn du durch Liebe, Liebe weckest, in ihm.

Und er wird dir folgen, gerne folgen deinem Worte, und gut werden, wenn du ihm zum Guten räthst. Wie folgte Ruth so gern ihrer Schwiegermutter! Sieh, lieber Mensch, wenn du gut bist, und Gutes willst; wenn du durch Liebe den Andern gewonnen hast — deinen Gatten, deine Gattin, dein Kind, deinen Freund: du kannst ihn zum Guten bringen.

auf die leichteste, natürlichste Art; du kannst ihm Stellvertreter Christus, Gottes seyn, was der Mensch dem Menschen auch seyn soll. Du kannst zur Seeligkeit einen Menschen bilden, den Gott so viel achtete, daß er seinen Sohn, den Jesus so viel achtete, daß Er sein Leben für ihn gab.

Das wäre denn auch das sicherste Mittel, um Ehrfurcht vor Gott, ächte Religiosität, Frömmigkeit einzuflößen, den Menschen, in deinem nächsten Kreise. Wodurch bewirkt' es Naemi, daß Ruth ihr sagte: „Dein Gott ist mein Gott?" durch ihre Liebe, ihre gute Behandlung, ihren guten Sinn; nicht durch Disputiren über Religion. Es mag wol seyn, daß Ruth schon durch ihren Gatten bessere Begriffe von der Israeliten Religion erhalten hatte: aber sie erkannte sie doch hauptsächlich an den Früchten, die sie hervorbrachte bei Naemi. Willst du also die Deinigen frömmer, christlicher machen; laß sie nicht deine Vorwürfe, deine scharfsinnigen Gründe, deine schönen Worte hören; sondern deine Sanftmuth, deine Geduld, Gewissenhaftigkeit, Liebe sehen, und dadurch bewogen werden, zur Verehrung Gottes.

Die Treue, mit der du Alles verrichtest, was dir obliegt, deine Strenge gegen dich selbst, deine Nachsicht gegen Andere, zeige ihnen, wie treflich die Religion sey, die du verehrst. An dem, was sie aus dir gemacht hat, sehe man ihren wahren Werth.

Und denke nicht, daß es bei dem Einen bleibe, wenn du auf Einen gut gewirkt hast. Alles rein-Gute, Alles, was durch Liebe in einem Herzen aufgeregt wird, ist Saamkorn zu hundertfacher Frucht, die wieder Saame zu tausendfacher werden kann, die Summe des Guten, millionenfach vermehrt. In einem kleinen Kreise wirkte Naemi auf die Einzige Ruth; aber sie war eine Stammmutter von Isai, von David, in denen so viel Vertrauen auf Gott, so viel Sinn für das Gute, Göttliche war. Wer weiß, ob es nicht durch Ruth zum herrschenden Familiengeiste wurde; und was hat sie dann gewirkt? —

Fünfzehenter Brief.

Adelaide B. an Wandulf.

Holdheim.

Ich wende mich an Sie, verehrter Mann, ob ich gleich nie in einem schriftlichen Verhältniß mit Ihnen stand, weil ich Sie durch mehrere meiner Freundinnen kenne, und weiß, daß man sich in einer solchen Angelegenheit nur an die Wenigen wenden kann, worunter Sie gehören. Doch zur Sache!

Der junge Soltan hielt sich eine Zeitlang hier auf, um unseren geschikten Heberstreit an's Krankenbett zu begleiten und dessen Erfahrungen zu benuzen. Sie kennen ihn. Es ist ein geistreicher, feiner, artiger Mann, von reinen Sitten, und unbescholtenem Ruf. Er besuchte mich, als ich mehrere Bekannte bei mir hatte; er gefiel uns Allen sehr wol, und ich lud ihn auf die Dienstage ein, wo ich mehrere Personen zum Thee bei mir sehe. Es

wurde geleſen, Muſik gemacht, geplaudert, und Soltan zeichnete ſich als ein guter Geſellſchafter, immer mehr aus. Ich war freundlich gegen ihn, ſcherzte mit ihm, und er kam außer den Dienſtagen, auch manchmal Morgens zu mir. In einigen kleinen Unpäßlichkeiten rieth er mir, und ich warnt' ihn vor dem Umgang mit einigen jungen Leuten, die ſich an ihn gedrängt hatten. Er kam öfter, las mir etwas vor, ſang etwas, was mir neu war, und beredete mich am Ende einige Duetten zu ſingen, was ich lange nicht gethan hatte. Am Ende wurd' er eine Art von Hausfreund, den man vermißte, wenn er ſich einen Tag nicht hatte ſehen laſſen. Ich merkte wol, daß er alle mögliche Attentionen für mich hatte, daß er meinen Umgang ämſig ſuchte; manchmal, wenn ich allein mit ihm war, ſchien er mir auch verlegen: aber Anfangs bemerkt' ich's kaum, und als ich's bemerkte, ſchien es mir der Anfang einer Liebe zu der liebenswürdigen Emma Klarfeld, die er ſehr oft bei mir traf. Der Mann iſt wenigſtens zwanzig Jahre jünger als ich. Wie konnt' ich an mich denken? Verſchiedemal hatt' er in großer Verlegenheit angefangen,

von seinem Herzen, vom Verlust seiner Freiheit u. d. gl. zu reden, hatt' auch einmal, wenn ich ihn recht verstand, hinzugesezt, daß sein Glük von mir abhange; aber es war immer Jemand dazu gekommen, und ich in meinem Wahn glaubte sicher, daß er mich um meine Fürsprache bei der lieben Emma bitten wolle, die ich ihm auch nicht versagt hätte. Es ist ein Mensch, der wol ein Mädchen glüklich machen kann, so wie sie einen Mann. Wie erstaunt' ich also, da ich vor etwa acht Tagen einen Brief erhielt, in dem er mir mit aller Schwärmerei der jugendlichen Liebe versicherte, daß ich allein ihn glüklich machen könne, und daß er mir seine Hand anbieten würde, sobald er völlig etablirt sey. Sie können sich meine Verlegenheit denken. Ich machte mir eine Menge Vorwürfe über meine Unvorsichtigkeit, daß ich ihn so weit hatte kommen lassen; indeß mußt' ich mir immer das Zeugniß geben, daß ich den Umgang mit einer Person von meinen Jahren durchaus für unverfänglich, und mich überhaupt in Hinsicht auf Liebe, für eine Person sans consequence gehalten habe. Ich war mir bewußt, daß ich sicher meine Maas-

regeln genommen haben würde, wenn ich — eitler geweſen wäre. Er kam am folgenden Tag zur gewöhnlichen Stunde; allein ich war zu einer Freundin gegangen, weil ich keine Szene mit ihm haben, ihn alſo nicht ſehen wolte, bis die Sache ganz abgemacht ſeyn würde. Ich blieb den ganzen Tag bei meiner Freundin; er war am Nachmittag wieder da geweſen, und am Abend fand ich ein Billet von ihm, das ſeine Verzweiflung darüber ausſprach, daß er gleich am folgenden Morgen, nach Grenzau reiſen müſſe, und mich vorher nicht habe ſehen können. So ſteht dieſe abentheuerliche, mich ſehr beunruhigende Geſchichte.

Jezt bitt' ich Sie, verehrter Mann; dem braven jungen Menſchen, deſſen Zutrauen Sie haben, und der Sie gewis gleich beſucht, den unter fliegendem Siegel beiliegenden Brief mit der Schonung zu geben, die man an Ihnen gewohnt iſt. Ich überlaß' es Ihnen, ob Sie ihn von dem Innhalt etwas wollen merken laſſen, oder ob Sie für beſſer halten, es abzuwarten, bis er Ihnen ſein Herz ergießt, was er ſicher thun wird. Sie ſagen ihm dann noch das Nöthige, und ſtellen ihm vor, daß und

warum ich jezt durchaus darauf beſtehen müſſe, ihn nur in Geſellſchaft zu ſehen. Ihrer Weisheit und Delikateſſe überlaß' ich Alles; und dies Zutrauen iſt natürliche Folge der Achtung, die ich ſchon lange gegen Sie empfand.

Sechszehenter Brief.

Adelaide B. an den Herrn Doktor Soltan.

Heldheim.

Lieber Soltan; das ſind Sie mir noch, und ich denke, Sie ſollen mirs auch bleiben, ob mir gleich Ihr Brief in nicht geringes Erſtaunen und noch größere Verlegenheit geſezt hat. Nie hatt' ich auch nur eine Ahnung, daß Sie mich Anders, als Ihre mütterliche Freundin betrachten könnten, die ich auch war, und noch bin, und bleiben zu können hoffe. Sie können ſonſt leicht denken, daß ich Ihnen nicht ſo freien Zutritt in meinem Hauſe verſtattet hätte, daß ich nicht ſo oft allein mit Ihnen geblieben wäre, daß ich Sie überhaupt nicht auf den vertrauten Fuß behandelt hätte, wie ich that. Freilich bemerkt' ich zulezt manchmal Verlegenheit an Ihnen; Sie fiengen auch einigemal ſo an, daß es Einleitung zu einer Lie-

beserklärung hätte seyn können; allein, offen gesagt, mir kam kein Sinn davon, daß es mich gälte, sondern ich glaubte fest, daß Sie mich um Fürsprache bei einem Mädchen von Ihrem Alter bitten wollten, die ich Ihnen auch gewiß nicht verweigert hätte. Noch jezt — kennt' ich Sie nicht in Ihrer Biederkeit, wie ich Sie kenne, und in Ihrer Verehrung unseres Geschlechts, die sich nur bei den Reineren, Edleren des Ihrigen finden; ich wüßte nicht, was ich aus Ihrem Briefe machen, wofür ich ihn nehmen sollte. Eine Liebeserklärung, ein Heiratsantrag von einem Jüngling von ein und zwanzig Jahren an eine Frau von vierzig, also an eine Frau, die recht gut seine Mutter seyn könnte — man kann sie allerdings für Scherz, oder Spott nehmen, je nachdem der Jüngling ist, der sie thut. Davon bin ich indeß weit entfernt, da Sie es sind. Ich glaub' es Ihnen, daß Sie jezt wirklich wähnen, mit mir als Gatte glüklich seyn zu können, weil Sie sich mit mir, als mütterliche Freundin, und in meinem Umgang wol, vielleicht manchmal glüklich fülten. Ich begreife sogar etwas von der Entstehung dieses Wahns.

Sie ſagen mir, es ſey Ihre Erſte Liebe and ich will es Ihnen glauben. Aber die Erſte Liebe iſt meiſt nur ein Verſuch zu lieben; das Gefül eines Bedürfniſſes, das ſich auf den Erſten beſten Gegenſtand wirft, der ihm mit Wolwollen entgegenkömmt, und in dieſem gefunden zu haben wähnt, was er bedarf. Es iſt dann gar nichts Seltenes, daß ein Jüngling ſeine Erſte Liebe einer reifen, wol gar überreifen Frau zuwendet. Die Koketterie mancher dergleichen Weiber abgerechnet, macht ſie ihm durch ihr offenes, zwangloſes, natürlich-zuvorkommendes Weſen, mehr Muth. Sogar ſeinem Geſchmak ſagt ſie mehr zu, weil der unverdorbene Jüngling leichter ſieht, als ahnet, Weiblichkeit in ihrer Vollendung ihn alſo mehr anſpricht, als in ihrem Werden. Das Alles mag auch Ihr Fall ſeyn, und Sie mögen wirklich glauben, mich zu lieben und das Glük Ihres Lebens in mir zu finden. Eine Zeitlang finden Sie es auch vielleicht wirklich. Allein in wenig Jahren wird und muß die Anſicht anders ſeyn. Jezt fang' ich an, ſichtbar zu welken, und Sie blühen immer mehr auf. Mai und November paſſen

schlecht zusammen, und immer schlechter, je weiter sie vorrükt, die Zeit. Die Ansichten des Lebens werden verschieden und immer verschiedener. Wahren Theil nehmen an Manchem, was Ihnen Freude macht, kann ich dann nicht. Es würde mir also keine Wahl bleiben, als: Theilnahme zu affektiren, oder Sie Ihren Weg gehen zu lassen und auch den meinigen allein zu gehen. Das Erste, aus welchem edlen Grund es auch geschehen mag, knikt doch, und zerstört allmälich, die Offenheit, das gänzliche Hingeben, das Wurzel und Produkt, Brod und Würze des ehelichen Lebens seyn soll. Geht jedes seinen Weg, so ist die Ehe schon innerlich geschieden. Es bleibt nichts Anders übrig, als eine gewöhnliche Fürsten-Verbindung, durch Konvenienz, Gesez und Pflicht. Wenn man nur die ehelichen Lasten miteinander trägt, und die ehelichen Geistesgenüsse nicht mit einander theilt; so giebt das Eins von den Produkten, wie die neuen Staatsehen, bei denen nichts als — das Heilige fehlt, oder wie gewisse politische Verbindungen, deren Daseyn man blos bemerkt, durch die Lasten, die sie

auflegen, und durch den Zwang, in den ſie uns verſezen.

Und fände ſich's nun gar, daß Sie nach dieſem Verſuch zu lieben, den Gegenſtand fänden, den Sie wirklich liebten, — welch namenloſes Elend! Sie wolten mich nicht verlaſſen und fülten ſich doch unwiderſtehlich hingezogen zu einer andern. Aus Liebe wolten Sie mir Liebe heucheln, und ich ſähe mit Schaudern täglich, daß Sie nur heuchelten. Ich würd' Ihnen läſtig, widrig, unausſtehlich; Sie verdammten ſich ſelbſt wegen dieſer Empfindung, und hätten ſie darum nicht weniger. Nein, Soltan; dazu ſind Sie mir zu lieb, um Sie einer ſolchen Gefahr auszuſezen, einer ſolchen Zwietracht in Ihrem Inneren, die nur durch Gotteskraft verſöhnt werden kann.

Ich hab' ein Beiſpiel an einer meiner Bekannten erlebt, das noch weit ſchrecklichere Folgen hatte, obgleich ſie und ihr Gatte, gute Menſchen waren. Die Frau von Zittlau, eine Witwe von fünf und vierzig Jahren, eine noch blühende, gebildete, artige Frau lebt' auf dem Land und ſah viele Menſchen in ihrem Haus. Der Forſtmeiſter von Waldheim, ein

junger, unverdorbener, für alles Gute und Edle warm-enthusiastischer Mann, der eben in die Gegend versezt werden war, sucht' und erhielt natürlich Zutritt in dem Haus, und gefiel sich darin, besser als irgendwo. Die Frau des Hauses unterhielt ihren Besuch, mit jener natürlichen Höflichkeit, die nichts Konventionelles hat, sondern lauter Herzensgüte zu seyn scheint, es oft auch wirklich ist. Niemand war eigentlich bei ihr zum Besuch; er war in der Ersten Stunde zu Haus, wenigstens war es seine Schuld, wenn er es nicht war. Der junge Forstmeister war es bald und ganz. Alle müßige Stunden, ganze Tage bracht' er bei der unterhaltenden, lebhaften Zittlau zu. Sie verreisete in ein Bad, und Waldheim fülte eine Leere in seinen Stunden, hielt es aber für eine Leere in seinem Herzen. Ihr Umgang war ihm unentbehrlich, weil er nichts Anders hatte; so glaubt' er denn, sie selbst sey es ihm. Er glaubte wirklich, sie zu lieben, erklärt' ihr dieß und bot ihr seine Hand an. Die gute Frau war freilich bedenklich, wegen Ungleichheit der Jahre: aber der feurige Forstmeister versicherte sie so ehrlich, daß die Liebe Alles

gleich mache, daß er nie eine junge Person so lieben könne, daß gerade die Reife ihres Geistes, ihn so anziehe; er war so eindringend, so voller Aufmerksamkeit, Alles, was er sprach und that, trug so offenbar das Zeichen von Redlichkeit, daß sie — ihr Herz gehen ließ; denn sie liebt' ihn wirklich. Sie traute ihren Reizen zu, daß sie sich noch eine Zeitlang halten würden, und ihrem Geist, daß er Alles ersezen würde, wenn diese Reize verblüht wären. Sie gab ihm ihre Hand. Anfangs lebten sie sehr glüklich mit einander: aber bald zeigte sich's doch, daß die Frau zwanzig Jahre älter als der Mann sey. — Die Weiber altern ohnehin früher und schneller als die Männer. — Der junge, feurige Mann vermißte bald eine ähnliche Frau, die mit ihm fahren, reiten, jede Lustbarkeit in der Nachbarschaft genießen, dort Nächte durchtanzen könnte und wolte. Natürlich konnt' und wolte das aber seine Gattin nicht. Er gieng also allein, genoß allein, und dieß wirkte schon eine gewisse Entfernung zwischen ihnen. Sie wolt' ein wenig an ihm bilden. — Glauben Sie mir, die Weiber in gewissen Jahren lassen das nicht. — Er solte so.

lider werden, und er fand in ihren Ansichten und Vorstellungen nichts Solides, sondern nur Hofmeisterei. Das entfernt' ihn von ihr, auch wenn er zu Haus war. Endlich sah er auf einem Bal, die Fräulein von Werdenberg, die längst nach einem Wesen schmachtete, das ihr Herz ausfüllen könnte. Sie traf gleich sein Herz, und er das ihrige: aber keins gestand es dem Andern. Je lebendiger sie es fülten, jemehr suchten sie es sich selbst zu verbergen. Beide scheuten sich, es in Worte zu fassen, was eigentlich in ihnen war, und ihr ganzes Wesen erfüllte. Endlich brach der Damm durch; sie gestanden sich, daß sie einander viel seyen, einander ganz verständen, über Alles, ganz miteinander sympatisirten. Das Wort: Liebe nannten sie nicht. Und was war die Folge davon? Die gute Zittlau merkt' es bald, konnt' es nicht tragen, kränkte sich, macht' ihrem Gatten Vorwürfe, dessen Liebe dadurch natürlich nicht vermehrt wurde. Die arme Fräulein hielt sich zurük, schmachtete, kränkelte. Der Forstmeister konnte das nicht ansehen, ließ sich von seiner Frau scheiden, heiratete die Fräu-

lein, die aber keine gesunde Stunde in ihrer Ehe hatte, und ein halbes Jahr hernach starb.

Nein, Soltan; in einen solchen Fall will ich Sie nicht sezen. Ich schaudere schon vor der bloßen Möglichkeit. Geben Sie den flüchtigen Gedanken ganz auf. Suchen Sie wieder ruhig zu werden. Bis Sie dieß sind, meiden Sie mein Haus nicht; aber kommen Sie nur, wenn Sie wissen, daß ich Gesellschaft habe. Folgten Sie meinem Rath nicht, und kämen etwa am Morgen, wie ehemals, als ich noch blos Ihre mütterliche Freundin war: so thun Sie mir weh, denn Sie nöthigen mich, meinem Bedienten zu sagen, daß ich nicht für Sie zu Haus sey. Gewis werd' ich's aber früher, oder später wieder seyn, und vielleicht bin ich so glüklich, Ihnen ein Wesen zuzuführen, das Ihnen Alles geben kann, was Ihr gutes, edles Herz bedarf, was ich Ihnen gerne geben mögte, aber jezt nicht zu geben vermag.

Leben Sie wol.

Siebenzehenter Brief.

Adelheid an Theophan.

Lindenfeld.

Ich hab' Ihnen eine sehr traurige Nachricht zu geben, lieber Theophan; eine Nachricht, die besonders meines Külthals Ruhe gänzlich — ich kann nicht blos sagen, erschüttert, sondern zerrüttet, wie es bis jezt scheint, zerstört, und ihm alle Lust zum Leben genommen hat. Unsere Hella, sein Liebling und der meinige, das holde, anmutige, so innig sich anschließende Kind, ist vor vierzehen Tagen in eine bessere Welt übergegangen. Sein Verlust hat mir schmerzlich weh gethan. Es wollte mir Anfangs das Herz zerreißen, daß ich sie so lange missen, sie auf dieser Erde nicht wieder sehen sollte; aber ich faßte mich bald. Der Blik auf unsere Zeit, und auf die, die wir noch zu erwarten haben; die herrschende Eitelkeit, der Leichtsinn, Weltsinn, Kaltsinn gegen alles Höhere,

was nicht Sinnesgenuß verschafft, oder Mittel, sich ihn zu verschaffen; die Verdorbenheit unserer Jünglinge und so viele Männer, und die Schönheit, die unsere Hella — ich sage nicht: versprach, sondern ihr drohte, bei ihrer großen Reizbarkeit, machte mich oft zittern für sie. Wenn ich dann mich selbst vergessen konnte; so that mirs wol, sie dort zu wissen, wo sie keiner Verführung ausgesezt ist. Sie ist in dem besten Erziehungshaus, in dem sie seyn kann. Ich werde sie ausgebildet, veredelt wieder finden und glüklich. So kann ich manchmal mit Wahrheit sagen: Gott war's, der mir sie gab; Gott war's, der mir sie nahm. Ein Vater, mit einem Vaterherzen, der weiß, wie der Verlust dem Vater, der Mutter thut. Es muß nöthig gewesen seyn, weil Er's that. Sein Wille geschehe! Külethal aber nicht so. Er konnte keine Thräne weinen und kann's noch nicht. Ehe das Kind begraben war, saß er stundenlang bei der Leiche, und starrte sie an, ohne ein Wort zu reden. Als ich mich einmal über sie herbeugte, sie küßte und sagte: „O! du bist an einem guten Ort! dir ist woler als uns! Wie wirds' uns seyn, wenn wir uns

wieder sehen!" — ich sprach gleichsam noch mit dem Kinde —: da stand er auf mit einem tiefen Seufzer, gieng an's Fenster und verließ bald das Zimmer. Seit ich gefaßt bin, sieht er mich manchmal lange an, als begreif' er's nicht. Tag und Nacht hat er keine Ruhe; aber keine Klage kommt aus seinem Mund. Wenn ich ihm von ihr rede, so ergreifts ihn oft heftig. „Ach! rede mir doch nicht mehr von ihr," sagt' er neulich, in einem fast verzweifelnden Ton; „sie ist ja verloren, verloren!" — „doch nur für diese Erde!" erwiedert' ich." Das ist mein Trost." Er sah mich, halb zweifelnd, halb erstaut an, und gieng weg. Mir ist aber viel Ruhe gegeben. Zwar hab' ich alle meine Erbauungsbücher bei Seite gelegt. Sie Alle geben mir nichts. Desto mehr ist mir aber mein neues Testament. Die lezten Reden Jesus an seine Schüler, bei Johannes, Sein Wort an den Missethäter, der mit Ihm hingerichtet ward' und das, bei der lezten Malzeit, mit den Seinigen: „so vertraut sizen wir hier nicht mehr zusammen: aber dort!" — es thut mir unbeschreiblich wol. Das hat kein Sailer, Dereser, Bruns

ner, kein Lavater, Jung, Sintenis oder Zollikofer, kein Mensch gesagt, der sich irren kann, sondern der, der Proben gab, von Allem, was Er versprach, und Beweise, daß Er in Verbindung stehe mit der höheren Welt, wohin meine Hella gieng. O! Theophan, wenn die Liebe bleibt, wenn auch Alles vergeht, wie uns ein heiliger Mann sagt, der es auch wußte; wenn wir diese Anhänglichkeit, diese Sehnsucht nach den Geliebten, mit hinübernehmen, die wir hier in uns tragen: so müssen wir sie auch wieder finden, sie glüklich sehen, und nicht wieder von ihnen getrennt werden, wenn unserer Seeligkeit nichts fehlen soll. Gott! wenn ich diese Gewisheit nicht hätte, wie unbeschreiblich elend wär' ich jezt! Wenn Külthal sie nicht hat — und ich ahne manchmal, daß sie ihm fehlt — wie natürlich, daß er troſtlos ist, bei der innigen Liebe, mit der er an diesem Kinde hängt. Ach! daß ich sie ihm geben könnte! Daß ihm die Liebe das wäre, was sie mir ist! Könnten Sie, lieber Theophan, ihm dann nicht etwas schreiben, das ihm Gewisheit darüber gäbe, also

auch Troſt? Wenn Sie können; ſo thun Sie es gewiß. Das weiß ich. Beten Sie wenigſtens für eine traurende Familie; beſonders aber für meinen armen Külthal.

Achtzehenter Brief.

Die Nemliche, an den Nemlichen.

(Acht Tage hernach.)

O Theophan, wenn ich mich meiner Hoffnung überlassen dürfte! Wenn das schwere Leiden, das unser Haus und Herz getroffen hat, eine solche Frucht brächte! Einmal, in meinem Külthal bereitet sich eine große Veränderung vor. Er ist in seinem Innersten ergriffen. Die Eisrinde um sein Herz ist geschmolzen. Er fült, daß er noch nicht Alles hatte, was ihm fehlt, was ihn halten kann in allen Lagen des Lebens, und vielleicht ahnet er, daß er es im Christenthum finden könne. Doch; hören Sie, und urtheilen Sie selbst.

Schon in meinem lezten Brief sagt' ich Ihnen, daß er in einen stummen, starren Schmerz vergraben sey; daß er mit Erstaunen meine Ruhe sehe, aber weggehe, wenn ich davon rede, was mich beruhigt. Gestern Abend

wurd' es aber anders. Er traf mich über meine Bibel, in der ich eben das 15te Kapitel des ersten Briefs an die Christen in Korinth gelesen hatte. Ich stand auf, gieng ihm heiter entgegen und umarmt' ihn. Er sah mich an, und eine Thräne glänzt' in seinem Auge. „Wärest du es nicht; ich könnte dich beneiden, Adelheid, über diese Ruhe bei dem schrecklichen Verlust. Aber ich gönne dir sie."

„Und warum sollt' ich nicht ruhig seyn, sobald der erste Schmerz vorüber ist? Weiß ich ja unsere Hella in so guten Händen."

„Aber wir sinds nicht; wenigstens ich nicht. Es kommt keine Freude, keine Ruhe mehr in mein Herz."

„Und warum sollte sie nicht? Gewis wird sie's. Daß wir jezt unser geliebtes Kind eine Zeitlang nicht sehen, das thut freilich weh, sehr weh. Ich glaubt' Anfangs auch, nie wieder froh werden zu können. Jezt muß ich wol noch manchmal weinen; aber ich bin ruhig."

„Was giebt dir aber diese Ruhe?"

„Ich denke, wenn ich kränklich worden wäre; so hätt' ich Hella doch wol in eine Erziehungsanstalt bringen müssen; oder sie hätte

ſich an einen fremden Ort verheiratet: ſie hätte mich dann auch verlaſſen.“ —

„Aber doch nicht für immer!“

„Das wird ſie jezt auch nicht. Sie iſt in dem beſten Erziehungshaus, bei dem Vater im Himmel. Dort wird ſie gebildet und iſt glüklich. Ihre Liebe zu Vater und Mutter wird gepflegt, ſie wächſt durch das tägliche Anſchauen der Väterlichkeit des beſten Vaters, und der Mütterlichkeit des Einzigen der uns ſo nah iſt. Ihr iſts vielleicht vergönnt, uns eine Wohnung einzurichten, wie ſie dort unſer Weſen bedarf. Sie wird uns entgegenkommen, verklärt durch Reinheit, Jeſusähnlichkeit und Liebe; ſie wird uns bekannt machen, mit den Auserwälten der Schöpfung. Sie wird bei uns bleiben und wir werden ſie nie verlieren. O Külthal! welche Ausſicht!“ (Ich war ſehr gerührt, umarmt' ihn mit Thränen und auch er war's.)

„O! Adelheid, wenn ich das wüßte!“

„Ich weiß es, lieber Külthal. Schon mein Herz ſagt mirs. Was liebt, will ewig lieben. Was liebt, will beiſammen ſeyn. Trennung iſt Höllenqual für ein liebendes Herz;

und zu Höllenqual gab uns Gott dies Herz gewiß nicht; dies Herz, aus dem alles Göttliche quillt. Man adoptirt Niemand zu seinem Sohn, um ihn elend verschmachten zu lassen.“

„Das giebt Hofnung, macht es wahrscheinlich, wenn wir diese Organisation, diese Empfindungsart behalten. Auch ich glaubte mich mit solchen Wahrscheinlichkeiten beruhigen zu können: aber ich sehe wol, der Mensch bedarf Gewißheit von der Fortdauer seines Ich und eines andern geliebten Ichs, wenn er es für diese Erde verliert.“

„Auch hab' ich diese Gewißheit, lieber Kulthal. Der, der durch so viele Proben zeigte, daß Er mit der höheren, unsichtbaren Welt in Verbindung stehe, übersezt mir sie in Worte, diese Sprache meines Herzens. Er sagt mir bestimmt, daß Er, der hier schon manchen Todten das Leben wieder gab, Alle beleben werde; daß das, was man hier begrabe, nur Saat sey, aus der einst eine schönere Pflanze hervorkeimen werde; daß man sich wieder finden, sich auch dort lieben und in ungestörter Seeligkeit miteinander leben werde. Er

ſagt das ſo zuverſichtlich. Er täuſcht uns nicht.“

Freilich, weit tröſtlicher, als die armſeelige Ausſicht, daß der geiſtige Hauch, ohne Bewußtſeyn, irgendwo aufgenommen werde, und in anderer Geſtalt oder ohne Geſtalt bleibe. Als ich noch glüklich war, trug ich mich auch eine Zeitlang mit dieſer erbärmlichen Spielerei. Jezt fül' ich wol, was daran iſt. Man muß noch nichts verloren haben, wenn man wähnen kann, ſich durch eine ſolche Spizfindigkeit tröſten zu können bei einem Verluſt.“

„Freilich wüßt' auch ich mir darin keinen Troſt. Aber meine Bibel giebt mir ihn, und ich kann mit Wahrheit zu Gott ſagen: „wäre dein Wort nicht mein Troſt geweſen, ich wäre vergangen in meinem Elend.“

„Ja; ich muß dir geſtehen; ich war und bin erſtaunt über deine Faſſung, deine Ruhe, deine Kraft. An meiner Philoſophie glaubt' ich einen Stab zu haben, an den ich mich immer ſtüzen könnte. Aber — (ſehr erſchüttert,) es war ein Rohrſtab, — der mir zerbrach, und — mich noch in die Hand ſtach.“

„Nun; du findeſt vielleicht etwas Anders,

das dich beruhigen kann. O! wenn doch unsere Bibel" —

„Wenigstens wünsch' ichs von Herzen, daß sie mir etwas geben könnte; denn warlich! ich bedarfs! Gieb mir doch einmal Eine. Ich will die Geschichte Jesus lesen."

Ich gab ihm eine Bibel; er las und lieset diesen Morgen wieder mit großem Eifer. Bisher hab' ich ihn nicht unterbrochen, auch den Gegenstand nicht wieder berührt. Sagen Sie mir doch Ihre Meinung, ob ich recht thue, und überhaupt über den ganzen Vorfall. O! wenn mein guter, redlicher Külthal Interesse für das Christenthum bekäme! Wenn ich mit ihm gemeinschaftlich, den Weg zu unserer verklärten Hella wandeln könnte; wie gerne wolt' ich ihren Verlust tragen und warten! Seine so mächtig erregten Bedürfnisse machen mir Hofnung: aber sein grübelnder Kopf erhielt mich in Furcht. Ich erwarte bald eine Antwort von Ihnen.

Neunzehenter Brief.

Theophan an Adelheid.

Brukholm.

Eine kleine Reiſe hat mich verhindert, Ihre beiden Briefe ſogleich zu beantworten, die ich nach meiner Zurükkunft fand. Sie haben an Ihrer Hella, für dieſe Erde viel verloren. Ich erſchrak heftig, als ich die Nachricht davon las; denn obgleich ich Armer, nach dem leider! noch nicht abgeſchafften Gebrauch unſerer Kirche, mit keinem Vatergefül bekannt ſeyn darf: ſo weiß ich doch durch die Freude, die Ihnen und Ihrem Garten ſo oft aus den Augen blikte, durch die Sorgſamkeit für Alles, was dem Kinde ſchaden konnte, und durch den Anblik des liebenswürdigen Weſens ſelbſt, daß ſein Verluſt ſchmerzlich weh thun muß. Daß Sie ſich faſſen und in Ihrem religiöſen Gemüth Quellen zum Troſt und zur Beruhigung finden würden, erwartet' ich indeß mit Gewißheit.

Was uns über eine bessere Zukunft Gewißheit giebt, macht uns jede Gegenwart erträglich; und wer sich gewöhnt hat, die Erde als ein Bildungsinstitut für eine höhere Welt anzusehen, der trägt, arbeitet und entbehrt auch gerne, was zu dieser Bildung nöthig ist. Aber daß der Verlust auf Ihren Külthal eine solche Wirkung thun, und eine solche Revolution in ihm aufregen werde, das hätt' ich kaum erwartet. Indeß ist er jezt auf dem rechten Weg. Von Bedürfniß, tief gefühltem Bedürfniß muß alles Religiöse ausgehen, sonst ergreift es nie unser ganzes Wesen, d. h. es wird nicht religiös. Wer noch wähnt, Alles zu haben, zu wissen, zu kennen, was ihm nöthig ist, oder es irgendwo gefunden zu haben wähnt, der sehnt sich nach nichts Anders. Und sehnt er sich nach nichts; so ist ihm Alles blos Gegenstand seiner Spekulation, seiner Neugierde, Wißbegierde — Kritikbegierde — es interessirt nicht sein ganzes Wesen. Dieß Bedürfniß wurde in Ihrem Külthal aufgeregt, durch den Tod des Kinds, woran sein Herz hieng. Bisher hatt' er gewähnt, über Zukunft so viel Gewißheit zu haben, als ihm nöthig sey, und er sah jezt,

daß er ſich geirrt habe. Die Maſſe von Wahrheit, die er ſich geſammelt, und für eine klare Ueberſicht geordnet hatte, gab ihm das nicht, was er davon erwartete. Natürlich, daß er ſich nun, in dieſer nie gefülten Armut, ſehnte nach etwas Beſſerem. Er ſah Sie, kennt' Ihre Mutterliebe, Ihre Anhänglichkeit an das Kind, und er ſah, daß Sie etwas in ſich trugen, was Sie beruhigte, was Sie erhob, auch über dieſen ſchmerzlichen Verluſt. Mit oder ohne deutliches Bewußtſeyn ſchloß er: was ſtärkt, muß eine ſtärkende Kraft haben; was über die Erde hebt, kann nicht von der Erde ſeyn. Nichts natürlicher alſo, als daß er wünſchte, da auch Troſt und Ruhe zu finden, wo Sie ſie gefunden hatten; daß er nach der Bibel griff. Recht, daß Sie ihn geben ließen, und ihm nichts aufdrangen. Thun Sie es auch jezt nicht. Man muß keine Gährung ſtören. Alles Große, Gute muß reif werden, und es reift nur langſam. Fragen Sie manchmal nur mit theilnehmender Liebe, nach ſeiner Ruhe, aber ſagen Sie nichts von Ihrem Chriſtenſinn. Nur wenn er davon anfängt: dann zeugen Sie freimüthig von Allem, was Ihnen gewiß

und heilig iſt. Laſſen Sie ihn die Bibel leſen; ich weiß, er wird ſie mit ganz anderem Sinn leſen, wie ehemals; Brod ſchmekt ganz anders dem Hungrigen, als dem Ueberſatten, der ſich mit Lekerbiſſen den Magen verdorben hat. Mit welcher Aufmerkſamkeit und welchem Intereſſe wird eine Reiſebeſchreibung geleſen, von dem, der ſich ſelbſt in jenem Lande niederlaſſen will, und wie flüchtig von einem Andern, der blos eine leere Stunde damit ausfüllt, oder ſeine Wißbegierde zu befriedigen ſucht! Auf höhere, geiſtige Bedürfniſſe iſt die Bibel berechnet; wer dieſe in ſich fült, der verſteht ſie beſſer, als der gelehrteſte Ausleger, wenigſtens nach ihrem Sinn und Geiſt. Külthal wird ſich alſo an manches Auffallende nicht ſtoßen; er wird es vorerſt liegen laſſen und ſich an das halten, was ſeinem aufgeregten Bedürfniß etwas geben kann. Der große, in dem ganzen neuen Teſtament, beſonders in der evangeliſchen Geſchichte durchweg herrſchende Gedanke, daß jenes Leben, nach dem Tod nur eine höhere Fortſezung dieſes Erdenlebens ſey; dieſes, nur ein Erziehungsinſtitut für jenes, und daß Alles an uns erziehe, — was uns wel

thut, und noch mehr, was uns weh thut; jene, dem liebenden Herzen ſo willkommene, für die ganze Organiſation unſeres Gefülvermögens unentbehrliche Ausſichten, — nicht nur auf Fortleben, ſondern auch auf Fortlieben, ohne das für den Liebenden kein Leben möglich iſt; und all jene Verſprechungen, die dem tiefſten Wunſch unſeres Inneren entgegenkommen, ſie werden und müſſen ihn anſprechen in ſeiner jezigen Stimmung. Das iſt denn jezt die Bibel, wie er ſie bedarf; Gottesoffenbarung an ihn. Nicht alle Speiſen in der Natur ſind für Alle; und nicht alle Lehren und Ausſprüche der Bibel können Allen und immer Wort Gottes an ihr Herz ſeyn. Mag er vorerſt Alles ſtehen und liegen laſſen, was ihm nichts geben und ſeyn kann. Mögen ihm vorerſt jene nöthige Ausſichten blos wünſchenswerth erſcheinen; die tiefe Uebereinſtimmung der tiefſten, heiligſten, unaustilgbarſten Menſchenbedürfniſſe wird ihm immer klarer werden. Und ſolt' ihn denn ſein Herz nicht zu dem Schluß leiten: Was ſo ganz und innig zuſammenpaßt, muß Einerlei Urheber haben? Ohne Licht wäre mein Aug' unbrauchbar; ohne Luftwellen, mein Ohr,

und ohne das, was die Bibel verſpricht, was ſolten mir dieſe Bedürfniſſe, die ich mir nicht befriedigen kann und Niemand? — Der Nemliche, der mein Auge ſchuf, ſchuf auch Licht für mein Auge; der Nemliche der mein Ohr ſchuf, iſt auch Schöpfer jener Luftwellen für dies Ohr. Solte denn der Nemliche, der dies mächtige Bedürfniß nach Fortleben und Fortlieben in mich legte, nicht auch jene Verheißungen haben geben laſſen, daß wir fortleben und fortlieben ſollen? Anderen wird dieſer Schluß wenig gelten; aber vielleicht deſto mehr, ihm ſelbſt. Wenn dann auch ſein Gewiſſen ſo Manchem laut beiſtimmt, was Jeſus ſagt, und was er ſich vorher nicht ſagte; wenn er ſich ſo findet, wie die Bibel den Menſchen darſtelle und wie er ſich vorher nicht fand; wenn er ſich innerlich gedrungen fült, den Weg zu gehen, der in dieſem einfachen und doch ſo tiefen Buche vorgezeichnet iſt, und auf ſeinem Weg die Merkmale findet, die ihm darin angegeben werden; das iſt Prophezeihung, die an ihm ſelbſt erfüllt wird. Und wenn er auf dieſem Weg allmälich zu einer Ruhe, einem Muth, einem Glauben kommt, wozu er ſich gar nicht

für fähig gehalten hätte: Liebe; dann bedarf er alle unſere philoſophiſche, hiſtoriſche, kritiſche Beweiſe für die Wahrheit der evangeliſchen Geſchichte nicht. Wer einmal durch China von einem bösartigen Fieber befreit wurde, der wird ſich nicht bereden laſſen, China ſey eine Kreidenart, wenn er auch ihre Beſtandtheile nicht kennt, und nicht unterſuchen kann. Wer durch einen Arzt von einer tödtlichen Krankheit geheilt wurde, die vielen anderen Aerzten unheilbar war, der fragt nicht nach dem Doktordiplom des Arztes. Indeß werden ihm ſicher jene Weiſſagungen nicht mehr ſo unglaublich vorkommen, weil in ihm ſelbſt ſo manche Weiſſagung erfüllt ward; und er wird die erzälten Wunder nicht mehr für unmöglich halten, weil an ihm ſelbſt ein ſo großes Wunder geſchah. Warten Sie alſo ruhig die Zeit ab, bis ſich Ihr Urtheil entſcheidet. Ich ahne, daß die Entſcheidung zu Ihrer großen Freude ausfallen wird.

Zwanzigster Brief.

Röthel an Theophan.

Lindenfeld.

Ich wende mich an Sie, verehrter Mann, in einer eigentlichen Angelegenheit, d. h. in einer Sache, die mir sehr am Herzen liegt. Ohne Zweifel wissen Sie durch meine Adelheid, was wir verloren haben; vielleicht auch, wie sehr mich dieser Verlust niedergedrückt hat, und noch itzt niederdrückt. Auch Adelheid litt Anfangs sehr. Ach! das Kind war unser Alles; unser ganzes Herz hieng an ihm; — — hängt noch an ihm, und das meinige wird ewig an ihm hangen, so lang ich der Mensch bleibe, der ich bin. Aber sie hat Ruhe gefunden, in ihren religiösen Ansichten und Aussichten, die ich ihr — nicht beneide, die ich aber gerne auch finden möchte. Ich habe den nemlichen Weg gehen wollen, den sie gegangen ist; ich habe seither viel in der Bibel gelesen und besonders

die Geſchichte Jeſus zieht mich unbeſchreiblich an. Seine Lehren ſind mir, wie aus der Seele geſprochen; ſeinen Vorſchriften, ſo ſchwer ſie ſeyn mögen, giebt mein Gewiſſen Beifall, und Erfüllung deſſen, was er verſprach, bedarf der Menſch, wenn er ganz ruhig und glüklich ſeyn will. Auch begreif ichs ganz wol, wie man Zutrauen zu Ihm faſſen, Ihn lieben konnte. War Er ja ſo liebenswürdig! Flößen ja ſchon ſeine Worte ſo viel Zutrauen ein! Aber dann ſtoß' ich wieder auf ſo viele ſonderbare, unbegreifliche Geſchichten, auf Engelerſcheinungen bei jeder Gelegenheit, auf Thaten, die, ſo wie ſie erzält werden, allen Naturgeſezen entgegen ſind, wenigſtens gewis alle Menſchenkräfte überſteigen, auf ſo Manches was mir widerſinnig ſcheint, was einem Traumbilde gleicht; auf Lehrſäze, die Manches umſtoßen, was ich als unleugbare Wahrheit beweiſen kann, was mir ganz gegen den Begriff einer Gottheit anſtößt, der ihrer würdig iſt, daß ich nicht weiß, was ich aus dem Ganzen machen ſoll. Zwar hat man mir ehemals geſagt, es ſey nicht Alles ſo zu verſtehen, wie es da ſteht; die Erzälungen der Geſchichtſchreiber ſey-

en unvollständig, man müsse sie suppliren; auch hätten sie, nach den damaligen Zeitbegriffen, Manches als Wunder angesehen, was ganz natürlich zugegangen sey. Ich ließ das dann als gut seyn, weil mich, die Wahrheit zu sagen, die ganze Sache nicht interessirte, weil ich mich an etwas Anders hielt. Aber jezt kommen mir diese Behauptungen, als Ausflüchte vor, ohne Zweifel aus der guten Absicht, um die Bibel auch denen annehmlich zu machen, die Alles begreifen wollen. Nach der Geschichte sind wirklich Engel erschienen, haben bestimmte Worte gesagt, und etwas Bestimmtes gethan. Jesus hat offenbar geglaubt, außerordentliche Thaten zu thun, und sich auf diese Thaten berufen, zum Beweis, daß Er höhere Kräfte habe, mit der Gottheit in Verbindung stehe, daß man also seinen Worten glauben könne. Wäre Er ein so arger Schwärmer, daß Er sich das blos einbildete: so möcht' Er immer ein herzguter Mann seyn, der es gut mit allen Menschen meynte; auch hat Er wirklich viel Wahres und Gutes gesagt: aber auf sein Wort glaub' ich Ihm nichts. Ich prüfe, was mir wahr und gut scheint, behalte das,

und werfe das Uebrige weg. Indeß — die Wahrheit zu ſagen, ſcheint mir doch dazu Jeſus zu verſtändig. Auch weiß ich nicht, wie Er ſo hätte wirken können, wie Er doch gewirkt hat, wenn Er ſich blos eingebildet hätte, außerordentliche Thaten zu thun, und wenn nichts davon geſchehen wäre. Kurz: ich weiß nicht, woran ich mit der Bibel bin, auch nicht, wie ich die menſchlichen Vorſtellungsarten von Gott, mit ſeiner Erhabenheit vereinigen ſoll. Ich gebe Ihnen mein Innere: gerade ſo, wie es iſt, weil ich Zutrauen zu Ihnen habe, und von Ihnen Leitung erwarte, wie ich zu der Gewißheit kommen ſoll, die ich ſo ſehr wünſche. Dann gewiß wär' ich ein glüklicher Menſch, wenn ich mich ſo feſt an die Bibel halten könnte, wie ſich meine Adelheid daran hält. Sie verzeihen mir ja die Mühe, die ich Ihnen mache. Die Ruhe eines Menſchen iſt ja wol einer Bemühung werth! Und ſo empfehl' ich mich denn Ihrer bekannten Güte.

Ein und zwanzigster Brief.

Theophan an Külthal.

Brukholm.

Ihr Vertrauen, hochgeschäzter Mann, thut mir sehr wol, und ehrt mich, mehr, als mich irgend ein Wort ehren könnte. Können wir ja, selbst Gott nicht besser ehren, als durch Vertrauen! Ich werde dies Vertrauen zu verdienen suchen, durch Offenheit, die der Ihrigen ähnlich ist. Ich bin selbst, durch alle Ihre Zweifel durchgegangen, und durch noch mehrere. Sie fallen mir also auch nicht auf, und der Rath, den ich Ihnen gebe, wird wenigstens nicht der Rath eines Unerfahrenen seyn. Der Kranke weiß am besten, wie es dem Kranken, der Arme, wie es dem Armen, und der, der selbst Zweifler war, am besten, wie es dem Zweifler zu Muth ist.

Vor Allem, verehrter Mann, halten Sie sich an das Positive, Gewisse in der Bibel, an

das, was Ihr Inneres anſpricht, und laſſen, ſo viel möglich, alles Uebrige bei Seite liegen. Alles Religiöſe, was als ſolches wirken ſoll, muß poſitif, gewiß, zuverläßig ſeyn. Skepſis iſt Tod aller Religioſität, weil ſie Tod alles feſten Glaubens iſt. Freilich kann auch aus dieſem Tode Leben werden; aber ſie iſt und giebt kein Leben, ſo lange ſie Skepſis bleibt. Mag Ihnen ein großer Theil der Bibel noch nichts ſeyn; das würde mich nicht irren. Halten Sie ſich deſto feſter an das, was Ihnen wirklich etwas iſt. Die Bibel iſt, wie die Natur, wie ein genialiſcher Menſch, ein genialiſches Buch. Man kann von einer ſchönen, lachenden Schweizergegend ſehr angezogen werden, und der Mont-blanc kann uns nur fürchterlich erſcheinen. Man kann entzükt ſeyn über Göthes Iphigenie, und ſeinen Fauſt verabſcheuen. Wer ſentirt gerad' Alles in Schakeſpeare oder Taſſo? Es giebt gar viele fromme Chriſten, die an den Liedern der Liebe und an der Apokalypſe nichts haben, und nicht Wenige, die auch den Propheten nicht leſen, denen aber das Uebrige deſto mehr giebt. Freilich müſſen Sie nicht ſtehen bleiben bei dem, was Ihnen ſchon

jezt etwas giebt: aber das werden Sie auch nicht, wenn Sie sich fest an dies Wenige halten und es auf sich wirken lassen, was es wirken kann. Ein bloßer Lehrer darf Ihnen Jesus nicht bleiben, denn Sie werden bald finden, daß seine Lehren, Thaten und Schikſale in einer unzertrennlichen Verbindung stehen, und daß man seine Geschichte ganz verwerfen oder ganz annehmen müsse. Aber Alles dieses findet sich nach und nach, bei jedem, den die Geschichte für sich selbst interessirt. Man faßt und glaubt und trägt nicht Alles auf Einmal, — jezt so wenig, als zu den Zeiten da Jesus noch auf der Erde lebte. Wenn man Einmal Geschmak an den Reden und der Handlungsart des Einzigen bekommen hat, wenn man sich von Ihm nur erst auf den Standpunkt stellen ließ, von dem Gott und Göttliches, Welt und Menschheit, Menschenbildung und Menschenbestimmung, Zeit und Ewigkeit betrachtet werden müssen; wenn man seine Versprechungen vergleicht mit den Ahnungen, Wünschen, Bedürfnissen seines Inneren: dann erscheint uns allmälich, auch das Sonderbare, Wunderbare in seinem Leben anders. Man sieht mehr auf

die Hülfe und den Helfer, als auf die Art, wie Er half. Man gewöhnt sich an einen Zusammenhang der sichtbaren und unsichtbaren Welt; man sieht ein, daß es Manches geben könne, was man nicht erfahren hat, daß die Erfahrungen unseres Zeitalters kein Maasstab für die Erfahrungen aller Zeiten seyen. Die Publizität der Handlungen Jesus, unter den Augen seiner scharfsinnigen, arglistigen Feinde fällt uns auf, und die elenden Einwürfe, die sie dagegen machten. Wir sehen wenigstens, daß sich die Geschichte, so wie sie da liegt, nicht ohne genauere Untersuchung, geradezu verwerfen lasse.

Wenn sich mir Einwürfe aufdrangen, von denen ich die Augen nicht wegwenden, vor denen ich sie nicht weniger verschließen konnte: so sagt' ich mir selbst: Eine Einwendung ist doch nichts anders, als Behauptung, daß das, was gesagt oder erzält wird, in Widerspruch mit anderen anerkannten Wahrheiten stehe, wenigstens zu stehen scheine; daß man nicht einsehe, wie das Erzälte mit dieser oder jener anderen Wahrheit in Verbindung zu sezen sey. Die Einwendung kann also ganz gegründet,

d. h. der Zusammenhang einer Erzälung mit anderen Wahrheiten kann wirklich nicht einzusehen, und die Erzälung doch nicht weniger wahr seyn. Ueberhaupt ist keine Wahrheit in der Welt so alleinleuchtend, — mathematische etwa ausgenommen, — gegen die sich nicht bedeutende, schwer zu widerlegende Einwendungen machen ließen und gemacht worden wären; bei keinem ernsten Wahrheitsfreund wird aber dadurch eine bewiesene Wahrheit ungewis. Gegen eine historisch-erwiesene Wahrheit gelten gar keine Zweifel, ob es auch so habe seyn können, oder ob es wahrscheinlich sey. Wir haben einen sehr eingeschränkten Begriff von dem, was seyn kann; und es mag Manches unwahrscheinlich seyn, was aber doch wahr und geschehen ist. Alle Gründe von der Güte und Liebe Gottes, beweisen nichts gegen die Existenz der Erdbeben, Riesen- und Klapperschlangen, Domitiane, Muley-Ismaels und Robespierre. Alle Gründe von der Nothwendigkeit irgend eines Nahrungsmittels zur Erhaltung thierischer Körper beweisen nichts gegen die in Stein eingeschloßenen und doch lebenden Kröten. Der Haupteinwurf gegen die,

in der Bibel erzälten Wunder beruht auf einem allzubeschränkten Begriff von den Gesezen der Natur. Sie sollen gegen diese Naturgeseze seyn; und doch kennen wir die Naturgeseze der, uns bekannten Körper noch lange nicht vollständig genug. Es schien gegen die Naturgeseze, daß sich irgend ein Körper von selbst nach einer gewissen Weltgegend hinlenke; daß er irgend einen andern Körper, und nur diesen anziehe. Seit man den Magnet kennt, ist es nicht mehr dagegen. Es schien noch mehr gegen die Naturgeseze, daß Erschütterung und Schlag sich in die Ferne verbreiten könne, auch da, wo keine Berührung statt fand. Seit man mit der Elektrizität bekannt ist, gehört es zu den Gesezen dieser feinen Naturkraft. Welche Erscheinungen hat der thierische Magnetismus hervorgebracht, die man sonst für unmöglich gehalten hätte, und die doch unwiderleglich historisch bestätigt sind? Und diese Erscheinungen zeigen sich an unserem eigenen Körper, durch unseren eigenen Körper. So wenig können wir absprechen über die Gesezе der Körper, die wir schon hier auf der Erde kennen. Von der unsichtbaren Welt, dem Geisterreich

wissen wir gar nichts, außer einigen Erscheinungen, die uns allerdings in Erstaunen sezen, in so ferne sie historisch beglaubigt sind. Sie alle, geradezu für unmöglich zu erklären, wär' eine lächerliche Vermessenheit, weil wir von diesem ganzen Reiche nichts als eine Einzige Art, nemlich unsere Seele kennen; und offenbar die niedrigste, weil sie von der Geisterwelt zur Körperwelt den Uebergang macht, wie die Polypenarten von dem Pflanzenreich zum Thierreich. Einer höheren Natur kann etwas sehr gemäs seyn, was für eine niedrige ein Wunder wäre. Wunderbar wär' es allerdings, wenn ein Kind einen Centner trüge; es ist aber sehr natürlich, wenn es ein Mann thut. Den Naturgesezen des Elephanten ist es ganz gemäs, einen Baum aus der Wurzel zu reißen; den Naturgesezen der Maus ist es zuwider. Nun werden aber die, in der Bibel erzälten Wunder nicht für Wirkung gewöhnlicher Menschennatur, sondern für Wirkung höherer Naturen ausgegeben. Sie sollen ja gerade beweisen, daß eine Gotteskraft in jenen Menschen gewesen sey. Das Alles beweiset freilich nichts für jene außerordentliche Thaten:

aber es zeigt doch, daß man nicht, von einer gewissen flachen Philosophie aus, zum voraus dagegen absprechen könne; daß die, mit ihren Grenzen bekannte Vernunft, sich nicht anmaaßen dürfe, sie ohne historische Untersuchung jeder Einzelnen Thatsache, zu verwerfen.

Wenn ein Einwurf gegen diese oder jene Bibellehre Ihnen Zweifel mache; so fragen Sie sich, ob sich nicht der nemliche Einwurf gegen die sogenannte natürliche Religion, oder gegen das machen lasse, was wir offenbar als Gottes Einrichtung in der Welt finden. Wäre dies der Fall; so bewiese der Einwurf zu viel, also gar nichts. Sie werden z. B. finden, daß sich Alles, was man von Philosophie aus, gegen die Bibellehre von einem Satan, als Stifter alles Bösen sagt, auch gegen die Neros, Caligulas, Galba's und andere menschliche Satans, sagen läßt, weil es Einerlei ist, ob man sich das Reich des Bösen als Monarchie oder Demokratie denkt. Alles was man gegen den möglichen Mißbrauch der Gebetserhörungen sagt, wovon die Bibel redet, läßt sich auch gegen die unleugbare Natureinrichtung sagen, daß von der Laune, dem wollüstigen

Reiz eines Augenbliks, das Leben eines Menschen und seiner ganzen Nachkommenschaft, von der Macht eines Despoten, das Schikſal vieler Millionen abhänge. Wir sehen daraus nur, daß wir Manches für Gift halten, was unter höherer Leitung, Arzenei werden kann und ohne Zweifel, auch werden wird.

Bedenken Sie ferner, daß eine Menge Einwürfe gegen einzelne Geschichten und Stellen der Bibel aus Mangel an Sprachkenntniß, aus Unbekanntschaft mit den Sitten, der Denk-, Empfindungs-, Handlungs-, und Darstellungsart jener früheren, fernen Welt entstanden sind und noch entstehen, über die Sie sich leicht belehren können, wenn Sie etwa die Geschichte von Heß lesen, der gewiß nichts in die Bibel hineingetragen, nichts, um einem Einwurf auszuweichen, beseitigt, sondern nur die Erzälungen aus den Umständen und Sitten jener Zeit erläutert, und auf den rechten Standpunkt gestellt hat, aus dem Alles betrachtet werden muß. —

Befolgen Sie meinen Rath, und jene Zweifel, die Ihnen aufstoßen, jene Einwendungen, die Sie ehemals lasen oder hörten,

deren Sie ſich jezt wieder erinnern, werden Sie wenigſtens nicht abhalten, das aus der Bibel zu genießen, was Ihnen jezt genießbar und tröſtlich iſt. Mit der Zeit wird Ihnen gewiß mehr Licht und Aufſchluß werden, was ich Ihnen mit theilnehmendem Herzen wünſche.

Zwei und zwanzigster Brief.

Aeone an Wandulf.

Werdau.

Sie haben auch diesmal wieder recht, lieber Wandulf. — Wann hatten Sie's nicht? — Ich war eine Thörin, daß ich mich über die kleinlichen, häuslichen Geschäfte beklagte, und mich mit lauter hohen Kraftthaten, mit geistigen Wirkungen, nach außen hin, beschäftigen wollte. Schon, als ich Ihren Brief las, ahnet' ich mein Unrecht; aber jezt hab' ich es selbst erfahren. Ich wurde vor einigen Wochen unpäßlich. Ein rheumatisches Uebel nöthigte mich, das Zimmer zu hüten. Ich war ohne Schmerzen, konnt' also den ganzen Tag lesen, schreiben, meine Kinder unterrichten, neue Klaviersachen und Arien einüben — nach Herzenslust. Rasch fieng ich auch an. Meine Leny lehrt' ich zälen mit Würfeln; mit Eduard übt' ich die Pestalozzischen Zalenverhältnisse.

Ich ſchrieb — Lehren, für meine Kinder, wenn ſie älter würden, Maximen und Weisheitsregeln für mich, Grundſäze für Hausfrauen, zu Regierung ihrer Dienſtboten; d. h. ich fieng das Alles an, ſchrieb ein Paar Ideen nieder, ſprang dann an's Klavier, verſucht' etwas von Rombergs Macht des Geſangs, las eine halbe Stunde in der derben Explosion von Brandes über den Einfluß des Zeitgeiſts, beſah die niedlichen Kupferchen in dem neuen Wilmans'ſchen Taſchenbuch, weil ich Alles, recht nach Laune und con amore betreiben wolte. Das gieng den erſten Tag trefflich, auch den zweiten noch gut. Aber ſchon am dritten wolte weder das Leſen, noch das Schreiben noch das Singen recht ſchmeken. Es fehlte mir etwas, und ich wußte nicht, was. Die Kinder wolten immer beſchäftigt ſeyn, und ich wußte nicht, womit ich ſie beſchäftigen ſolte, weil ich ſie nicht gerne allein herumlaufen ließ. Eduard konnt' es indeß nicht länger in der Stube aushalten; er ſprang eine Stunde herum und kam über und über kothig, und mit einer blutigen Naſe wieder. Rief ich eine Magd; ſo wußte Niemand, wo ſie war.

Fragt' ich nach dem Knecht; so war er in die Schenke gegangen. Ich spürte die Unordnung, bis in mein Krankenzimmer hinein. Am vierten Tage mußt' ich mirs bestimmt gestehen, daß mir meine häusliche Beschäftigungen fehlen, und daß ich jezt mit weit weniger Lust lese, schreibe, singe, spiele, weil ich es den ganzen Tag thun konnte. Als ich mein Zimmer wieder verlassen durfte, wornach ich mich herzlich gesehnt hatte, fand ich auch, wie nöthig es ist, daß die Hausfrau ihre Augen überall habe, und wie viele Unordnungen, wie manche Unsittlichkeit im Keim erstikt wird, wenn die Hausfrau gegenwärtig ist, oder wenn man weiß, daß sie jeden Augenblik erscheinen kann. Also: ich will in Zukunft nicht mehr „nach hohen Dingen trachten," sondern mir an dem Wirkungskreis genügen lassen, den mir die Vorsehung durch mein Geschlecht angewiesen hat.

Das will mir indeß manchmal wol weh thun, daß ich meinen Edelwald nicht begleiten konnte, besonders da er so viele treffliche Menschen wiedergesehen, und mit so vielen trefliche Bekanntschaft gemacht hat. Das Schönste der schönen, das Interessanteste der interessanten

Natur ist doch immer der Mensch. Aber eben darum bleib' ich auch gern bei meinen Kindern, bei meiner Lony, die auf keinen Fall mitzunehmen gewesen wäre.

Ich leg' Ihnen ein Stük von Edelwalds Reisejournal bei, und zu wol haben Sie recht, daß man den Menschen daraus kennen lernt, so gut, und fast noch besser, als die Gegenden, durch die er reisete. Schiken Sie mirs doch wieder, sobald Sie es genossen haben.

Eben beobachtet' ich Eduard, der seiner Schwester die Rechnungsübung mit den Würfeln wiederholen will. Er ermahnt sie sehr ernsthaft zur Aufmerksamkeit, und schmält, wenn sie ein wenig herum gafft. Bei seiner Heftigkeit fürcht' ich, er wird den Schulmeister zu stark, und nach der alten Art machen; ich werd' es ihm also wol für die Zukunft verbieten müssen. Gott befolen, lieber, theurer Wandulf.

Aus Edelwalds Reisejournal.

— Bei Elze, hinter Hannover, *) fieng die schöne Gegend an, da wir bisher durch lauter Moor- und Heidegegenden gekommen waren. Ich stieg vor Elze aus dem Wagen und gieng auf eine kleine Anhöhe. Hier fängt auch eigentlich mein Tagebuch recht an.

Zwei schöne Landschaften lagen vor mir. Eine von der Sonne beleuchtet, in aller Herrlichkeit des glänzenden Kolorits; die Andere lag im Nebel. Die Beleuchtung nahm auf dem Wege nach ihr, stufenweise ab. Sie war so schön, wo nicht schöner als die Andere; aber das Auge mußte sie verkennen. Man mußte sich sagen, was sie seyn würde, wenn sie von der Sonne beleuchtet wäre. So ist manches Mädchen, das nicht geliebt wird. Sie wäre viel, vielleicht mehr als eine Andere, die jezt von Seite des Kopfs und Herzens interessirt, wenn ihr Wesen erhöhet würde, durch

*) Nemlich von Hamburg aus.

Liebe. Aber wäre Liebe nicht zu erſezen, durch Religion? — Bei Brügge freut' ich mich der ſchönen Anlagen des Poſtmeiſters, an der Anhöhe, die längſt der Landſtraße herläuft, hauptſächlich aber der Mannichfaltigkeit des hüglichen Thals bis Alfeld, wo die Straße in gebirgiche Gegenden führt. Bei dem Anblik der Beleuchtung einer ebenen und bergichen Gegend fiel mir ein, daß es ſich eben ſo verhalte mit den Wirkungen der Liebe, auf tiefe, vielſeitige und auf gewöhnliche, flache Menſchen. Dieſe ſind froh und glüklich, geben aber Anderen nichts, ſondern langweilen nur, ſo wie eine flache Gegend auch heiter iſt und von der Sonne erheitert wird, ohne zu gefallen oder zu intereßiren. Jene ſind auch glüklich und froh, aber ihre Tiefe und Vielſeitigkeit kommt recht zu Tage. Sie beglüken, indem ſie glüklich ſind, und weil ſie es ſind. — Auf dem Weg hinter Salz-ter-hellen, einem Salzwerk iſt auf der Anhöhe, eine gar liebliche Ausſicht in ein Thal mit einem Bach durchſchlängelt. Trotz ſeiner einfachen Kompoſition von gewöhnlichen Bäumen, Fluren, Wieſen, Vieh und dem, freilich ſehr naiv ſich durchwindenden Bach, hat

es viel Mannichfaltigkeit, wie das häusliche Leben in einer guten Familie, durch gewöhnliche Beschäftigungen und immer wiederkehrende, einfache Freuden, in schöner Abwechselung. Das Thal, ohne Aufwand von Felsenmassen, Wasserfällen, von neuen Ruinen und dekorirten Einsiedeleien, wie das häusliche Leben, ohne Aufwand von Bällen, Casino's und Opern. Man sehnte sich in das Thal, wie in das Haus einer guten Familie.

In Göttingen sah ich Plank, Bouterwek und Herbach, die Treflichen. Von ihnen mündlich mehr!

Von Göttingen giengs nach Kassel, durch das trefliche Weserthal bei Münden. Ein Kaufmann hat auf der Erdzunge, die durch den Zusammenfluß der Fulde und Werre gebildet wird, einen, in seiner Art Einzigen Garten anlegen lassen. Zwei Flüsse, Schiffart auf beiden, größere Schiffart auf der Weser; — das Alles dicht vor sich, in der Stadt! — Es herrscht guter Geschmak in der Anlage und in dem Aeußeren des Hauses. Ein Eigenthum, Sinn und Vermögen, es zu verschönern, gehört denn doch unstreitig zu den höheren Men-

ſchenfreuden. Auch wird uns einſt dieſe Freude in hohem Grade werden.

Das Weſerthal! Ja; was kann ich davon ſagen? Wer beſchreibt das Eigenthümliche von Gegenden, da man ſelbſt bei den ſchönen Gemälden einer Brünn nicht lange verweilen kann? Es giebt genialiſche Naturen, die uns in Erſtaunen ſezen, an denen man in die Höhe ſieht, die uns aber bald drüken. Ueppige Naturen, die alle unſere Sinne reizen und befriedigen und wieder reizen, in denen man ganz zu Sinnesgenuß aufgelöſet wird. Bei ihnen darbt Geiſt und Herz, obgleich die Sinne ſchwelgen, und eben darum. Von dieſen beiden Naturen hat das Weſerthal bei Münden nichts. Es iſt ein Lied, mit unter ein Schiller'ſches Lied, aber keine Ode; ein Berghem, aber keine Rüysdael. Es giebt nemlich eine dritte Natur, die ſich nicht über uns erhebt, ſondern uns traulich entgegentritt, uns traulich in ihren Kreis nimmt und uns all ihre Lieblichkeiten anbietet, als freue ſie ſich, wenn wir ſie nur annehmen und ihrer froh werden wollen. So iſt dies Weſerthal. Es hat mehr als jenes hinter Salzſterhellen; aber nicht zum

Prunk, sondern zum Genuß. Es sagt uns mehr; aber es spricht nicht minder freundlich mit uns. Auch es weckt tiefe, feine Empfindungen, aber in einem populären Styl. Leicht hätt' ein Abhang schroffer seyn, die Felsen in dem engen Thal, durch das wir kurz vorher kamen, hätten hierher gesezt seyn können, und seine Genialität hätt' uns gespannt; es hätte Jean Pauliſirt. Jezt spricht es wie Tiedge. Man versteht es und kann mit ihm fülen, wenigstens immer ihm nachfülen. So gefällt es, wie dieser, Allen, die ihm nahe treten.

In Kassel hatten wir eine Wanderschaft nach Wilhelms- jezt Napoleonshöhe vor; aber der Himmel war trüb; es war keine Aussicht zu erwarten, und wir wolten die Idee aufgeben. Wie belehrend, wie sanft erhebend zum Himmel ist es doch, daß alle hohe, obgleich Erdenfreuden von den Segnungen des Himmels abhängen! Warlich! auf die Erde nur immer zu bliken und bliken zu wollen, immer nur auf die nächsten Ursachen das Auge richten, das ist eine Aufklärung, wie die des Grafen Morcati, der den Menschen von allen seinen Uebeln befreien wolte, wenn er lernte —

auf allen Vieren gehen. Der Himmel wurd' uns indeß wieder günstig, und wir sahen von dieser Höhe herab, auf alle, sie umgebende Herrlichkeiten, unter seinem Segen, d. h. erleuchtet und verherrlicht durch der Sonne Glanz. Die Gegend mit dem Vorgrund von oben herab gesehen, ist ein groſses, talentvolles Weib, eine Delphine, mit allen Reizen der Kunst ausgeschmükt, und in Lagen gesezt, wo sie alle ihre Talente und ihre Kunstbildung zeigen kann, zeigen muß und gerne zeigt.

Marburg.

Den Eindruk, den der Anblik dieser Stadt auf mich machte, kann ich heute nicht beschreiben und vielleicht nie. Immer ist es nur ein mäßiger Fluß, wenn man seine Wellen zälen kann. Bei einem hoch-tosenden Strom staunt man und — schweigt. In dieser sanft-romantischen Gegend hab' ich die drei poetischesten Jahre meiner Jugend durchlebt, in voller Unschuld und Jünglingslebendigkeit; das ist Alles was ich sagen kann, und genug gesagt.

(Acht Tage nachher.) Jezt kann ich noch etwas davon sagen. Morgends um drei Uhr, vor unserer Abreise, besucht' ich, bei herrschender, feierlicher Stille in der Stadt, alle die Pläze, wo ich gelebt, ja wol, recht eigentlich gelebt hatte. Ich sah hinauf, nach den Fenstern meiner Wohnstube, nach den Fenstern meiner Freunde, nach den Lehrzimmern, nach den Oertern öffentlicher Vergnügungen, und — wie wol that mir das jezt! — ich konnt' auf alle diese Pläze hinbliken, ohne Schaam und Reue, höchstens wandelte mich ein Lächlen an und ein Achselzuken, über einen jugendlichen Muthwillen, der an das Rohe gränzte. Und das ist ein unbeschreiblich — süßes Gefül. Wie wol muß es dem Menschen seyn, der am Ende seines Lebenswegs, so auf sein ganzes Leben hinsehen kann? Das:

Nilconscire — —

Ja so! meine Aeone versteht kein Latein,
Nichts Uebles sich bewußt zu seyn,
Vor keiner Schuld erbleichen —

ist doch der erquikendste Labewein im Alter, bei dem man beredt wird über seine Jünglingsjahre, und heiter wie ein Jüngling.

Die Aussicht von dem lutherischen Kirchhof, in das schöne Lahnthal, lädet ein, dahin zu gehen und fesselt doch an den Standpunkt, wo man steht, wie eine gewisse, von ihrem schlafenden Knaben sich wegschleichende junge Mutter, mit ihren freundlich-kosenden Bliken, weil wir sie nie und nirgends wieder so lieblich zu sehen fürchten.

Ich nahm Abschied von Marburg mit einem vollen, gerührten Herzen, wie Petrarca von Vauclüse, wie man von den vertrautesten Jugendfreunden Abschied nimmt, wie der fromme Pilger vom heiligen Grabe. Hier lernt' ich meine Existenz fülen, meine Individualität erkennen. Hier wurde der Edelsinn des Jünglings in mir gewekt, gut zu seyn, recht zu handlen, um mich nicht zu erniedrigen unter mich selbst. Hier wurd' ich von rohem, ausschweifendem Leben abgeleitet, durch das Gefül meiner Menschenwürde und durch die Schaam, die so frühe in mich gepflanzt ward. Jenes Gefül wurd' in mir aufgeregt und genährt, durch den edlen R., der es selbst in sich trug, für sich und mich. Ich wallfahrtete zu seiner Wohnung, wie der fromme Sohn, zu dem

Hause seines Vaters, und segnete sein Andenken, wie Nathanael das Andenken dessen, der ihm zuerst gesagt hatte, was er sey.

Lindau.

Am Abend, die Sonne im Hafen untergehen und alle Gletscher erleuchtet zu sehen; das war unser Wunsch, und so oft sprachen wir mit Einer Stimme und Einem Herzen: Gott geb' uns nur Sonnenschein.

Und Er hat ihn uns gegeben, auf seine Art. Anders wie wir dachten, aber herrlich. Höre!

Doch; was ist da zu hören? Ich kann nicht reden und nicht schreiben. Ich konnte nicht sehen, nicht fassen, und kann's noch jezt nicht, und werd' es nie können und bin hoch seelig dabei, daß ich nicht fassen, nicht reden und schreiben kann. Das Einzige, was ich sagen kann, was du aber nie verstehen kannst, was dir leere, todte Worte sind, ist: ich habe den Bodensee gesehen!

Ich streiche mein ganzes Tagebuch durch. Alles ist nichts, was ich vorher sah; denkenswerth, aber nicht des Beschreibens werth. Und

gerade dies Eine kann nicht beſchrieben werden; wenigſtens kann ich's nicht.

Aeone, wenn es dir einmal am Herzen liegt, einen recht heiligen Genuß zu haben; ſo blike hinauf zu dem Vater im Himmel, bitt' ihn kindlich: lieber Vater; laß mir ihn doch werden.“ Und nun warte! ſey ruhig, bis Er ihn giebt. Und glaube mir, du wirſt ſtaunen wie ich. (O! der liebe Menſch! Ich hätt' ihn ſehen mögen, in dem er das ſchrieb!)

Den Bodenſee in ſeinem vollen Glanz, bei dem Untergang der Sonne zu ſehen, das war eine Hauptabſicht, warum wir nach Lindau giengen; und der Regen goß ſich in Strömen herab. Da blikt' ich auch kindlich hinauf, zu dem, der uns ſchon ſo viele Freuden bereitet hatte, und bat Ihn: gönn' uns auch dieſe noch! Und ich meyne, Er hat ſie uns gegönnt. Schon gegen Abend hört' es auf zu regnen, die Sonne ſchien heiß und hell. Aber zwei Gewitter drohten fürchterlich. Nun kamen wir auf eine Anhöhe. Ich entdekt' einen hellgrünen Streif, der, herrlich beleuchtet, ſich unter dem ſchauerlich-dunklen Gebirge hinzog, deſſen Glanz durch das Dunkel nur noch mehr

auffiel. Ich zeigt' es meinem Freund; aber Niemand dacht' an den Bodenſee, bis der Kutſcher rief: „Da haben Sie ja Ihren Bodenſee!“ (Er hatt' uns ſo oft davon ſprechen hören.) Wirklich trat er nun auch kenntlicher hervor; glänzend hell-grün, wie auf Machdes Charte. Die ſchwarzen Gewitterwolken, die bis hinein hiengen, und die röthlichen Streifen darin, und das Ufer, das überall, wo es Gewitterwolken nicht dekten, wie ein unendlich reich-verziertes Amphitheater hervorgieng; und die röthlichen, oben am Rand des Horizonts ſpielenden Wolken und die, eben ſo erleuchteten Felſen, die zwiſchen den dunkelgrünen Wäldern hervorragten! Wir fuhren zwiſchen Weinbergen und Fruchtfeldern; ſahen Schweizerbauern, Schweizer Vieh, hörten Schweizer Sprache. Wir lebten in einer neuen herrlichen Welt. — Gott! wie waren wir ſeelig! Nur du fehlteſt mir, meine Aeone, um die Wirkung der Herrlichkeit in deinem Auge zu leſen, in ihm das Miniaturgemälde davon zu ſehen. (Ja; ich hätt' auch in ſein Auge geſehen. Dort wird die ſchöne Landſchaft noch von einer höheren Sonne verklärt, nemlich von der Liebe.) Alles

war in einer ſo gewitterhaften, lorräniſch-gelben, glänzenden, magiſchen Beleuchtung, daß wir kaum die Gegenſtände mehr erkannten, kaum wußten, ob die Wolken, Wolken oder Berge und Felſen wären. Wir wußten eben nichts. Was weiß der Menſch, wenn ſein ganzes Weſen Wonnegefül iſt?

Und doch war es noch nicht der Silberblik dieſer Naturherrlichkeit!'

Nach einem langweiligen, zur Ungeduld reizenden, aber die Sehnſucht nur noch höher ſpannenden Schlangenweg, der vom Ziel abzuführen ſchien, indem er (wie es immer der Fall iſt) zum Ziel hinführt, kamen wir auf die Brüke, die über ein Stük des Bodenſees, nach der Inſel führt, auf der Lindau liegt. Denke dir dieſe Brüke; an beiden Seiten den hochflutenden, hellgrünen, blizenden Bodenſee, gegenüber ein Amphitheater von Weinbergen, Feld, Wald, Felſen und Dörfern; und jezt gerade, indem wir langſam-feierlich über die lange Brüke hinfuhren, gieng die Sonne unter, uns zur Rechten, mild und lieblich. Dünne Wolkenſtreifen, himmliſch vergoldet, ſchwebten, wie Engel des Lichts,

an dem blauen, heiteren Himmel. Auf der linken Seite das furchtbare Gewitter, durch den Sonnenwiederschein, noch furchtbarer sich zeigend, und ein breites Stük Regenbogen in den Gewitterwolken, von dem grünen See an, bis in die Hälfte der Gewitterwolken hinein. Man bebte, wenn man zur Linken blikte; man dankte, wenn man zur Rechten sah. Ein Gemälde, das Gegenstük von dem andern; beide gleich herrlich, aber in einem entgegengesezten Geschmak. Eins erhöhete den Genuß des Andern. Hätten wir uns besinnen können; so wären wir auf der Brüke ausgestiegen und hätten die Herrlichkeit länger betrachtet: aber so weit dachten wir nicht. Wir fuhren an das Gasthaus, rannten gleich nach dem Hafen, und sahen noch einmal den See. Er gieng flutend über die Steine. Ich ließ ihn über meine Füße fluten; ich hätte mich darin baden mögen.

Wir haben allein gegessen; unmöglich konnten wir unter Menschen seyn.

Den 7ten July.

Heute sahen wir denn die Schneegebirge. Eine neue Idee! Und wirklich war sie mir

neu, ob ich ſie gleich geſtern ſchon geſehen hatte. Geſtern Abend nemlich, als wir ſo entzükt waren, über die Herrlichkeiten am Himmel und auf der Erde, bemerkten wir mit frommer Weisheit, ob uns gleich das Vergnügen, die erleuchteten Schneegebirge zu ſehen, verſagt worden ſey; ſo hab' uns doch der Himmel reichlich dafür ſchadlos gehalten, durch das herrliche, in ſeiner Art Einzige Gewölke, das gerad' über dem Bodenſee geſchwebt habe. Und das herrliche, Einzige Gewölk war nichts mehr und nichts weniger, als — das Schneegebirge, das wir uns durchaus als nichts Irdiſches denken, das wir für nichts Anders, als erleuchtete Wolken erkennen konnten. Jezt erſchienen mir dieſe Berge in ihrer ganzen, romantiſchen ſchönen Größe, und ich fülte zum Erſtenmal, was ein Berg iſt. Gott! da erhebt ſich eine ſchwarz-blaue Maſſe bis in die Wolken, und das iſt nur der Fuß des Bergs. Sie tritt über die Erſte Wolkenregion heraus, wird wieder ſichtbar, geht dann in eine dunklere oder hellere, die ſie von Neuem bedekt. Sie ſteigt Anfangs ſteilſchräge herauf, wie ein gewöhnlicher Berg; und wenn man glaubt, ſie habe

ihren höchsten Gipfel erreicht, so schießt sie senkrecht empor, mit Felsen- Wald- und Wiesenpartieen, und endet, Gott weiß, wo? in den Wolken, oder in einer zakichen, wunderlichen Spize. Von den Schneebergen ist gar nichts zu sagen. Wer solche Wolken sähe; würde sie für das romantischste Morgen- oder Abendgemälde halten. Und dann die Schneepartieen, die optischen Vulkane, die Feuerseen, die dazwischen hervorbrechen; die unbegreiflichen Feuerfleken in dem dunklen Grund, bei denen es Einem schwer wird, zu glauben, daß es von der Sonne erleuchtete Fleken seyen, und der beständige Wechsel von Gestalten und Farben, bei dem Jeder ruft: Gott! was seh' ich hier? Was erhebt sich da? — Erlaß mir's, Liebe! Ich habe den besten Willen, dir Alles zu beschreiben; aber wer es nicht sah, dem bleibt es doch todtes Wort, und wer es sah, der fült gerad' am Tiefsten, daß er es nicht kann.

(Sie sehen, Edelwald hat mir in dieser Beschreibung, noch mehr gegeben, als das Gemälde von einer großen, herrlichen Natur; er hat sich selbst dargestellt, seinen Sinn für

eine ſolche Natur, ſeine Religioſität, und ſein tiefes Gefül, wie wenig durch irgend eine Beſchreibung der Eindruk dargeſtellt wird, den eine ſolche Natur macht. Glauben Sie wol, daß dies Gefül ſeines Unvermögens, mir das Liebſte in der ganzen Beſchreibung iſt?)

Drei und zwanzigſter Brief.

Eſplandin an Edelwald.

Genf.

Du mutheſt mir ja wol jezt nicht zu, Deinen philoſophiſch, moraliſch, ſentimentalen Brief zu beantworten, Edelwald. Ich könnt' und möchte das nie, und am Wenigſten jezt, da ich in dieſer Stadt wieder zu leben anfange. Warum müßteſt Du auch widerlegt ſeyn? Du legſt Deine Grundſäze dar, und ich die meinigen. Du befindeſt Dich wol bei denen, die Du haſt; ich bei den meinigen nicht weniger. Warum ſollten wir ſie einander aufdringen? Glük, Genuß, Leben ſuchen wir Beide; nur der Eine glaubts hier zu finden, der Andere dort. Gut! ſo ſuch' es Jeder auf ſeinem Weg. Wenn Du gerne Haukmannskoſt iſſeſt, warum willſt Du mich auch dazu nöthigen, dem Gänſeleberpaſteten und Schneyfenkenſommers beſſer ſchmeken? Wenn Du am Liebſten

einerlei Wein trinkst; warum wilst Du mir verwehren, mit Burgunder, Rheinwein, Madera und Champagner abzuwechseln, wenn ich's haben kann? Und warum solt' ich mir nicht die Mittel zu diesem Genuß verschaffen, wenn sie mir fast auf einem Präsentirteller dargeboten werden, und wenn ich noch einem gutmütigen Geschöpf wol damit machen kann? — Doch; nichts mehr davon. Du bleibst bei Deinem Sinn und ich bei dem meinigen; und wir bleiben doch Freunde. Du reist durch die Alpen und ich gehe nach Paris. Chaqu'un à son gout.

Aber bin ich, dummer Mensch, nicht auch durch ein Stük Alpen gekrochen, entfernt von allen ordentlichen Menschen, wie Kain, als er seinen Bruder erschlagen hatte? Hat mich der Naturnarr Baillot, nicht, wie mit den Haaren durchgezogen? Ich bin gewis, daß sein ganzes Entzüken über die zerstörte, öde, elende Gegend, lauter Affektation war, um ein Paar empfindsamen Reisebeschreibern nachschwätzen, und den schwärmerischen Weibern davon erzälen zu können. Denn, was war da zu sehen? Wilde Berge, zwischen denen man kaum ath-

eren konnte, die nur zu Fuß, triefend von Schweiß zu besteigen waren, auf denen man wieder andere Berge sah, und ein Paar Waßserfugen, das Gern frey stellen, und den Himmel, den wir überall haben. Wenig Angebauetes, Wald, und Flecke von Wiesen, mitunter ein kaler Fels, und ein Paar Löcher, wo noch Schnee lag, mitten im Julie. Ein reizendes Land! Der höchste Reiz trat hervor, wenn ein Paar Ohm Waßer einem Berg herunterliefen, und es unten einen Schaum wie in einer Wasch-Bütte gab. Da stand Baillot immer davor, als wenn er somnambule und als wenn das Waßer lauter Champagner wäre. Dabei keine menschliche Stimme. Wenn man ein Paar Kühe brüllen hörte, so dankte man Gott, daß doch noch etwas Lebendiges existierte. Kam man aber auch einmal aus der todten Herrlichkeit heraus; was sah man? Kühe, wie Ochsen, Ochsen wie Elephanten; Lümmel von Männern, und Klöze von Weibern, die in Röcken, wie in einer beweglichen Glocke steckten, und bis an das Kinn eingelatzt, eingepanzert waren. Doch gab es im Bernischen, manche niedliche Mädchen, mit denen sich wol ein länd-

liches Abentheuer hätt' anſpinnen laſſen, wenn der unerträgliche Maillot nicht gleich wieder nach den Bergen und Wäldern getrieben hätte, als wenn wir die Stelle des wilden Jägers hätten verſehen müſſen. Und wie theuer muß man den Anblik dieſer Herrlichkeiten erkaufen! Sich hundemüde klettern, oder in einem niedrigen Wägelchen, mit Einem Pferde ſich fahren laſſen, was unſeren Bauren zum Miſtfahren nicht gut genug wäre; im Nebel herumtappen, ſich bis auf die Haut naß regnen laſſen, und zur Erquikung eine Milchſuppe und ein Stük Käſe genießen, vielleicht gar ein Pfannkuchen, der zwar inwendig grau, aber deſto diker iſt. Wein wär' allenfalls hinunter zu bringen, wenn man hinreichend Zuker dazu thäte, damit ſich die Eſſigſäure milderte, und eine gute Portion Kirſchgeiſt, damit er Stärke bekäme. Zwar findet man im Berner und Züricher Gebiet, ſelbſt auf dem Lande manche Orte, wo man ſich wenigſtens ſatt eſſen kann: aber da durſten wir nicht bleiben. Da bleketen keine Kühe, und es floß kein Bach vom Berge.

Sieh! das ſind die Herrlichkeiten, in denen ich faſt vierzehen Tage geſchmachtet habe.

Vielleicht ſiehſt Du ſie anders an, etwa wie Baillot, der manchmal in Entzüken zu gerathen ſchien, wo mir die Langeweile Krämpfe in den Kinnbaken machte, — vielleicht auch ihm. Aber ich gebe mich nun einmal, wie ich bin, und will nicht geiſtiger und poetiſcher erſcheinen, als mich das Schikſal gemacht hat.

Jezt iſts beſſer! Wir ſind in Genf.

Vorerſt ſchreib' ich Dir etwas aus Baillot's Tagebuch über die Stadt ſelbſt und ihre Umgebungen ab. Dieſe ſind wirklich ſchön: aber ſo eine todte Natur zu beſchreiben, iſt nicht meine Sache. Wenn das Original todt iſt; ſo kann die Beſchreibung nicht viel Leben haben. Alſo höre Baillot.

„Die Stadt iſt an den wenigſten Orten ſchön. Sie ſoll eine Art von Feſtung ſeyn; — man findet Baſtionen, Kaſematten ꝛc. aber Alles iſt Spielerei! — Die Häuſer ſind von Stein, fünf — ſechs Etagen hoch; lauter Schilder Innſchriften an den Häuſern, oft ſonderbar genug, z. B. etincellier ſoll heißen l'Etin, Sellier; Nichts als Magazin, Fabrique! — Recht-franzöſiſch! Wir ſtiegen in der Balance ab. Vor unſerm Fenſter rauſcht die grüne

Rhone mächtig vorüber, links ſehen wir den See, unter uns Gewül, Fahren, Reiten, Gehen, Rufen ꝛc. — Am andern Morgen beſahen wir die Spaziergänge in der Stadt, die Ebel nennt, unter denen Einer: ehemals place St. Antoine, jezt place Maurice (von dem Maire, der ihn hat erweitern laſſen,) bei Weitem der ſchönſte iſt. Er geht auf den See; man ſieht rechts die Menge ſchöner Landhäuſer, an dem ſanft anſchwellenden Ufer; links eine ſchöne, mit Bäumen beſezte, tief in den See hineingehende Erdzunge, dann den erweiterten See, und nun — Copet, Nion, und mehrere Dörfer, die unbeſchreiblich-lieblich da liegen, und ſich in dem See beſpiegeln. Im Vorgrund die Brüke über die Rhone — ein eigener Kontraſt! Wir giengen noch über den Holzmarkt, und eine Brüke, auf eine Gallerie, die in den See führt, von der man die nemlichen Gegenſtände, aus einem niedrigen Standpunkt mehr à portée vor ſich anſieht! Man wird ihnen näher, mit ihnen vertrauter. Eine edle Fürſtenfamilie geht mit uns um, als ob ſie Alle Privatleute wären. — Rouſſeaus Denkmal iſt ſeiner nicht unwürdig, ſteht auf

der besuchtesten Promenade, auf einem hohen Piedestal von Sandsteinen, mit der Inschrift: à J. J. Rousseau, le peuple de Genève. Die wie es schien, wohlgearbeitete Büste, mit einem Eichenkranz, und darunter die Inschriften: droits de l'homme, liberté, egalité, i[n]dependance. Schade, daß dicht dabei, die C[ita]delle ist, wo ein Theil des Magistrats füsilirt wurde."

Jezt ergreif' ich die Feder wieder, und was ich Dir beschreiben werde, ist ganz etwas Anders, als das grüne Wasser, und eine steinerne Büste. Es ist eine ganz andere, lebende, mit dem schönsten Fleisch überwachsene, in jeder Miene, jedem Blik, eine andere, immer reizende Art von Leben aussprechende Büste und ganze Figur, die

Demoiselle Goutad

von Paris, die ich spielen zu sehen und zu hören, das Glük hatte, — als Vorschmak von Paris.

Gleich Nachmittags nach unserer Ankunft bereiteten wir uns, die so berühmte Schauspielerin und Frau zu hören, die heut ihre Triumphrolle, la coquette corrigée geben wolte.

Alles war voll von ihr. Um fünf Uhr giengen wir denn in das zwar kleine, aber nicht übel, fast rund gebaute und gut erleuchtete Theater. Natürlich gut erleuchtet! Denn die Damen erschienen reizend-angezogen, obgleich nicht gepu[illegible]. — Es war ein ungeheuerer Lärm, Plaudern, Lachen, Glace ausrufen — man hörte oft nicht, ob das Orchester spielte oder nicht. Aber todtenstille wurd' es, als das Stük anfieng. Und als gar die vergötterte Goutad auftrat, da erhob sich ein fünf Minuten dauerndes Klatschen und Toben, daß das Haus hätte zusammenfallen mögen! — Es ist wahr: sie ist eine vollendete französische Schauspielerin, ganz einheimisch auf dem Theater, fehlt nie in der Deklamation. Die höchsten Kontraste von Licht und Schatten und die sanftesten Verschmelzungen sowohl im Piano und Forte, als im Adagio und Presto hat sie völlig in ihrer Gewalt. In jede Tonart überzugehen, zu fallen, zu stürzen — und dann wieder in den Hauptton zurükzukommen; das ist ihr ein Spiel! — Die Kokette war ihr am Natürlichsten, ob sie mir gleich bei der Reue einigemal fast Thranen ausgepreßt hätte. Am glüklich-

sten war sie — in den ganz kurzen Antworten, in den vielseitigen, vielseitige Stimmung erfordernden, und in den stummen Scenen, wo ihr etwas Unerwartetes gesagt wird. Ihr Lächlen, Lachen, ihr Spott, ihre Naivetät, besonders ihr Gesellschafts- und Weltton; ihre natürliche, ausdrukvolle und doch immer graziöse Stellungen sind Einzig, und werden ihr wohl schwerlich nachgemacht werden: Dies leztere war besonders bei dem Nachspiele merklich, wo sie eine Markise machte, und in dem der ächte fein-französische Weltton herrschte. Ihre Figur ist etwas zu stark; aber welche Gewandheit, welches Mienenspiel, welche reizende Stellungen, welche deliziöse Koketterie! Ihr Clitandre war indeß unerträglich steif und hölzern; er deklamirte oft so falsch, wie man es kaum auf einem ambulirenden deutschen Theater hört. Warlich er wird keine Kokette bekehren! Das Unnatürlichste bei der Rolle der Goutad war, daß sie sich in einen so steifen, hölzernen Ritter verliebte! Er wurd' aber fast so stark wie sie bellatscht; zum Zeichen, daß die Genfer nur konventionellen, nicht wahren Geschmak haben. — Schön war die Stellung,

als sie das Theater verließ, ihre Tante um den Hals faßte, von ihr eben so gefaßt wurde und in dieser trautesten, liebevollesten Stellung, langsam weggieng. Ein anderes schönes langsames Weggehen, bemerkt' ich, als sie zum Erstenmal nachdachte über sich selbst. — Ein hoher Theatergenuß! Unser Banquier wolt' ihr am folgenden Tag eine Fete geben und lud uns dazu ein. Wie gerne hätt' ich das interessante Weib in der Nähe gesehen; vielleicht eine Bekanntschaft für Paris mit ihr machen können: aber leider! konnten wir die Einladung nicht benuzen, weil wir gar keine Kleider bei uns hatten.

Von Genf aus, fuhren wir eine Landstraße, die Baillot einen paradisischen Weg nannte, am Ufer des Genfer Sees hin, durch Copet, Nion ꝛc. wo er die Gegend aufsuchte und fand, von der ihm die alte, oder wie er sagte, die edle, sinn- und geistvolle la Roche einen Kupferstich mitgegeben hatte. Er wolte recht gut begreifen, warum sie gerade diese Gegend so sehr liebe. „Sie habe ihren Cha

rakter," sagte er. Was so ein Mensch nicht Alles sagen darf!

Von einem Besuche bei Madame Stael sag' ich kein Wort, weil ich mir vorgenommen habe, weder etwas Gutes noch etwas Böses von Menschen, in ein Reisetagebuch zu schreiben. Die Menschen nehmen uns das Böse übel, weil sie eitel sind, und das Gute, weil sie nicht eitel scheinen wollen. Außerdem lieb' ich die besten Bücher nicht, wenn sie auf schlechtes Papier gedrukt und nicht beschnitten sind.

Wir nahmen noch ein frohes Souper bei unserem Banquier ein, bei dem, zu meiner Freude, der Champagner nicht gespart war; und nun eilen wir nach Paris, wornach ich mich schon lange sehne, und wo ich mich für die langweiligen Alpenherrlichkeiten zu entschädigen denke. Von meiner Amala bekomm' ich sehr zärtliche Briefe, doch manchmal etwas nach Art der Espinassischen, vermuthlich, weil ich ihr nicht oft und lange genug schreibe. Die gute Seele muß sich daran gewöhnen; denn in Paris kann ichs noch weit weniger, wie Du selbst begreifen wirst. Man hat dort mehr zu thun.

Lebe wol.

Vier und zwanzigſter Brief.

Aeone an Wandulf.

Werdau.

Wenn man gewöhnt iſt, Jemand um ſich zu haben, dem man Alles mittheilt, was unſeren Geiſt, oder unſer Herz berührt; und man entbehrt ihn; ſo muß man ſich durch Schreiben ſchadlos halten; das wiſſen Sie. Beſonders ein Weib bedarf Rath, Leitung, Muth, wenigſtens Beifall und Theilnahme. Edelwald iſt, — wer weiß, wie weit von hier; kein Weſen hab' ich in der Nähe, bei dem ich ſo etwas finden könnte; ich wende mich alſo zu meinem bewährten Freund.

Vor Allem leg' ich Ihnen wieder ein Stük aus ſeinem Reiſejournal bei, und fordere ausdrüklich, daß Sie mich bedauern, weil ich einen ſolchen Waghals zum Mann habe. Sich ſolchen abſcheulichen Fuhrwerken anzuvertrauen, und damit an Klüften und Abgründen

herzukutschiren; sein Leben auf den falschen Tritt eines elenden Esels zu sezen, noch ärger, als wenn der Spieler sein Vermögen auf eine Karte sezt. Und das für einen Mann, der Frau und Kinder hat! Zwar schreibt er mir, daß ich das Tagebuch ja nach überstandener Gefahr erhalte; daß er jezt auf der ebenen, offenen Landstraße bleibe; daß die Gefahr wirklich nur scheinbar, und auch daß nur für den gewesen sey, der den sicheren Schritt der Maulthiere in Gebirgen nicht kenne, wenigstens nicht fest daran glauben könne: aber das mag er andere Waghälse bereden. Ein Maulesel ist doch immer ein Esel, und ein Esel ist das dummste unter allen dummen Thieren. Man sagt nie: ein dummer Hund! ein dummes Pferd! aber wol: ein dummer Esel. So ein dummes Thier kann eher fallen, als ein anderes. Und wenn er denn auch jezt die offene Landstraße vor sich hat; wer steht mir dafür, ob er nicht en passant die Jungfrau besteigen will, bei deren bloßem Namen mich schon ein Schwindel befällt, seit ich Baggesens Parthenäis gelesen habe, oder Emil von den andern Hörnern, deren bloßer Name einen vorsichtigen Reisenden

abſchreken ſolte. Kurz: ich bin bedauernswerth, und Sie ſollen mich bedauern. Kommt er mir aber wieder nach Haus, ſo will ich ihn feſthalten, mit allen Seidenfädchen der Liebe; und iſt er nicht mehr zu halten, ſo geh' ich mit, ſamt den beiden Kindern, — und wenn er die Pyrenäen oder Appeninen beſteigen wolte. O dann wird er wol von ſelbſt, auf der ebenen Straße bleiben.

Nun noch etwas! Ich habe hier eine Bekanntſchaft gemacht, die immer enger und vertraulicher zu werden — ſcheint oder dreht, über die ich mir deßwegen Ihren Rath erbitte. Vor etwa ſechs Wochen hört' ich, daß eine junge Dame, das ſchöne Bauern- oder Gartenhäuschen auf der Anhöhe gemietet habe, und wenigſtens dieſen Sommer über, da wohnen wolle. Sie machte mir gleich einen Beſuch; es war die Fräulein Thorilda von B — z, von der ich ſchon mehr gehört hatte. Ein ſonderbares, hoch-geſpanntes, poetiſches, über alle Konvenienz ſich hinaus ſezendes, aber höchſtintereßantes Weſen. Sie kam, als ich mit meinen Kindern am Tiſch ſaß, wie eine Pilgerin, mit einem Hut voller Blumen, einem

braunen, fliegenden Kleid, mit ziemlich offener Bruſt, und einem hohen, krummgebogenen Stok, als ob ſie die Alpen beſteigen wolte. Ich fragte, ob ſie mit mir eſſen wolle; ſie antwortete mir aber, bei ihr ſey es noch nicht Mittag, ſie wolle aber ihr lungeon bei mir halten. Auch aß ſie wirklich ein Paar Stük Schinken und trank einige Gläſer Wein. Ihr freies, natürliches Weſen gefiel mir. Sie beſah meine Kinder, meine Kupferſtiche, verſuchte mein Klavier, und gab ſich viel mit Eduard ab, der aber kein ſonderliches Belieben an ihr zu finden ſchien, und ſie oft ſehr ernſthaft, von der Seite anſah. Wir ſprachen von der Gegend, vom Landleben, von den vielerlei Pflanzen, die hier herum wachſen, von den Briefen der Madame l'Espinasse, die ich eben in der Ueberſezung da liegen hatte, von Jean Paul, vom Steinregen, von dramatiſirten Bibelgeſchichten, und wer weiß, wovon noch mehr. Ihre Urtheile waren oft ſehr auffallend und ſchneidend. Sie ſagt' unter andern, es ſey ſehr überflüßig: Landleben zu ſagen; denn es gebe ja keine andere Athmoſphäre zum Leben; die hieſige Pflanzenwelt ſey eine Kolo-

nie, eine table d'hote, ein Kaufmannsdiner, wo Gelehrte und Glükritter, Ariſtokraten und Jakobiner, Juden und Chriſten, Kreter und Araber untereinander lebten; Madame l'Espinasse ſey eine Thörin geweſen, die ſich in einen eitlen Geken vergafft, der ihre Liebe zu ihm, wie einen andern Orden, auf der Bruſt getragen; übrigens aber ſo wenig von Liebe gewußt habe, wie ſie von Männerwerth; Jean Paul ſey von der italieniſchen Schule zu der niederländiſchen heruntergegangen oder gefallen; er ſey eben wie Jupiter, der ſich in allerlei Thiere verwandle, wenn ihn die Laune befalle. Jakob und ſeine Söhne mit Muſik von Mehul in einer Oper zu geben, das ſey eben ſo, als ob man Chevalier Adam mit einem Titus, Bakenbart, geſtikten Pantalons, und mit dem Kreuz der Ehrenlegion, die Marquise Eva aber mit einem Spizenkleid, einem goldenen Diadem und halb nakt, malen wolte, als ob ſie wenigſtens noch halb im Paradieſe wäre. Ihre Unterhaltung intereßirte mich indeß ſehr; denn ſie ſprach über Alles gut. Bald hernach beſuchte ich ſie, und fand — eine ganze Menge Pflanzen, ein großes Buch mit getrokneten

Pflanzen, das sie ein Herbarium nannte, eine Harfe, Guitarre, ein sehr gutes Klavier, Bücher überall, teutsche, französische, englische, italienische, ich glaube gar — auch lateinische; Apparat zum Zeichnen, Portefeuillen mit Zeichnungen und Kupferstichen; aber nur wenig Stüle, ein einfaches Büreau und schlichte Meubles. Heute unterhielt sie mich weniger auffallend, aber noch weit angenehmer, wie das Erstemal. Sie näherte sich mir, mit einem unbeschreiblich-anmutigen Wesen. Wir müßten Freundinnen werden; ich habe Sinn für das Schöne, also Religion. (Ich hatte nemlich über mehrere Zeichnungen und Kupferstiche sowol als über Bücher und Musikstüke, nach meiner Empfindung geurtheilt.) Und nur Religion mache zur Freundschaft fähig. Man komme nie dazu, die Schönheit einer Seele, den Reiz eines Gemüths zu fülen, wenn man gegen die Schönheit eines Apolls, die Reize einer Madonna gleichgültig bleiben könne. Meine tiefe Natur, bei der Leichtigkeit, womit ich mich darin bewege, thue ihr sehr wol. Ich berühre sie von manchen Seiten, von denen sie nur selten berührt worden sey. So sagte

sie. Und mag' es Eitelkeit seyn, oder Sympathie, oder beides zugleich — ich fülte mich wirklich angezogen von ihr. Wir sprachen von Männern. „Ist Ihnen denn schon ein Mann vorgekommen?" fragte sie auf Einmal. „Ja so! Sie sind verheiratet! — Er muß ein Wunder unseres Zeitalters seyn, Ihr Edelwald, denn ich fand noch lauter Unmänner, höchstens Halbmanner, die sich zu Männern reken wolten, und sich auf die Zähen stellten, oder gar wähnten, ihre Halbheit sey das höchste Ziel des Manns!" — „Ich kenne doch vortrefliche Menschen unter den Männern." — „Das wol! trefliche Köpfe aller Art, trefliche Gemüther: aber nicht Kopf und Herz zugleich; keinen Mann. Nirgends fanden Sie diese schöne Mischung von Kraft und Liebe, die so hohe Kraft, durch Liebe gehalten, wo sie es seyn muß, diese innere Elastizität, die nur für einen Augenblik der rohen Gewalt weicht, aber sich gleich wieder herstellt in den vorigen Zustand; diese Festigkeit in edlen Grundsäzen, — nicht Säzen, sondern Grundempfindungen, die durch keinen Zeitgeist, durch kein Drohen der Gewalt und durch kein Flehen der

Liebe, zu erschüttern ist. Nirgends diesen Ueberblik und Durchblik, diese innere Einheit, die blos sieht um zu wollen und blos will um zu handlen. Lauter Sklaven des Zeitalters, der Mode, der Tongeber und Machthaber, des plumpsten Eigennuzes und Ehrgeizes. Wo haben wir einen Kokles, einen Regulus, einen Codrus? — Das Weib, das Weib ist, will ja einen Mann heiraten, und keinen Schöngeist, keinen Philosophen, Gelehrten, Soldaten, Hofschranzen und Politiker, was die Besseren des andern Geschlechts allein sind.“ — Ihr Auge funkelte, ihr Gesicht glühte, in dem sie so sprach. „Ich sah einen solchen Mann, oder vielmehr, ich wähnte, einen solchen gefunden zu haben; aber ich sah bald, daß ich mein Ideal nur in die äußere Form getragen hatte, wie es uns Weibern und den Dichtern so oft geht. Es war ein talentvoller, liebenswürdiger Schöngeist, Soldat und Philosoph; aber das Gepräge von Kraft und Mannheit, das er trug, war falsche Münze. Der innere Gehalt fehlte. Ich sah ihn, sich tief und ehrerbietig büken vor einem General, der hinter dem Ofen gesessen, sich aber zum General her-

aufhofirt hatte. Ich hört' ihn, zwar nur mit wenigen Worten, aber doch einſtimmen in den verächtlichen Ton, in dem — Sklaven von unſerer Nation ſprachen; und ich hatte genug an ihm. — Ich verachte ſolche Amphibien.“ (Sie faßte ſich etwas.) „Aber ich bin ſehr begierig, Ihren Edelwald kennen zu lernen. Aeone könnt' ihn unmöglich lieben, wenn er auch ſo etwas wäre.“ — „Sie wiſſen: die Liebe iſt blind. Ich kann alſo gar nicht über Edelwald urtheilen.“

Wir kamen öfter zuſammen, und ſie hatte große Freude an meinen Kindern; Eduard aber immer noch nicht an ihr. Nur, wenn ſie ihnen recht ſchauerliche Geſchichten erzälte, drängt' er ſich zu ihr hin, und war ganz Ohr.

Einmal, als die Kinder abweſend waren, und ſie mich über einem religiöſen Buch (es war etwas von Fenelon) getroffen hatte, ließ ſie ſich wieder äußerſt auffallend aus, über Religion. Ich will ſehen, ob ich es wieder zuſammenbringen kann. „Vielleicht halten Sie Fenelons ‚und Göthes Geiſt für ſehr verſchieden;“ ſagte ſie. „Und doch treffen Beide in Einem Punkt zuſammen.“ —

„Sie sind Beide Dichter.“

„Das meyn' ich nicht. Beide sind religiös, und gehen von Einem Punkt aus.“

„Göthe, religiös, wie Fenelon? Warum nicht auch Voltäre? Hat er ja eine religion naturelle geschrieben, die mit einem Gebet schließt.“

„Nein; ganz anders. Beide ahnen ein All, das nach Gesezen innigst-verknüpft ist.“

— „Das heißt: Beide haben Augen zu sehen, und ein Denkvermögen, um nachzudenken.“

„O! wie viele Tausend haben das, und denken kein All, kein Ganzes. Es sind ihnen lauter Fragmente, Einzelnheiten, wie die Pensées du prince de ligne, oder die sogenannten Sprüche Salomons.“

„Nun; es sey! das ist aber auch Alles. Wenigstens ist es denn die Einzige Aehnlichkeit, wenn man allgemein von frommen Menschen spricht; denn nicht alle fromme Menschen sind Dichter.“

„Freilich nehmen sie beide eine ganz verschiedene Richtung; der Eine nach den Erscheinungen hin, um ihrer eine möglichst-große

Anzal, und auf die mannichfaltigſte Art, im Zuſammenhang darzuſtellen, der Andere nach dem Weſen hin, das ſich, als ein, den Erſcheinungen zum Grunde Liegendes, unſerem Inneren ankündigt.“

— „Da kommen ſie freilich weit genug auseinander. Der Eine geht ins Weite; der Andere in die Höhe. Der Eine will viel; der Andere nur Eins.“

„Nun ja! der Eine ſtudirt Göthes Werke; der Andere macht ſich auf den Weg nach Weimar.“ —

— „Eins ſeiner kleinen Gedichte; höchſtens eine Szene aus den Wahlverwandſchaften müſſen Sie ſagen, wenn das Gleichniß paſſen ſoll.“

„Und auch dies Eine, iſt Abdruk ſeines Geiſts.“

— „Aber Manches, ein ſehr ſchwacher.“

„Denken Sie denn, daß man gerade nach Weimar reiſen, und mit Göthe umgehen müſſe, um ſeinen Geiſt zu genießen?“

— „Nichts weniger. Ich glaube vielmehr, daß man an ſeinen Schriften weit mehr hat, als an ihm ſelbſt, wenn man nicht zu

seinen Auserwälten gehört. Mit Gott ists aber ganz Anders.“

„Und warum?“

— „Ja, ich füle das besser, als ich es ausdrüken kann. Gott ist so greß und zugleich so gut. Ich meyne, man kennt Gott noch lange nicht, wenn man auch alle Pflanzen und Gesteine und Thiere kennt, und wie Alles auf einander wirkt; und wenn man den gestirnten Himmel ansieht. Ich meyne, da bekommt man erst recht Lust, den Schöpfer des schönen Erd- und Weltalls näher kennen zu lernen. Und man kann's ja! Er hat keine Auserwälte; sie sinds Alle, die Ihm näher kommen wollen, denen Er noch lieber ist, als Alles, war Er geschaffen hat.“ — (Ich brachte das, nur stammelnd heraus.)

„Das führt zu Schwärmerei, wie Alles, dem keine Anschauung zum Grund liegt. In dem All muß der Mensch das Eins finden; in der Vielheit, die Einheit. Durch den häufigen Wechsel von Freud und Leid, und das rege Gefül dabei, für sich und Andere, wird so viel in dem Menschen aufgeregt; er wird so sehr von allen Seiten berührt, daß sein Sinn

weiter und größer werden muß, alſo dem ähnlicher, der Alles überblikt und Alles leitet.“

— „Ich weiß nicht, mir wäre bang vor einer ſolchen Gottähnlichkeit. Gewis würd' ich mich auch in dem All zerſtreuen, verlieren, und das Eine, den Einen darüber vergeſſen.“

So war etwa unſer Geſpräch, das ich mir, ſeiner Sonderbarkeit wegen, genau gemerkt habe. Ich geſteh' Ihnen gerne: Manches von dem, was mir Thorilda ſagte, ſchien mir wahr; wenigſtens wußt' ichs nicht zu widerlegen. Manches entſprach meinem Sinn für Schönheit. Aber Manches war mir auch gar nicht recht; ob ich mirs gleich nicht klar machen konnte. Und wenn ihre Meinung war, daß der Sinn für Schönheit, Religion ſey, oder ſie erſezen könne; daß es nur der Einzige Weg ſey, der zu Religion führe; ſo kann ich ihr das nicht glauben, und wenn ich auch kein Wort gegen ihre Beredſamkeit und ihre hohe Worte zu ſagen wußte. Sagen Sie mir doch ihre Meinung darüber, und über Thorilda überhaupt, die mich doch im Ganzen, ſehr an-

zieht, die auch wirklich Anhänglichkeit an mich zu haben scheint.

Ich kann nicht mehr. Eduard präzeptort wieder an seiner Schwester. Vergessen Sie doch nicht, mich auch darüber zu belehren.

Leiden und Freuden, auf einer Reiſe nach Chamouny.

Aus Edelwalds Tagebuch.

Lucern.

Wir beſahen hier, zuerſt die berühmte Reliefs (ſonderbar Basreliefs genannt) des verſtorbenen General Pfyffer; ein freilich erſtaunenswürdig, mühſames Werk, deſſen Ueberblik ſehr intereßant iſt, weil man ſieht, wie das Rauhe, Wilde der Gegend und die Höhe der Berge zunimmt. So erſtaunten wir z. E. welche Zwergenfigur der, für uns ſo ſchwer zu erſteigende Rigi machte. Aber doch hat es etwas Kleinliches, Zuſammengeflktes, Spielwerkähnliches, das mitten unter dieſen großen Maſſen, und unter Leben und Weben darin, gar nicht vortheilhaft iſt. Es umfaßt 23 Stunden in der Länge, vom Gotthard an, nach Deutſchland hin, und 12 Stunden in der Breite. Wir giengen nun nach den drei berühmten Brüken, mit den (abſcheulichen) Gemälden. Auf der,

wo die biblischen Geschichten stehen, ist die prächtige Aussicht nach den Gletschern, die im herrlichsten Licht erschienen. Es hatte geregnet; der Himmel war noch wolkigt; dies gab den Bergen eine höchst kontrastirende Beleuchtung, dabei der See mit seinen herrlichen Ufern, mit der schönsten Abwechselung garnirt und schattirt; das Grüne spielend in Violet, und das Violet in Grün. Man konnte sich nicht trennen von der Brüke. Der seelige General Pfyffer hat ein Brett machen lassen mit Linien, die nach den Bergen hinzeigen, an denen die Namen deutsch und französisch angeschrieben sind. Allein dies kleinliche Detailwesen war tief unter meiner Empfindung. Ich sah blos das Ganze des herrlichsten Anbliks, den die Erde gewährt. *) Auf den andern Brüken ist nichts Merkwürdiges. Die Gemälde aus der Schweizergeschichte und der Todtentanz sind abscheulich. Was man doch dem Volk Alles für Bibelgeschichten geben kann! Auf Einem Gemälde steht Gott der Vater, der einige bärtige Männer an den Haaren aus dem Feuer zieht, mit der Unterschrift:

*) So war mirs wenigstens damals.

Gott der Vater durch seine Macht
Die Altväter aus der Vorhöll' bracht!

Unter den Bildern des Todtentanzes, die nicht unkenntlich waren, fand sich Eins, in den achtziger Jahren schön renovirt. Ein Mönch betend, den der Tod anredet:

Komm hol dir deines Betens, deiner Werke Lohn!
Mit dir komm' ich gar sanft davon!

Wir giengen nun heraus nach der Promenade, die aber blos aus geraden Alleen besteht. Ueberhaupt fand ich Alle Gartenanlagen der Schweizer ohne Ausnahme steif, beschnitten und verschnitten; ein wahrer Kontrast mit ihrer Natur! Allein es fand sich hier ein anderes merkwürdiges Schauspiel; — die Luzerner Bürger wurden exercirt. Manche Haufen machten es für Leute, die ganz andere Geschäfte treiben, wirklich noch ganz gut. Die Wohlhabenden trugen eine Art von Chasseurs-Uniform; Andere hatten ihre bürgerliche Kleidung an; Pantalons, Stiefel, Kamaschen, Handwerkerschuhe ꝛc. Die Officiers nahmen sich viel heraus, nannten zwar Jeden: Er; fluchten aber so gut, wie ein ehemaliger H — r Fähndrich.

Exercirmeißer waren auch da, die noch dem Einzelnen Unterricht im Exerciren gaben, und es ihnen vormachten. Alles iſt franzöſirt! — Die halbe Stadt war auf den Beinen, um das Schauſpiel zu ſehen. Wir fanden in Luzern eine Retourkutſche und fuhren mit ihr nach Bern.

Thun.

Ich ſeze dies Tagebuch in la Tour im Kanton Freiburg unter einem fürchterlichen Lärmen der Bauern fort, weil es mir nicht eher möglich war. Wir ſind durch die Alpen gereiſt, und haben in zwei Tagen, dieſen Abend zum Erſtenmal wieder bebautes Land geſehen, obgleich das Land, durch das wir reiſeten, ſehr bevölkert und fruchtbar war.

Nachdem ich mein Tagebuch in Thun ſchon geſchloſſen hatte; gab es einen ſchönen Sonnenblik, und wir genoſſen den herrlichen Anblik des Thuner Sees und der Berge umher. Ebel muß den Kirchhof nicht geſehen haben, ſonſt könnt' er nicht ſagen, daß von dem Pallaſte des Landvogts, die ſchönſte Ausſicht ſey. In den zwei erſten Häusgen auf dem Kirch-

hof iſt ſie offenbar am Beſten. Man ſieht gar maleriſch den See; zwei kleine Inſeln im Vordergrund, durch einen Steg verbünden, mit kleinen Häuſern, die beide einem Patrizier gehören. Dann zwei Erdzungen, auf deren Einer eine Kirche liegt, — buſchigt, mit Pappelbäumen beſezt; — eine mannichfaltige Einheit! Und nun den See mit ſeinen waldigen Ufern.

Blik in das Saanenland.

Wir fuhren frühe von Thun weg, etwas am See her, und nun ſtark in die Berge! Die Gegend wurde wilder, aber höchſt intereſſant. Hinter Wimmis iſt ein fürchterlich-ſchöner Plaz. Die Sinne tobt mit ſchrecklichem Rauſchen daher, wütet gegen Felſen und Steine; auf beiden Seiten ſchnur gerade herauf gehen die Felſen. Wir ſtellten uns auf eine Brüke, und verloren uns in das Gewaltſame, was auf unſere Sinne wirkte und alle Sinne betäubte. Auch mußte man uns erinnern, in den Wagen (noch immer unſere gemächliche Berner engliſche Kutſche) zu ſteigen. In Weißenburg verließ uns der Kutſcher, weil man mit einer Kutſche nicht weiter fahren kann.

Wir konnten dort keine Pferde, und keinen char à banc bekommen, nahmen uns also einen Träger, und giengen im vollen Regen nach Oberwol, eine Stunde weit, immer Berg auf. Dort bekamen wir endlich einen char à banc; aber es war das tollste Fuhrwerk, das man sich denken kann. Der Fuhrmann hatte keine Peitsche, hatte die Hemmkette vergessen, ließ sich dazu einen Strik geben, der brach und bekam endlich eine Kette. Wir fanden bald, daß er das Pferd gar nicht in seiner Gewalt hatte, daß es bald rechts, bald links lief; und die Wege waren wirklich arg genug, daß man einen kleinen Fall fürchten mußte. „So ist ein Mensch, der seine Leidenschaften nicht zügeln kann," sagte mein Freund. „Esplandin in Paris!" sagt' ich. Doch gieng es uns nicht so arg, wie es ohne Zweifel ihm gehen wird. Wir achteten selbst auf das Pferd und seinen Führer, stiegen aus, als es zu ermüdet war, und kamen zu Fuß, elend, jämmerlich und müde in Saanen an. Hier schliefen wir in einer elenden Kneipe, befalen aber uns nicht vor sieben Uhr zu weken, weil wir ausruhen mußten und wolten. Das waren die Mühsee-

ligkeiten dieſer Tagereiſe. — Und doch war es eine herrliche Tagereiſe. Wir fuhren zwiſchen den Alpen durch, oft in der Mitte der Alpen. Ueberall Alpen, unter und über Tannen, die zwiſchen dem Dunkelgrün der Tannen ſo lieblich hervorglänzen; Vieh bis an die Spizen der Berge, Sennehütten, und unten Häuſer. — Oben Felſenſpitzen, Schnee in den Tiefen der Felſen, und unten im Thal die rauſchende, tobende Sinne. Hinter Erlenbach auf der Höhe, hat man davon den größten Ueberblik, und die ſchäumende Sinne tief unter ſeinen Füßen. Wir ſegneten noch den erfahrnen Eſcher, der uns durch dieſes Thal gewieſen hatte.

Um acht Uhr fuhren wir von Saanen weg; das Fuhrwerk war noch ſchlechter als geſtern. Unter andern war es ſo enge, daß immer nur drei Schenkel darin Raum hatten, und der vierte mit dem ganzen Beine heraushängen mußte. Eine gemächliche Fahrt! Wir verfolgten das Oberſimmenthal, die Wege waren weniger fürchterlich; und die Alpengegenden, gleich intereſſant. Ach! wir fülten Beide, daß ein Menſch, der hier geboren und erzogen iſt, überall das Heimweh bekommen muß. Wie

mögt' ich so gern einmal eine Zeitlang in diesen Alpen leben! Auffallend ist es aber, daß die Weibspersonen so häßlich sind. Kröpfe sind ziemlich gewöhnlich. Wir aßen heut' einen Eierkuchen in la Pine (die Waschhütte, weil es in einem Beken zwischen Bergen liegt) zwei Stunden hinter Chateau d'Eux, auf einer Galleries, sehr romantisch und lieblich. Ein Wiesengrund vor uns, weiter hinaus Alpen, Sennhütten und Tannen, hinten ein großer erleuchteter Fels. Ein Alpenliedchen, das mit zwei Stimmen gepfiffen wurde, war der Gesang in dieser Feengegend, und das Rauschen der Saane das Akompagnement. Wir bemerkten den Eingang in das Saanenthal, und konnten begreifen was Bonnstetten davon sagt. *) Der Wagen zerbrach; ich erbat von dem Ersten Freiburger einen andern Wagen, und — er gab mir ihn. — Welche Freude macht die kleinste Gefälligkeit, die man einem Fremden erweiset. Nun gieng es in das Pays de Vaux. Alles war anders. — Schwarze Hüte, schalkhaft und geschmakvoll gesezt! Freundliches Niken der Weiber und Mädchen! Schwarze, sprechende

*) Beschreibung des Saanenlands, in seinen Schriften.

Augen! — Schönere Geſichter! Es war, als ob wir von den Hottentoten gekommen, und im ſüdlichen Frankreich gelandet wären. Wir kamen Abends um acht Uhr in la Tour an, wo ich eben den geſchwäzigen Wirth entfernt habe.

Vevay.

Heute fuhren wir um 6 Uhr, von la Tour aus. Der ganze Weg von hier bis Chateau d'Eux war unbedeutend, in Vergleichung mit den Wegen, die wir gemacht hatten. Aber von Chateau d'Eux an, wurd' er wieder ſehr intereßant. Links hatten wir immer ein enges Thal, oder vielmehr eine Schlucht, in der ſich ein kleiner Strom rauſchend ergoß; an der andern Seite erhoben ſich noch immer Alpen mit Sennhütten und an der Seite, wo wir fuhren, ſenkrecht aufſteigende Felſen. Wir ſahen endlich von einer Höhe, den lang erſehnten Genfer-See mit ſeinem lieblichen Grün in ſeinen ſchwarzen Felſenwänden; an der entgegengeſezten Seite, und kamen in dem, unausſprechlich-lieblich am See liegenden Vevay an, nachdem wir noch auf der Brüke, jedoch ohne allen Schaden, außer an den Kleidern, umgeworfen worden waren. Gegen

Abend giengen wir auf die Terraße auf dem Kirchhof der Martini-Kirche, die ziemlich hoch liegt, und von der Mauer, die treflichste Aussicht auf den See, auf das entgegengesezte Ufer, und auf die Schneeberge hat. Hier sah ich la Meillerie am Felsen liegen, wo Rousseau seinen Saint Preux schmachten ließ. Die Terraße ist mit dichten Kastanienbäumen bepflanzt, durch die kein Sonnenstral dringen kann, und ladet recht ein, die Gegend zu genießen. Wir blieben auch hier über eine Stunde, und giengen dann nach dem Spaziergang derriere l'aigle, einem, mit vierfachen Alleen besezten Plaz au niveau mit dem See, der den Hauptspaziergang von Vevay ausmacht. Auch hier ist ein treflicher Ruhepunkt für Geist und Herz, wenn man nur allein wäre. Nun besahen wir den bekannten, in gutem antiken Geschmak gearbeiteten Brunnen, auf dem die Figur eines alten Schweizers mit dem Degen in der Hand steht — auf einem runden Postament. Das Wasser springt an vier Seiten, in ein viereckigtes Gefäß. Alles ist geschmakvoll! Noch Einmal giengen wir an den See, da die Sonne untergegangen war, und fanden ihn himmlisch-schön beleuchtet. Die glänzende

Abendröthe eines italieniſchen Himmels ſpiegelte ſich auf eine eigene, unendlich liebliche Art darin ab. Es war die gehaltenſte Schattirung, vom Grünen ins Gelbe, bis zum dunkelbraunen, durch die feinſten Nuancen durch, und nun ein ſcharf-gezeichneter Abſchnitt, wo der See wieder in ſeiner natürlichen Farbe erſchien. So war's, uns zur Rechten. Vor uns warf ein Berg einen großen Schatten, mit einem eben ſo ſcharfen Abſchnitt am hinteren Ende, und links war Alles immer mehr verſchleiert, bis es ſich in dunkelblaue Dämme auch verlor. Es war der ernſte Tod, zwiſchen Tartarus und den eliſäiſchen Feldern; die Ausſicht des Chriſten aus einer dunkeln Gegenwart in eine lichtere Zukunft. Ach! es war ein köſtlicher Abend. Meine Thränen floßen ſanft von Rührung; und ich war ſo fromm, als hätt' ich einen der erhabenſten Pſalmen geleſen zur rechten Stunde.

Eintritt in Wallis.

Wir reiſeten in einem guten engliſchen Wagen, von Vevay ab und fuhren eine Zeitlang am See her, der uns noch äußerſt intereſſante Partieen zeigte. Ein Kaſtell ganz in

den See gebaut, fiel uns sehr auf. Wir aßen in Bex sehr gut, und fuhren weiter durch St. Maurice, ein sehr festes Schloß für die Zeiten des dreißigjährigen Kriegs, mit gewaltigen diken Mauern, zum Theil in den Fels gehauen. Durch Straßen kamen wir, deren Eine Seite Fels und die andere Mauer war. — Die Felsen an beiden Seiten wurden nun immer höher, steiler, fürchterlicher; die Schneeberge immer näher, die Gegend immer unfruchtbarer, wilder, und die Menschen immer häßlicher, kropfichter, Kretinartiger! Die Weiber sind meist fürchterlich anzusehen! Und eine Armuth! Selten findet man einen Menschen, der einen ganzen Rok an hat! Jezt kamen wir an die pisse vache, die uns, durch den Regenfall verwöhnt, Anfangs sehr klein und unbedeutend vorkam: aber bei genauerm Sehen, fanden wir sie doch größer als wir gedacht haben. Ein ziemlicher Wasserstrom stürzt an einem etwa 150 Fuß hohen Felsen senkrecht herunter in eine Felsenschlucht. Bei dem Fallen theilt er sich in mehrere kleine Ströme; Einer aber bleibt der Hauptstrom, der, im Profil gesehen, ziemlich hervorschießt, und vor dem Her-

unterhalb einen beträchtlichen Bogen macht. Morgends, wenn die Sonne dagegen scheint, soll er sehr interessant seyn. Jedoch ist es einmal, daß allenfalls ein König von Westphalen auf Napoleons-Höhe, oder Napoleon in dem Anfange seines Reichs, nachahmen können; aber einen Rheinfall, machen alle Potentaten der Erde nicht nach. Doch, warum vergleichen? Müssen denn alle Herrscher und Regenten [illegible], groß zu seyn, weil Keiner, ein Napoleon ist? Auch der pisse vache hat seine Eigenthümlichkeit; Alles ist in Staub aufgelöset. Man entdeckt nirgends mehr Wasser. Er macht sehr naß, wenn man sich ihm nähert. Gleich nachher kamen wir zwischen ungeheuren Felsenwände, wie wir sie noch nie gefunden hatten, und durch eine Spalte in den Felsen stürzte sich ein beträchtlicher Bach mit gewaltigem Geräusch heraus. Abends gegen sieben Uhr kamen wir hier in Martigny an, wo ich dies schreibe, und wo es [illegible]. Morgen muß nun die Reise über den Col de Balme nach Chamounix gemacht werden, über den Col de Balme, von dem man das ganze Gletscher auf dem Mont Blanc übersehen

kam. Matthison überraschte uns noch sehr angenehm am Abend; ich verkaufte ihm den Chaise-Ganz in Martigny, und seinen geringen.

Wir waren wirklich beide recht religiös entschlossen geblieben, ob wir die Reise machen sollten oder nicht. Wir hatten auch bei unserm Kutscher von Vevey bestellt, er sollte warten, bis man sehe, ob es morgen regnicht scheine, in welchem Fall wir wieder zurückkehren wollten. Aber am Morgen sah es sehr gut aus; wir bestiegen also unsere Maulthiere, und ritten voran; — ich hatte ganz ohne dunkle Ahnung einer beschwerlichen Reise, die uns treffen würde. An dem Abhang, der nach Trient führt, (einem einsamen Wildhütten-Dörfchen in einem tiefen Thal) mußten wir zu Fuß gehen, weil auch die Maulthiere sich nicht herunter trauten. Jedoch ging das recht gut; wir aßen Kartoffeln und Milch — das Einzige, was die arme Menschen haben, — setzten uns gestärkt wieder auf unsere Thiere und ritten weiter. Nun kamen wir aber in eine Waldgegend, bei der der Maulthier uns voraus gesagt hatte, daß sie gewöhnlich erforderte, pied à terre zu setzen.

Und ich meyne, wir hatten den pied à terre! Eine gute Stunde kletterten wir herauf und wir wären nicht, schlechterdings nicht, auf die ungeheuer-steile Höhe gekommen, wenn wir uns nicht geholfen hätten, wie man sich hier gewöhnlich hilft — durch Anfassen der Maulthiere an den Schwänzen, die uns den Berg hinauf halb schleifen mußten. Es war der komisch-tragischste Anblick, den man sehen konnte — drei Menschen an den Schwänzen der Maulthiere festhängend, von ihnen über Stock und Stein fortgezogen; zwei, besonders Einer, außer Athem, mit offenem Mund, triefend von Schweiß, hinten herlaufend, — oft eingerannt dort von den gewaltigen Winden, die die Thiere gehen lassen; oft mit Mühe sich wahrend, daß nicht etwas Gefährliches sie treffe. Indeß kommt es nur komisch seyn für den, der ohne alles Interesse für die handelnden, oder vielmehr leidenden Personen zusah: denn für sie und für jeden Theilnehmenden war es oft traurig. Das Thier stieg gerade die steilsten, furchtbarsten, oft an den schauerlichsten Abgründen, dicht herführenden Stellen mit einer unglaublichen Anstrengung schnell hinan. Es

ſind groſſe Tritte von Einer Baumwurzel zur andern zu machen, die denn der arme Fußgänger, in groſſer Schnelle machen muß, um nicht genöthigt zu ſeyn, den Schwanz des Maulthiers fahren zu laſſen, und die er mit groſſer Aengſtlichkeit, unter dem häufigen Zuruf des Muletier: — „gardez vos pas!“ macht. — Auſſer Othem, triefend von Schweis, und bis zum Umſinken ermüdet, wolten wir eben unſere Thiere wieder beſteigen, und zogen die Ueberreke an, als wir deutlich ſahen, daß eine dike Nebelwolke daher zog, und nicht nur eine empfindliche Kälte mit ſich führte, ſondern uns auch ganz benezte. So kamen wir auf die Spize des Col de Balme, von wo man den ganzen Mont blanc ſelte überſehen können, und ſahen — ſchlechterdings nichts, als Nebelwolken um uns her. Als es aber Berg abgieng, und wir wenigſtens zwei ante Stunden lang, herabſteigen, gleiten, fallen, purzeln muſſten, im Regen und dichten Nebelwolken, als wir in den ſchrekliſch ſteilen Plazen, keinen feſten Fuß ſezen konnten, oft die Thiere mit dem Muletier, die vorausgezogen, kaum durch den Nebel, manchmal gar nicht entdeken konn-

ten: da wurd' es wirklich arg. Meine Kamaſchen zerriſſen; meine Schuhe blieben manchmal ſteken, ich patſchte, bis über die Knöchel im Waſſer, muſſte durch kleine Bäche waten, als ob ich ohne Schuh und Strümpfe watete; mir wurde körperlich weh, ich fülte ein Fieber in all meinen Gliedern. Es hörte auf eine partie de plaisir zu ſeyn. Mit möglichſter Anſtrengung und durch und durch naß, kamen wir am Fuß des Bergs an, wohin wir ohne die großen Stachelſtöke nicht gekommen wären. Wir ſtiegen auf die Thiere; ich mußte faſt hinauf gehoben werden; bald aber fanden wir ein elendes Walliſer Dörfgen, wo wir abſtiegen, um in dem erſten beſten Haus uns auszuruhen und unſere Kleider zu troknen. Wir ſtiegen ab, es wurd' ein großes Feuer angezündet von lauter Wachholderreiſern; wir zogen uns aus, ließen die Kleider troknen; wir tranken Milch, ich nahm Magentropfen, damit ſie mir nicht übel machte, und ſo erquikten wir uns wieder etwas. Eine ſolche Armuth, eine ſolche Schweinerei und eine ſolche Gutmütigkeit ſah ich nie! In keinem Hauſe ſind Schornſteine, nirgends Fenſter; die Weiber ſind in Kubſelle [illegible]

die ihnen unzubereitet um die Schultern hängen. Die Röke sind vorne Lumpen und hinten schmieriges Leder. Der Gestank in den Häusern nimmt Einem den Odem. Nie müssen sich die Menschen waschen; denn der Schmuz bedekt in diken Schichten, ihre Haut. Aber sie pflegten uns, als ob wir ihre Kinder wären; gaben uns all: Milch im Haus:, holten noch mehr aus Nachbars Häusern. Die Großmutter trokete mir den Schweis vom Rüken ab, und am Ende wolten die Leute kaum etwas nehmen für ihre Milch. Gastfreundschaft und Menschenliebe, wohin hast du dich geflüchtet? Wir bestiegen die Thiere noch einmal, mußten noch einmal pied à terre sezen, doch nur für eine Viertelstunde, und kamen endlich, beide schrklich ermüdet, und ich ganz krank, in Chamouny gegen sieben Uhr an. Ich sagte gleich, daß ich krank sey, bestellte mir ein warmes Zimmer, Thee und ein Fußbad. Eine Menge Führer drangen herein, um zu fragen, wann wir reisen wolten; der bekannte Balma zog mir die nassen Kamaschen und Strümpfe aus; ich legte mich zu Bette, trank Thee, um zu schwizen, nahm Pillen, that Alles was ich

konnte; aber ein heftiges Fieber verhinderte Schweiß und Schlaf. Ich hatte leichte Fieberphantaſien, und um es meinen Freund nicht merken zu laſſen, ihn nicht in Angſt zu ſezen, ſagt' ich, daß ich ſchlafen wolle, und bat ihn, unten zu ſoupiren.

Ich habe nichts geſagt, von der großen Gefahr des Reitens, an den Schlünden und Abgründen, und bei den fürchterlichen Felſenwegen, durch Steine und Baumwurzeln, daß man oft nicht ſieht, wohin das Thier einen Fuß ſezen ſoll. Mein Freund ritt ein Männgen, das Robin hieß, ich eine Mule, Namens Liſette, und der Cadet (von 13 Jahren) trug unſere Equipage. Robin fiel einmal auf beide Knie; Liſette ſtrauchelte einigemal ſtark, fiel aber nicht. Aber man muß wahrlich! Muth haben, oder es ſehr gewohnt ſeyn, dieſe Thiere zu reiten. Einmal muß man ſie durchaus gehen laſſen; „Ne genez pas les mulets, ils ne sont plus des mulets, si on les gene“ ſagte der Muletier. Der Zügel iſt auch ohnehin ſo, daß man ſie damit nicht gut lenken, am wenigſten

aber zurükhalten kann. Nun geht das Thier immer dicht an dem Abgrund her, weil es gewohnt ist, Körbe an den Seiten zu tragen. Es sieht und riecht oft hinein, weil es sehr neugierig ist, und wissen will, was es da unten giebt. Das that denn Lisette (das Weibchen) natürlich noch öfter als die andern Thiere, und das war für ihren passiven Reiter, eben nicht angenehm. An den schlimmsten Orten ritt ich immer eine Zeitlang mit festverschloßenen Augen, bügellos, mit genauer Bemerkung der Seite, wo der Abgrund war, um mich gleich an der entgegengesezten Seite von dem Thier zu werfen, wenn es fallen solte. — Kurz, ich reise auf keinem solchen Berg mehr, und wenn ich alle Herrlichkeit der Erde sehen könnte.

Und diese Herrlichkeit! Ja; man sieht hier Naturgegenstände, wie man sie an wenigen Orten in Europa sieht. Berge und Felsenmassen, von einer Höhe, gegen die der Rigi und die niedrigen Schneeberge, nur Hügel sind. Wir ritten durch Schnee, am Col de Balme; aber das war noch lange nicht die Spize. Wir kamen an Gletschern vorüber, wo

ein gefrorener Strom ſich herabzuſtürzen ſchien. — Der Charakter der Natur, den wir ſahen, war groß, ſchauerlich, aber ſchreklich. Die todte Natur iſt hier Alles; der Menſch iſt nichts. Der Menſch hat ihr nichts abgewonnen, könnt' ihr nichts abgewinnen. Er erliegt unter ihrer Macht und Allmacht. Wie Inſekten kriechen die Menſchen um dieſe Felſenmaſſen, an dieſen Schlünden, Gletſchern und tobenden Strömen herum. Man fült ſich ganz in ihrer Gewalt unter ihrem Druk; und ſie ſcheint nicht mild zu regieren. Ich ſtaune dieſe Natur an; aber ich liebe ſie nicht, weil ſie durchaus nichts vom Gepräge der Liebe trägt. Sie iſt ein Titan, ein Albano, ein Attila, der tief auf die Menſchen herabſieht, und ſie ſehr zu würdigen glaubt, wenn er ſie zu Werkzeugen braucht! — Dabei das Unbewohnte, Oede, Todte, wo ſtundenlang keine Menſchenſtimme hörbar iſt, und kein Laut eines Thiers! Eben hörte man eine Gloke, und gewis! ich ſtaunte, daß es auch hier Gloken gebe! O! in den Alpen, wie iſt es da ſo anders! Hier hat ſich das Große mit dem Guten verbunden! Hier dient die Natur den Menſchen, ſchrekt ſie nicht zurük,

und isolirt sich nicht! Das ist ein Heinrich der Vierte, ein Bernsdorf, ein Alexander! In den Alpen mögt' ich leben, aber hier nicht. Hier würd' ich mein Ich verlieren, in der Allgemeinheit der Natur. Wie sich hier ein neuer Philosoph mit seinem absoluten Ich vorkommen müßte!

Chamouny.

Ja; es ist der Mühe werth, eine Reise hierher zu machen, wenn man nur nicht zu viel sehen will, über den Col de Balme geht, krank wird, und — beinahe nichts sieht. Das Thal Chamouny ist Einzig in seiner Art; ein grüner Flek in einer Wüste, eine Kolonie in einem unangebauten Lande! Dabei die Riesenberge rings umher, der tête noir mit seinen Vertiefungen und Schattirungen, mit kleinen Wasserfällen und rauschenden Kaskaden, der Col de Balme, der stolz sein Haupt erhebt, aber nieder zu einem gemeinen Berge herabsinkt, gegen den Mont blanc, der sich in die Wolken, über die Wolken, in eine höhere Wolkenregion erhebt, aus der sich gefrorene, breite Ströme bis an den Fuß — nicht ergießen,

aber in ewigem Eise starren. Fallen die Sonnenstralen auf diesen himmelblauen, durchsichtigen, spiegelglatten Eis-Rhein: so giebt es kaum einen prächtigeren Anblik auf Erden. Der Mont blanc trägt das köstlichste Ordensband, das irgend ein Monarch der Erde geben oder tragen kann. Am Fuße des Bergs ist ein hohes Eisgewölbe, aus dem der Aveyron — nicht entspringt, sondern schon als vollendeter Fluß sich heraus wälzt. Oft stürzen Stüke dieses Eisgewölbes ein, und das geringste Geräusch kann es veranlaßen. Die Führer warnen deßwegen auch alle Reisende, nicht zu laut zu reden, zu lachen ꝛc. Einige verwegene Genfer hatten kurz vorher, eine Pistole darin losgeschossen, und waren sehr beschädigt, heraus getragen worden.

Während dem Regen, der fällt, hab' ich auf dem Bett, wohin mich meine Schwäche nöthigte, das Buch, in das sich Fremde zeichnen, durchgeblättert, und schreibe daraus folgendes ab, weil es eine eigene Ansicht giebt:

Quoique l'homme transporté parmis ces masses enormes plantées aux bouts du monde, eprouve d'abord le sentiment

penible de l'humiliation, et l'aveu forcé de son néant, son orgeuil se ranime bientôt (das könnt' ich nicht ſagen!) par l'Idée flatteuse du courage necessaire à celui qui conçoit et execute le hardi projet, d'aller surprendre la nature, dans ses retraites les plus inaccessibles. L'ame d'ailleurs s'exalte, et s'aggrandit par une religieuse admiration à la vue des tableaux importans et variés, qui representent de toutes parts; ces idees confuses de néant et grandeur, remplissent l'esprit et le plongent dans une utile meditation. Les pensées s'epurent avec l'air, qu'on respire sur ces hautes montagnes, à l'aide des quelles l'homme semble se raprocher de sa celeste origine, et le coeur se depouille de toutes ses petites passions qui le tiranniſsent dans les villes (wenigſtens vom Hochmut) pour gouter pendant quelques instans, si non, le bonheur veritable, du moins l'oubli de ses maux. — Der Verfaſſer iſt ein Pariſer. Sein Reiſegefährte nennt dies „sublimes et

incomprehensibles reflexions“ und am Ende: „sottises“! Das war ein ächter Pariſer!

Ein anderer ſchrieb: Merveilles que j'ai vû — J'ai vû une revolution, une bataille, une peste, un siége, une famine, l'ocean, un volcan, le mont blanc et Bonaparté. — Wir thaten nach Tiſch noch Einen Blik von der Gallerie im Eßzimmer auf das mère glacée, und einen andern Eisſtrom zur Rechten — freilich mit Staunen, dem Vergnügen beigemiſcht war. Ich ahne, daß man hohes Vergnügen hier empfinden kann, wenn das Wetter gut und der Reiſende geſund iſt.

Ende der Reiſenoth.

Den 1ten Auguſt reiſeten wir, ich noch krank, wieder mit Maulthieren, von Chamouny ab, der Weg war ziemlich gut beſchrieben worden; aber wir fanden ihn an manchen Orten ſo arg, daß mein Freund ſehr oft, und ich auch einmal abſtieg. Weil ich aber zu ſchwach zum gehen war, beſonders bei der warmen Kleidung in die ich mich meines Fiebers wegen gehüllt hatte; ſo hatt' ich mir vorgenommen, nicht abzuſteigen, bis der Füh-

ver es ausdrüklich sagen würde. An zwei Orten hatte die Arve, ein fürchterlich tobender, überschwemmender und zerstörender Strom, die Brüken weggerissen; es waren noch keine neuen gemacht; man mußt' also über Nothbrüken, die für die Küe gemacht waren. Der Weg gieng manchmal so nah an der Arve her, daß mir schwindlich wurde; ich ergriff also mein einziges Mittel, die Augen zuzudrüken, und das Thier gehen zu lassen, welches freilich sehr sicher gieng. Wir kamen erst bei zwei Eisströmen vorbei, wovon der Eine sich ganz, bis in das Thal erstrekte, der andere aber nicht ganz heruntergieng, sondern eine Wendung nahm, und nahe bei einem ungeheuren Abgrund her, in den sich der torrent noir, fürchterlich tobend, herabstürzte, den ich aber nicht genau zu betrachten wagte, weil der Weg gar zu steil herab und zu dicht am Abgrund herging. Ein paar Wasserfälle sahen wir in der Nähe, nach denen in Deutschland Alles wallfahrten müßte, nach denen man hier aber nicht fragt, wovon auch nur der Eine einen Namen hat. Bei Servos, auf dem halben Wege hierher, nach Salanges, vor der schönen Brüke über die Ar-

ve, wo wir logiren, trafen wir das Monument an, das auf einer kleinen Anhöhe dem Eutiner Escher gesezt wurde, der seinen Führer verlassen hätte, in einen Abgrund gestürzt, und hier begraben war. Es ist eine Warnung an jeden Reisenden, seine Führer nicht zu verlassen, und mit Ehrfurcht diesen heiligen Tempel der Natur zu betreten, der les traces de la grandeur de Dieu trage. Wir mußten noch eine descente von einer halben Stunde machen, die höchst peinlich war, ritten wohl eine andere halbe Stunde durch ein Feld, in dem die wütende Arve, Alles überschwemmt und zerstört hatte, und so kamen wir um zwei Uhr höchst ermüdet hier an. Ich befand mich aber doch besser als beim Ausreiten, wir hielten eine gute Mahlzeit, legten uns zu Bett, um auszuruhen, und nun hatt' ich dies geschrieben, so gesund und wohl, als ob mir nichts gefehlt hätte. — Glüklicher Weise fand ich eine Retourkutsche nach Genf, wohin uns der Kutscher morgen Abend um sechs Uhr zu bringen versprach.

Die gute Walliser Familie.

Wir fuhren des Morgens später ab, als wir gedacht hatten, in Begleitung eines Manns aus Bonneville, der uns Anfangs sehr unangenehm, dessen Gesellschaft aber, besonders mir, in der Folge sehr angenehm war, weil sie mir Gelegenheit verschaffte, in das Innere einer guten kleinstädtischen, Wallisischen Familie eingeweiht zu werden. Wir kamen bei einigen sehr üblen Stellen an der wütenden, reisenden Arve vorbei und fanden es unverzeihlich, daß man solche Straßen macht, auf denen der Reisende bei einem unerwartet-schnellen Herabsturz eines Waldstroms, der von den links liegenden Felsen, an denen man herfährt, so natürlich und so häufig ist, mit Wagen und Pferden in die Arve stürzen kann. Schon gestern hatt' uns der Führer eine Masse von ungeheuer-großen Steinblöken gezeigt, die von dem Felsen herabgestürzt waren, und die Straße, die ehemals dicht an dem Felsen hergieng, gänzlich verschüttet hatten. Wie viel leichter konnte das in Einer Nacht, ein Waldstrom thun? Wir sahen einen treflichen Wasserfall, die Kaßkade von Arpenaj genannt, die, wie unser Reise-

gefährte versicherte, über 150 Toisen hoch, vom Felsen herabstürzt, sich durchaus, in lauter Staubnebel verwandelt, bis sich das Wasser unten wieder sammelt, in eine Felshöhle fällt, wieder da herausſprudelt, und sich dann als ordentliches Wasser herabgießt ins Thal, und als starker Bach, unter unsern Füßen durchfließt. Ein anderer kleinerer Wasserfall fand sich bei Maglaud; beide sind zwischen Salenche und Cluse. So wie wir Bonneville näher kamen, wurde das Thal offener, die Gegend lachender, fruchtbarer, reicher. Man sah wieder Weinberge. Unser Reisegefährte litt an Hämmarrhoiden; wir bezeugten und zeigten ihm unsere Theilnahme, und er fülte das so sehr, daß er darauf bestand, wir solten in Bonneville bei ihm den Kaffee trinken, und seinen mouſſirenden Wein kosten. Wir mußten es versprechen. In Bonneville nahmen wir eine sehr schmuzige, üble Mahlzeit ein, und ich machte mich gleich auf den Weg, zu Mr. St. Amour, so hieß der Mann, und war premier Secretaire de l'arrondissement du Departement de Leman.) Ich fand die Familie noch am Tisch; d. h. den Mann, die

Frau, zwei Töchter und einen Vetter. Ich wurde sehr freundlich aufgenommen; die zwei Töchter waren schön, die älteste aber wirklich englisch schön, auch unschuldig-freundlich, wie ein Engel. Ich trank Wein mit ihnen, aß von ihren Birnen, ließ mir sie von der schönen Luise St. Amour schälen, Bißkuit in den Wein tauchen; es kamen noch mehrere Herrn vom Departement, um Mr. St. Amour zu bewillkommnen; Luise sang kleine Lieder mit unbeschreiblicher Grazie; wir machten Chorus, die Herren vom Departement auch, — den Friedensrichter mit eingeschlossen. Verschiedene Herren sprachen Deutsch — zum Todlachen, und der Friedensrichter sang gar ein zärtliches Lied von Hölty, zum — Wiedererwachen. Kurz: es war eine so traute, jovialische Gesellschaft, wie man eine finden konnte, und mir war in der Wallisischen Welt zum Erstenmal durch Menschen wol. Ich hatte gesagt, daß ich auch verheirathet sey, was Luise auch bald werden sollte. Wenn ich nun aufbrechen wollte; so kam die beiden Mädchen, besonders die Verlobte, an meinen Stul, hielten mich bei den Schultern fest, und sagten: „O cher marié,

donnez nous encore cinq minutes, encore un moment!“ mit einem ſo unſchuldig-heiteren Weſen, daß man ein Glacier, oder ein torrent noir hätte ſeyn müſſen, um zu widerſtehen. Endlich kam mein Freund mit dem Wagen, um mich abzuholen; Alle begleiteten mich hinunter, und wir fuhren ab.

Abends um halb neun Uhr kamen wir in Genf an, nachdem wir eine Zeitlang vorher den lieblichen Genfer See wieder erblikt hatten.

Fünf und zwanzigster Brief.

Wandulf an Aeone.

Grenzau.

Ich habe Sie lange auf Antwort warten lassen, liebe Aeone; zwei Briefe von Ihnen liegen unbeantwortet vor mir, zwei, für mich interessante Briefe. Aber was soll ich zu meiner Entschuldigung sagen? Wenn man durch Geschäfte abgestumpft wird, so harret man auf eine recht ruhige, heitere Stunde, und findet man diese nicht gleich, so verschiebt man seine Antwort von einem Tag zum andern, weil man abgestumpft, und ohne Stimmung nicht antworten mag. Darüber gehen Wochen hin; und die gute Stunde kömmt immer nicht. Am Ende muß man sich doch entschließen, eine Stunde zu nehmen und — sich selbst zu stimmen, was man freilich früher hätte thun können und sollen. Aber immer gut, daß Sie einmal, wenigstens für kurze Zeit erfuhren, wie

es thut, wenn unſere Freunde für uns geſtorben ſind; wenn kein Laut von ihnen hörbar iſt, ſo wenig, wie aus jener Welt. Mögen Sie es immer wiſſen, daß ich Ihr ehemaliges, ſo unverzeihlich-langes Stillſchweigen nicht vergeſſen, und daß ich mir es in meinen toleranteſten Stunden, nur durch eine Art von Seelenſchlaf erklären kann.

Die Auszüge aus unſeres Edelwalds Tagebüchern haben mich ſehr intereßirt. Wie ſich darin der gute Menſch, überall abſpiegelt! Mit welchem Blik er auf die Natur und die Menſchen ſieht! Wie er überall das Gute findet! Wie ihm überall die Gottheit erſcheint! Wirklich, wenn man ihn nicht kennte; man würd' ihn aus dem Tagebuch kennen lernen. Daß Sie über die Reiſe nach Chamouny ängſtlich wurden, begreif' ich recht gut. Indeß war im Grund nichts zu ängſtigen, da man ihm keine Verwegenheit zutrauen konnte. Die Maulthiere gehen auf ſolchen Bergen ſo ſicher, daß man ſich ihnen ganz anvertrauen kann. Freilich ſchaudert man vor den Wegen, ſo lange man dieſe Thiere nicht kennt: aber wer ſie öfters gebraucht hat, der überläßt ſich ihrer Vorſicht

und ihren festen Tritt mit Ruhe. Vielleicht möchte mancher Unerfahrene denken, Edelwald hätt' Ihnen die ängstliche Reise nicht beschreiben, von seinem Fieberanfall in Chamouny aber gar nichts sagen sollen. Vielleicht haben Sie es selbst gedacht. Aber Sie hatten unrecht. Edelwald kennt das Herz eines liebenden Weibes besser. Kömmt ja Alles darauf an, daß sie voll n Glauben an das Wort ihres Gatten behalte, daß sie wisse, er verschweig' ihr auch aus Schonung, schlechterdings nichts. Hätte sie einmal diesen Glauben verloren: so wäre sie immer während jeder Abwesenheit, in tödtlicher Angst, fürchtete alle mögliche Gefahren, weil sie nicht wüßte, welche sie zu fürchten hätte. Die Phantasie, einmal mit Schreckbildern erfüllt, ist und wirkt schrecklich, wenn sie ganz freien Spielraum hat, und durch keine positive Wirklichkeit beschränkt wird. Edelwald that und thut also sehr wol, daß er Ihnen auch das schreibt, was Sie für den Augenblik ängstigen könnte, besonders, wenn es vorüber ist. Jezt wissen Sie, daß es vorüber ist, und daß er Ihnen Alles erzählt, was ihm begegnet. Ihre Phantasie kann nicht um-

herschweifen, in dem Bezirk dessen, was ihm begegnen könnte.

Daß Jor Eduard seine jüngere Schwester unterrichten will, sind' ich sehr gut, so wol für das Geschwister-Verhältniß, als für seine eigene Geistesbildung. Nie lernt man etwas gründlicher, als wenn man es Andere lehren muß. Nie wird uns selbst, eine Sache klarer, als wenn wir sie Anderen klar machen wollen. Nie füllen wir die Lüken und Unvollkommenheiten unsers Wissens besser, als wenn wir diese Lüken bei Anderen ausfüllen sollen. Dabei haben Kinder manchmal so ein eigenes Talent, zu und mit Kindern zu reden, daß diese sie besser als irgend ein Erwachsenes verstehen. Rousseau hatte darum nicht unrecht, wenn er fordert, der Erzieher solle nicht viel älter sein, als der Zögling, wenn wir nur viele sanftgesinnte, sechszehenjährige Knaben-Jünglinge hätten, die selbst erzogen wären. Außerdem knüpft es so ein eigenes, neues Band zwischen Geschwistern, wenn das Eine giebt und das Andere empfängt; und das Band wird geistiger, wenn etwas Geistiges gegeben und empfangen wird. Ist es ja auch das schönste Ver-

hältniß, in das sich Menschen mit Menschen sezen sollen, in das sich Gott mit Menschen gesezt hat! Ich sah ältere Töchter, die ihre jüngere Geschwister pflegten, beschäftigten, erzogen, und in der Folge wie Mütter, von diesen geehrt und geliebt wurden. Denken Sie an das schöne Gemälde von Göthes Lotte im Werther. Lassen Sie also immer ihren Eduard an seiner Schwester unterrichten; nur leiten Sie ihn, daß er ordentlich, mit Nachsicht und Liebe unterrichte. Machen Sie sein Ehrgefül rege, durch die wiederholte Bemerkung, daß nur der ein guter Lehrer sey, der die Aufmerksamkeit zu erhalten wisse, bei dem die Kinder gern lernen. Der Knabe, der unterrichten will, fült sich schon etwas, und will nicht halb thun, was er thut. Besonders seyen sie ihm Vorbild, wie man deutlich machen, wiederholen, Aufmerksamkeit erhalten, Geduld und Nachsicht üben müsse. Das: „behandle einen Andern, wie du behandelt zu seyn wünschest," liegt tief in dem menschlichen Gemüth, selbst in dem kindlichen.

Ihre Thorilda ist ohne Zweifel ein interessantes, genialisches Wesen, kann aber eben

darum, für Sie gefährlich werden, wenn Ihr Zutrauen und Ihre Liebe zu ihr, zur Reife kommt, wie es allen Anschein hat. Solche weibliche Genies, oder „Krachmandeln, akademische Kraftfrauen," wie sie Richter nennt, müssen einen sehr ausgebildeten Verstand, viel gesunde Vernunft, reife Urtheilskraft, und was die Hauptsache ist, religiösen Sinn haben, sich durch ihn leiten lassen, sonst sind sie ein Verderben des Manns, und aller ihrer Umgebungen. Ob Thorilda das Alles hat, kann ich zwar nicht bestimmen: aber ihre Religiosität fließt mit dem Schönheitssinn so zusammen, oder vielmehr: sie nimmt diesen Sinn so ganz für Religiosität, daß sie kaum nach etwas Höherem streben wird. Und das ist doch durchaus nöthig, wenn von Religiosität die Rede seyn soll. Was nicht vom Geschöpf zum Schöpfer, von der Erde zum Himmel, von dem durch Kunstwerk dargestellten, und dem, das Kunstwerk darstellenden Geist, zu dem Schöpfer dieser Geister heraufsteigt, oder heraufführt, ist nicht Religion, wenn man nicht mit Worten spielen will. Wer sich nicht aus der Vielheit sinnlicher Berührungen sammelt und erhebt zu dem Unsinnlichen,

Uebersinnlichen, der wird zerstreut, zerstükt, zerfasert in der Sinnlichkeit, er bleibt ein, mehr als alle andere, freies, aber doch sinnliches Thier, das sich nicht zur wahren Humanität erhebt. Selbst Jesus wäre nicht der, der Er uns ist, wäre nur ein, — freilich über alle andere, hoch erhabener, — aber doch ein Göze, hätte Er nicht Alles auf das Urwesen bezogen, Alles von dem Urwesen her, und zu dem Urwesen hingeleitet, das Er mit dem populärsten, menschlichsten und für das Gemüth interessantesten Namen: Vater bezeichnet. Alle Irreligiosität von jeher, war Leben, Weben und Gottseyn in der Creatur. Alle Religiosität von jeher: nicht gesättigt von der Creatur, Leben und Weben in Gott, oder wenigstens, Sehnsucht nach einem solchen Leben, mit mehr oder weniger Bewußtseyn. Sinn für Schönheit, Dichtersinn, schließt Religiosität nicht aus. Fenelon, Klopstok, Lavater waren auch Dichter, und Stolberg ists. Aber Kunstwerke können dem Religiösen das nicht seyn, was sie dem bloßen Aestheriker sind. Auch das vollendetste Kunstwerk, das, als ein bis in die kleinsten Theile wol verbundenes Ganze — wie man jezt

mal sagt, — dem Letztern das würdigste Symbol des, vom Göttlichen Geiste durchdrungenen Alls, — welch ein todtes beschränktes Sinnbild ist es dem Christen, gegen das hohe, geistige, Alles ersezende Symbol einer persönlichen Gottheit, Christus? Das geheimnißvolle Hell-dunkel der Religion mag nicht ohne Reiz bleiben für den Dichtergeist, für den Schönheitssinn, da es der Einbildungskraft allerdings ein unermeßliches Feld öffnet: aber es ist ihm auch nur Stoff für diese Einbildungskraft, wie jede andert Mythologie; es dringt nicht in sein Gemüth ein, wird nicht Prinzip seines Lebens, also nicht Religion. Der Fromme, der allein seinen Weg verfolgt, wird darum nicht leicht ein Dichter; der Dichter wird, allein auf dem seinigen, nicht fromm. Tausend Menschen sind ohne Schönheitssinn, ohne Dichtersinn, religiös geworden; gewis die Meisten. Tausend Menschen mit ausgebildetem Schönheits- und Kunstsinn, und gar Manche mit hohem Dichtergeist, waren nicht religiös; vielleicht die Wenigsten, ob ich gleich gerne zugebe, daß ihre Religiosität, wenn sie einmal lebte, auch durch diesen Geist und Sinn, noch genährt wurde, und ihn

verklärte. Es ist etwas Tieferes, Allgemeineres, es sind angeborene, nur oft nicht aufgeregte und entwikelte Bedürfnisse, die den Menschen zu Religion hinleiten, ihm Erkenntniß des Höheren, Unendlichen, und seines Verhältnisses zu dem Unendlichen, zur dringendsten Angelegenheit seines Herzens machen. Doch; das wissen Sie, so gut wie ich. War es ja schon manchmal der Gegenstand unserer Unterredungen!

Mein Rath wär' also: wenn Ihnen der Umgang mit Thorilda interessant bleibt, woran ich zweifle, weil sie viele schöne Anlagen zu haben, auch vielseitig gebildet zu seyn scheint, und weil ich Ihren weiten Sinn für alles Schöne und Gute kenne: so vermeiden Sie wenigstens alle Unterredungen über Religion. Halten Sie fest, was Sie haben, was Ihnen bisher Sporn zum Guten war, und Ruhe Ihrem Gemüth einflößte, es kann Ihnen durch eine scharfsinnige, beredte Freundin leicht etwas davon genommen, aber nicht leicht etwas Besseres gegeben werden. Möge sie Ihren Schönheitssinn nähren, läutern, erhöhen; Ihr Heiliges behalten Sie für sich. Man muß sich nicht

von allen Seiten berühren, weil man sich von einigen berührt. Oft stößt man sich zurük, wenn man sich zu vielseitig berühren will. Doch, ich sehe aus den Antworten, die Sie ihr gaben, daß Ihr gesunder Menschenverstand Sie ziemlich auf dem rechten Weg erhielt. Bleiben Sie dabei und bei dem, was Sie als belebend und bessernd erfuhren. Sicherer können Sie ja nicht gehen!

Von Ihres Edelwalds Reisetagebuch werd' ich wol nichts mehr erhalten. Da er das äußerste Ziel seiner Reise erreicht hat; so eilt er gewis auf Flügeln der Sehnsucht und Liebe zurük, und nach einigen Wochen seiner Zurükkunft besuch' ich Sie. Leben Sie indeß so gut, wie Sie können.

Sechs und zwanzigster Brief.

Külthal an Theophan.

Lindenfeld.

Freuen Sie sich, theuerster Mann, eines Menschen, der mit seinem Schifflein, auf den Wogen einer stürmenden See herumgeworfen, fast alle Hoffnung sich zu retten, aufgegeben hatte, und der nun Land sieht — wenigstens sieht! Wie ist es doch so anders, wenn das Herz glauben möchte, nach beruhigendem Glauben sich sehnt, weil es diesen Glauben und diese Ruhe bedarf! Die Bibel ist mir sehr lieb geworden; ich wünsche herzlich, daß Alles darin wahr seyn möchte; daß ich sie ganz so nehmen könnte, wie sie sich giebt! Und Manches kann ich auch schon so nehmen. Der Charakter und die Handlungsart Jesus zieht mich unbeschreiblich an; besonders, wenn ich mich in jenes Zeitalter, und unter die Menschen denke, auf die Er wirken sollte und wirkte. Dazu hat

mir besonders Heß geholfen, dessen sämtliche Schriften mir ein Buchhändler sogleich schaffen mußte. Ihm hab' ich schon viel zu danken und werd' ihm noch mehr verdanken. Besonders seh' ich jezt selbst einen schönen Zusammenhang in den Erzälungen der Bibel, — eine Erziehungsgeschichte, die mir unbeschreiblich interessant ist. Gar Manches, in der Gesezgebung der Juden in ihrer Geschichte, was mir sonst Thorheit, oder wol gar Unsinn schien; in Manchem seh' ich sogar eine tiefe Weisheit und ein so kräftiges Bildungsmittel, wie wir nach so manchen tausend Jahren, in unseren Gesezgebungen keins haben. Welche Beledungsmittel der Humanität, in jener frühen Zeit, bei jenem rohen Volk, daß Tagelöhner, Sklaven, und auch die Armen, gewisse Rechte hatten, auf denen sie bestehen, bei deren Verlezung sie klagen konnten, daß die Polizei darüber wachen mußte, wenn die Rechte eines Thiers gekränkt wurden! Die Erziehungsgeschichte Abrahams, Jakobs, Josephs, wie interessant! wie menschlich und wie göttlich! möcht' ich sagen. Kurz: Alles, was nicht ins Wunderbare fällt, trägt mir so ganz das Gepräge der Wahrheit und der

Weisheit, daß ich es tief verehren muß, blos als Geschichte von den Führungen der Providenz. Und auch das Wunderbare — kann ich wenigstens, als ein mir unbegreifliches Dunkel, respektiren; es empört mich nicht mehr. Ich begreife sogar, daß etwas der Art nöthig war, wenn man den hohen Versprechungen Jesus glauben solte. Wer wolte sich darauf verlassen, daß Jemand sagte, er könne in allen Fällen helfen, wenn er nirgends half; er könne alle Bedürfnisse befriedigen, wenn er Alle in seinen Umgebungen unbefriedigt ließ? Wer wolte einem Menschen glauben, daß er in enger Verbindung mit der Gottheit und einer höheren Welt stehe, wenn er nichts thäte, was von dieser Verbindung zeugt, was kein Mensch, ohne diese Verbindung thun kann? Gewis war es also nicht überflüßig, nicht zwekkos, wenn Jesus solche Thaten that. Außerdem seh' ich allerdings nicht, wie diese Wunder erdichtet seyn konnten, da sie so öffentlich, manchmal vor den Augen seiner Feinde geschahen, da einige sogar von diesen, ordentlich untersucht wurden, und da dieß die, gewis ehrlichen Geschichtschreiber, bald nach dieser Zeit und in je-

ner Gegend ſchrieben, alſo ihren Erzälungen leicht widerſprochen werden konnte und ihnen gewis widerſprochen worden wäre, wenn man es gekonnt hätte. Das Alles weiß ich nicht zu widerlegen: nur das Fremde, allen unſeren Erfahrungen Widerſprechende, iſt mir noch auffallend. Ich kann mich nicht hinein finden. So weit bin ich indeß, daß ich Jeſus weder für einen Schwärmer, noch für einen Betrüger halten kann; und eben ſo wenig für einen Menſchen, der ſich des Leichtglaubens und Aberglaubens bediente, zu Erreichung eines guten Zwecks. Sein moraliſcher Charakter, wie er ſich in der ganzen Erzälung ausſpricht, zeigt ſo viel Geradheit und Offenheit, daß man wol ſieht, bei Ihm habe der Zweck nie die Mittel geheiligt. Was Er von ſeinem Tod und deſſen Zweck ſagt, war mir der ärgſte Anſtos, und iſt es zum Theil noch. Mir iſt und bleibt es empörend, daß ein Unſchuldiger einen ſolchen Martertod ſterben ſolle, damit die Schuldigen nicht als Schuldige angeſehen würden, was ſie doch waren und blieben. Auch muß ich offenherzig geſtehen, daß es mir ſo ſchien, als ob es für viele Menſchen, ſolcher bedeutenden Anſtalten

Weisheit, daß ich es tief verehren muß, blos als Geschichte von den Führungen der Provi-denz. Und auch das Wunderbare — kann ich wenigstens, als ein mir unbegreifliches Dunkel, respektiren; es empört mich nicht mehr. Ich begreife sogar, daß etwas der Art nöthig war, wenn man den hohen Versprechungen Jesus glauben solte. Wer wolte sich darauf verlassen, daß Jemand sagte, er könne in allen Fällen helfen, wenn er nirgends half; er könne alle Bedürfnisse befriedigen, wenn er Alle in seinen Umgebungen unbefriedigt ließ? Wer wolte ei-nem Menschen glauben, daß er in enger Ver-bindung mit der Gottheit und einer höheren Welt stehe, wenn er nichts thäte, was von dieser Verbindung zeugt, was kein Mensch, oh-ne diese Verbindung thun kann? Gewis war es also nicht überflüßig, nicht zwekloß, wenn Jesus solche Thaten that. Außerdem seh' ich allerdings nicht, wie diese Wunder erdichtet seyn konnten, da sie so öffentlich, manchmal vor den Augen seiner Feinde geschahen, da ei-nige sogar von diesen, ordentlich untersucht wurden, und da dieß die, gewis ehrlichen Ge-schichtschreiber, bald nach dieser Zeit und in je-

ner Gegend ſchrieben, alſo ihren Erzälungen leicht widerſprochen werden konnte und ihnen gewis widerſprochen worden wäre, wenn man es gekönnt hätte. Das Alles weiß ich nicht zu widerlegen: nur das Fremde, allen unſeren Erfahrungen Widerſprechende, iſt mir noch auffallend. Ich kann mich nicht hinein finden. So weit bin ich indeß, daß ich Jeſus weder für einen Schwärmer, noch für einen Betrüger halten kann; und eben ſo wenig für einen Menſchen, der ſich des Leichtglaubens und Aberglaubens bediente, zu Erreichung eines guten Zwecks. Sein moraliſcher Charakter, wie er ſich in der ganzen Erzälung ausſpricht, zeigt ſo viel Geradheit und Offenheit, daß man wol ſieht, bei Ihm habe der Zweck nie die Mittel geheiligt. Was Er von ſeinem Tod und deſſen Zweck ſagt, war mir der ärgſte Anſtos, und iſt es zum Theil noch. Mir iſt und bleibt es empörend, daß ein Unſchuldiger einen ſolchen Martertod ſterben ſolle, damit die Schuldigen nicht als Schuldige angeſehen würden, was ſie doch waren und blieben. Auch muß ich offenherzig geſtehen, daß es mir ſo ſchien, als ob es für viele Menſchen, ſolcher bedeutenden Anſtalten

nicht bedürfe, weil sie gethan haben, was sie konnten, und Gott, der sie zu so schwachen, reizbaren Wesen schuf, ihnen gewiß verzeihen wird, wenn sie gegen ihren Willen manchmal fehlten. Ich will Ihnen sogar nicht leugnen, daß ich mich selbst unter diese Menschen rechnete, und keinen Vermittler bei Gott nöthig zu haben glaubte. Freilich, seit ich die Rede las, die der scharfe Sittenlehrer auf einem Berge hielt, und mir's so seyn ließ, als ob Er sie zu mir gehalten hätte, daß' ich diesen Wahn aufgeben müssen; denn ich konnte mir nicht verbergen, daß mein Gewissen, dem Allen Beifall gab. Aber das Mittel, wodurch der Mensch wieder Gottes Gunst erhalten soll, scheint mir noch immer, höchst sonderbar, und der Glaube daran, sogar einschläfernd, also sittenverderblich. Doch: es hat mir auch Manches widersinnig geschienen, was mir jetzt ganz weise und zweckmäßig erscheint. Ich lasse also auch diese Lehre an ihren Ort gestellt, bis mir mehr Licht darüber wird.

Wie heilig sind mir dagegen alle Winke, Aussichten und Darstellungen von jenem Leben, als einer Fortsetzung des jetzigen, von der Lei-

Ach, daß hier in ganz Deutschland angesehene und ordentl. Gelehrte, gelernte Leute, wissen und gewiß sollen, daß man die wiederkäuende Thiere, an denen hier meine Lehre hängt: daß man in Verbindung kommen muß, mit den Thieren, Bedürfnissen der Menschheit! Wie so man kann, von Hunger und Durst Verschmachtende, einen köstlich n Trunk gereicht hätte, so war mir, als ich sah, daß jener meine Richtung, und jener seine Quelle für sich und gefunden hatte; daß Jedes seinen Freunden, die gerne Lagen, widerstehen Bedürfnis kennen wird, so wie Ihre Lehre so manchen gefunden hat, wie sie damals gefunden wurde: daß Sie auch diesen entbehren zu können bedürfen, befriedigten Gelehrten spricht: so sieht mir Ihre wahre, so große göttliche Kraft! Sie sind es auch erkannt, meine Ehre wieder zu finden, die mein Herz eingenommen hat und es mir so schwer macht. Ich muß es ja auch noch so ruhig werden, wie meine Weisheit durch diese Lehre ist, es ist gleich dem Verlust nicht viel. Denn sieht es mir über meine Weisheit, warum wir hier unsere Zeit, und unsere Erkenntnisgabe haben, unsere Glück-

ten wieder finden, und sie auch dort lieben möchten. Ohne Fortdauer unsres Ich, unserer Individualität, ohne Erinnerung an unser jetziges Leben, wäre keine Vergeltung möglich; wir möchten sie nicht als Vergeltung, als Folge unserer ehemaligen Sinnes- und Handlungsart empfinden, sie würd' alle ganz ohne Zweck seyn. Und ohne Vergeltung, — was wäre der Mensch, was wäre Gott? Wir erinnern uns ganz unserer Handlungsart; wie nicht auch unserer Geliebten, unter und mit denen und für die wir lebten? Könnten alle Bilder unsers ehemaligen Daseyns in uns aufbewahrt bleiben, welche hervortreten können, und die die Seeligsten, mit allen Banden zusammenhängenden, als Bilder Vollkommener, wären verlöschet auf immer? Und wenn wir sie noch in uns tragen, werden wir uns nicht nach den Geliebten sehnen, sie aufsuchen in dem weiten Raum der Schöpfung? und sie uns nicht? Und wenn wir einander suchen, werden wir uns nicht finden? Der, der uns zu dem selig machen will, wird Er uns nicht auch die höchste Seligkeit gewähren, — Beisammenseyn mit unsern Geliebten? Das scheint mir als höchst wahrscheinlich

und mein Herz erhob sich diese Wahrscheinlichkeit zu Gewißheit. Aber gerade dieser Einfluß meines Herzens machte mir die ganze Schlußfolge wieder verdächtig. „Was man wünscht, glaubt man so gern' und so leicht!“ sagt' ich mir. „Wir haben hier gar keinen Begriff von unserem Zustande und unserer Empfindungsart in einer höheren Welt, so wenig sich das ungeborne Kind, einen Begriff von seinem Zustande und seiner Empfindungsart machen könnte nach der Geburt, wenn es auch Bewußtseyn hätte. Wer weiß, ob wir dort noch wünschen, was wir hier wünschen; ob uns dort das noch beglücken kann, was uns hier beglückt; ob uns die Gottheit und die Menschheit, das verflossene und das bevorstehende Leben, nicht ganz anders erscheint, wie hier, wo wir von sinnlichen Eindrücken abhangen, wo unsere geistigste Operationen nicht ganz rein von sinnlichen sind.“ — Eine Menge solcher Zweifel kamen mir, und umwölkten mir die schöne Aussicht. Ach! es ist ein großer Unterschied zwischen dem Grad der Gewißheit, bei dem man sich beruhigt, wenn man ohnehin noch ruhig ist, und zwischen dem, der uns genügt, wenn wir Gründe

heit bedürfen, wie Luft, — um fortleben zu können. Schon jezt hab' ich mehr Zutrauen zu einem Ausspruch des Jesus, der mir so tief in das Gemüth redet, und mein Inneres auf eine so eigene, Einzige Art bewegt, als zu all meinen Vermuthungen und Schlüssen, die mir vorher so viel galten. Von dem weiteren Forschen in der Bibel, von Heß, oder anderen Schriften, die Sie mir vorschlagen, und von Ihnen, verehrter Mann, erwart' ich nun noch mehr Aufschluß und Gewißheit, nach der sich mein Wesen unbeschreiblich sehne. Sobald es Ihnen Ihr Amt und Ihre Zeit erlaubt, sagen Sie mir wieder ein gutes, belehrendes, stärkendes Wort. Es soll nicht vergebens geredet seyn.

Sieben und zwanzigster Brief.

Theophan an Külthal.

Brukhelm.

Nein; nicht von mir, oder irgend einem andern Menschen erwarten Sie Aufschluß und Gewißheit, lieber, theurer Mann; sondern von sich selbst, von ihrem eigenen Nachdenken und von der Bibel. Sie wissen genug, um aus sich selbst noch mehr zu lernen. Sie sind zu weit gegangen, um stehen zu bleiben. Wer einmal auf dem rechten Standpunkt steht, aus dem die Bibel angesehen werden muß, der sieht ihre Wahrheit, ihren Werth, ihre Göttlichkeit bald ein, oder er fült sie an sich selbst. Der wahre Standpunkt sind die tiefen, unleugbar in uns liegenden, und durch nichts befriedigten geistigen Bedürfnisse. Kennt man sie nur durch Andere, durch Geschichte, Biographieen, oder durch Menschen um sich her; so sieht der Verstand ein, was man an ihr hat. Regt sich

aber ein solches Bedürfniß in uns selbst; hat man um sich her gesucht, wie und wo es befriedigt werden könnte, und hat nichts gefunden, und findet die vollste Befriedigung in der Bibel, so bald man ihr glaubt: dann bedarf es oft keiner weiteren Gründe. So wie manche Menschen durch den Verstand empfinden wollen, was nichts taugt; so denkt man, möcht' ich sagen, durch sein Herz. Man glaubt der Bibel um seines Herzens willen, um der Ruhe, der Zuversicht, des Muths willen, den sie ihm eingeflößet hat. Freilich darf es bei Ihnen nicht dabei bleiben, und Niemand sollte sich damit begnügen. Man muß sich deutlich bewußt seyn, warum man ihr glaubt, wenn der Glaube fest und unwandelbar seyn soll. Aber man geht mit ganz anderem Ernst und Interesse an die Untersuchung; man läßt sich durch Unbegreiflichkeiten, Scheinwidersprüche, selbst durch Scheinwidersinnigkeiten nicht leicht irren; man hält sich mehr an die lichte, faßliche, auf unser Gemüth vortheilhaft wirkende Seite, die man gefunden hat. Man sieht auf die Bibel, wie auf einen Freund, dem wir schon viel verdankten, an dem wir viele

edle, herrliche Seiten kennen, der aber noch manchmal, auf eine uns unbegreifliche Art handelt. Man denkt: es wird ſich wol aufklären! Ich kann wol warten! In dieſem Fall ſind Sie jezt; und gewis denken Sie auch ſo, und ſprechen nicht zu voreilig ab, über das, was Ihnen noch dunkel oder gar widerſinnig ſcheint.

Nur über die Eine Lehre, woven die Reden Jeſus und die Briefe ſeiner Geſandten voll ſind, über den Zwek und die Wirkungen des Tods Jeſus, mög't ich Sie auf den rechten Standpunkt führen, auf dem Sie mir noch nicht zu ſtehen ſcheinen. Denken Sie vorerſt nicht daran, daß Jeſus oder die Apoſtel uns durch ihre Vorſtellungsarten, auch nur einen Wink haben geben wollen, wie eigentlich der Tod Jeſus zu unſerer Entſündigung habe wirken können, und gewirkt habe. In dieſen Vorſtellungsarten kann ſo etwas nicht liegen, — gerade darum, weil ſie ſo mannichfaltig ſind. Was eigentliches Löſegeld iſt, kann nicht zugleich eigentliches Opfer ſeyn; was eigentliches Opfer iſt, kann nicht zugleich Leben geben. Offenbar ſind es Bilder, um jeden zu beruhigen, der die Folgen ſeiner Vergehungen auf dieſe

oder jene Art empfindet. Es sind Vorstellungsarten für das Herz, und nicht für den grübelnden Verstand, oder die auf ein System losarbeitende Vernunft, wie es überhaupt die ganze Lehre ist. Dem, der sich entfernt von Gott fült, wegen seiner Vergehungen, ist gesagt: du bist versöhnt! Es ist weggenommen, was dich von Gott trennte! Dem, der sich Sklave der Sünde fült und es ist, gilt das Wort: für dich ist ein Lösegeld bezalt! Du bist erlöset! Dies Evangelium ist wahr; aber es wird uns verkündigt, um psychologisch auf uns zu wirken, um neuen Muth und Dankbarkeit und Liebe in uns zu wirken, gegen den, der uns zuerst geliebt, und das Kostbarste, Einzige, was Er hatte für uns hingegeben, und gegen den, der sein Leben, auf eine so schmerzliche, schmähliche Art, aus Liebe zu uns, hingegeben hat. Für den, der es glaubt, sind diese Folgen unausbleiblich, wenn er nur noch ein Mensch ist; daher auch die ganz unleugbare Wirkung, die durch Verkündigung dieser hohen Gottesliebe, auf Tausende der rohesten Menschen erzeugt worden ist. Liebe durch Liebe erzeugt, durch Liebesthat und Liebesopfer, in dem

rettungsloſeſten Elend, Liebe und Sehnſucht, ganz für den zu leben, der ſo liebte, das iſt der Geiſt dieſer Lehre und eigentlich der Geiſt des ganzen Chriſtenthums. Könnte das wol träge machen? Hat Liebe das je gethan? Und was iſts, wenn ein Unſchuldiger ſich für Schuldige, wenn Einer ſich für Alle freiwillig aufopfert? Iſt das nicht mehr geſchehen? Geſchieht es nicht noch jezt? Warum rühmt man Cokles, Codrus, Regulus und findet ihre Handlung edel; warum denn bei Jeſus nicht? Oder ſoll es uns gleichgültiger gegen ſittliche Vergehungen machen, wenn ihre Folgen nur getilgt werden konnten, durch den Tod eines ſo erhabenen Weſens, wie uns Jeſus erſcheint? Würden wir etwa ihre Peſtartigkeit tiefer fülen, wenn ſie uns Gott geradezu, ohne eine weitere Anſtalt vergeben hätte? Fragen Sie ſich das Alles; halten Sie ſich an die Vorſtellungsart der Bibel, daß Gott aus Liebe, den Geliebteſten hingegeben habe für die Menſchen; daß Jeſus freiwillig geſtorben ſey, ein Opfer zu werden für Menſchen; daß Er ſich in innigſter Verbindung gefült habe, mit unſerem Geſchlecht, ſo daß Er mit ihnen fallen mußte,

oder ſie gehoben wurden mit Ihm und durch Ihn; und dann überlaſſe ich es Ihrem eigenen ruhigen Nachdenken, ob dieſe, ſo unausſprechlich wolthätige, ſo allmächtig auf den ganzen Menſchen wirkende, ſo allmächtig ſein Inneres für den Willen des Jeſus, alſo für die reinſte Sittlichkeit belebende Lehre, bei allen ihren ganz begreiflichen Dunkelheiten, noch etwas Widerſinniges habe. Und glaubten Sie auch jezt noch, ſie nicht zu bedürfen für ſich; gewis haben Sie zu viel Liebe für arme Verführte, durch Leidenſchaft, Temperament und Umſtände hingeriſſene Menſchen, als daß Sie ihnen nicht ein Evangelium gönnen ſolten, das ihrem Gewiſſen Ruhe geben und den göttlichen Lebensfunken in ihnen, wieder mehr anfachen kann. Leben Sie wol, und Gott geb' Ihnen bald Gewisheit und Ruhe.

Acht und zwanzigſter Brief.

Acone an Wandulf.

Werdan.

Wandulf; ich habe meinen Edelwald wieder! Hören Sie's? mein Edelwald iſt wieder zurük gekommen. Von dem ſteilen Rigi, aus den gefährlichen Alpenwegen, von dem ſchrekklichen Col de balme, erlöſet von den Schwänzen der Mauleſel und dem Fieber in Chamouny und aus allen Gefahren, die ich nicht weiß, friſch und geſund in meinen Armen, an meinem Herzen, in meinem Herzen. — Doch; da war er ja vorher auch ſchon. Es iſt ein Jubel im Haus, als ob wir aus einem großen Elend erlöſet worden wären. Und war denn auch ſeine Entfernung kein Elend? — doch; ich weiß heute weiter nichts, als das Eine; ich habe keinen andern Gedanken, keine andere Empfindung, als: die: mein Edelwald iſt wieder da! Damit mögen Sie auch vorlieb nehmen. Man kann es auch. Nicht wahr? Nächſtens mehr.

Neun und zwanzigster Brief.

Leone an Wandulf.

Werdau.

(Sechs Tage hernach.)

Jezt hab' ich Ruhe genug in mir, um Ihnen mehr von Edelwalds Zurükkunft zu sagen. O! es kann viel davon gesagt werden; denn es ist eine ganze Geschichte.

Und doch ist das am Unbedeutendsten, was man sagen kann. O, Wandulf! Das Wiedersehen! Wo giebts ein Wort für dessen Seligkeit! Blos in dem Gesicht der Liebenden, sich Wiedersehenden, in ihren verklärten, vergeistigten, durch Wonn. der Liebe ver — verherzigten Augen, mögt' ich gerne sagen, wenn es deutsch wäre; — nur da kann sich etwas ausdrüken, von der Empfindung. Blandau, der zweite hiesige Beamte, der mit mir und den Kindern nach Brügge gefahren war, und in der Ferne zusah, hat, wie er sagt, eine

Skizze von unſerer Zuſammenkunft gezeichnet. Sie mag recht brav ſeyn; denn er iſt ein gemüthlicher Zeichner. Aber was ich in Edelwalds Auge ſah, das drükt kein Kraïon und kein Pinſel aus. Bei dem Wiederſehen ſieht man mit anderen Augen, hört mit anderen Ohren, fült mit einem andern Herzen, oder vielmehr: das nemliche Herz fült mächtiger, als es je vorher gefült hatte. Wir kennen den Geliebten, ſeinen Werth, ſeine Herrlichkeit, wie wir ſie nie kannten, und wir kennen uns ſelbſt nicht. Uns iſt eine neue Offenbarung geworden über ihn, und ein neues Leben in uns. Wenn es den Auferſtandenen, die ſich wiederfinden, dort noch beſſer iſt; ſo ſind es freilich „Freuden, die noch nie in eines Menſchen Herz gekommen ſind", wie irgend Jemand in der Bibel ſagt; denn ſchon dieſe faſſet das Herz kaum.

Doch: was ſollen Ihnen alle dieſe elenden Worte, und Wendungen, die man nur häuft, weil man die rechten nicht finden kann, weil es keine rechte giebt. Laſſen Sie mich hübſch proſaiſch erzälen.

Edelwald hatte mir von Baden aus, geſchrieben, daß er an einem beſtimmten Tage

dort abreiſen und mir jeden Ort beſtimmt, wo er über Nacht bleiben werde. Darauf gründete ich einen Plan des Entgegenkommens, der Ueberraſchung, einen Wonne- und Jubelplan, der mir ſchon einen Vorſchmak der Wiederſehensherrlichkeit gab. Ich theilt' ihn den Kindern mit, und ſie jubelten jeden Tag und den ganzen Tag darüber. Eduard legte ſchon am Morgen des vorhergehenden Tags, alle ſeine Kleider zurecht; es war ihm, als würde die Zeit ſchneller kommen, wenn er ſich früher fertig machte. Mir ſelbſt wars nicht viel anders; denn bei allen recht menſchlichen Freuden werden wir wieder Kinder. Auch dieſes Himmelreich gehört ihnen. Wandulf, das Entgegengehen iſt eine langſame Himmelfahrt, ſo wie das Begleiten von Geliebten eine langſame Höllenfahrt. Endlich erſchien der Tag. Wir fuhren ſehr früh von hier aus. Unſer Kutſcher (gewöhnlich Großknecht genannt) hatte ſich zu einem Poſtillon, und unſere vier beſte Akerpferde, zu einem Poſtzug beſt-möglichſt ausſtaffirt. Blandau hatte mich ſchon den Tag vorher gefragt, ob er nicht die Freude haben könne, den Herrn Oberamtmann auch zu empfan-

gen; und als er meine Verlegenheit bemerkte, — Sie können denken, daß ich nicht gern' einen Dritten zwiſchen uns haben wolte — hatt' er gleich hinzugeſezt, daß er von Brügge aus, nach Göttingen reiſen wolle, um einige Freunde zu beſuchen. Der Amtsdiener hatte mich um die Erlaubniß gebeten mitzufahren, weil uns doch unterwegs — etwas zuſtoßen könnte. Das Kindermädchen fand ihre Gegenwart auch ſehr nöthig, weil ich mich doch mit Louy nicht abgeben könne, wenn der Herr Oberamtmann angekommen ſeyen. Ich verſtand ſie Alle, und nahm ſie Alle mit. Wer glücklich iſt, beglückt auch gern. Vor Brügge, in den ſchönen Anlagen des Poſtmeiſter, auf der Anhöhe, die ſich an der Landſtraße herzieht, wolten wir ihn empfangen. Eine ſolche Szene gehört ins Freie, unter Gottes Himmel. Dort ſtiegen wir aus. Wir warteten und warteten; die Kinder konnten es kaum erwarten, und ich war auch ein Kind. Endlich, nach manchen Reiſewagen, in denen er nicht war, kam Einer, in dem er' war, — wirklich war. Mein ſcharfes Aug entdekt' ihn bald, und Eduards lauter Ruf: „der Vater! der Vater!“ und der Domeſtiken

Geſchrei zeigte mir bald, daß ihn auch die Uebrigen erkannt hatten. Er war allein; ſein Freund war in Frankfurt geblieben. Wir lieſſen den Wagen nahe heran fahren, und nun riefen wir: „Edelwald, Vater, Herr Oberamtmann“ und ſtürzten Alle hervor. Das war ein Empfang! — Edelwald war entzükt, aber ſprachlos. Ich hörte ſein Herz laut pochen, und fülte es, als ich an ſeinem Hals hieng. Eduard hatte ſich an ihm hinaufgeklettert, und lag wirklich an ſeiner Wange, das Kindermädchen hatte die Kleine auf den Arm genommen, weil ſie unaufhörlich rief: „heb' mich herauf.“ Sie hatte die andere Wange in Beſiz. Blandau ſtand beſcheiden, in einiger Entfernung, der Amtsdiener rieb den Hut zwiſchen den Händen, in einer Stellung, als wenn er in der Kirche betete, und der Kutſcher war vom Pferd geſtiegen, hatte den Hut unter dem Arm, und inſtinktmäßig, die Leitriemen in der Hand behalten. So näherte er ſich der Gruppe, und die Pferde lenkten um, ihm nach, als wolten ſie ihren Herrn auch bewillkommen. Ach Gott! wie war mir! Wie wars uns Allen! — So wird es uns einſt ſeyn!

Wiederfinden, Wiederſchauen,
Derer, die des Todes Grauen,
Die des Vaters Wille ſchied;
Wiederfinden, Wiedergrüßen,
Innig's Herz in Herz zerfließen,
Deine Wonne ſingt kein Lied.

Wie tief fül' und fül' ich die Wahrheit dieſes Worts! Wir frühſtükten in dem ſchönen Boſtet, ſezten uns in die Wagen und fuhren zurük. In Werdau mußten wir ausſteigen, damit die Leute Edelwalds Hand drüken, ſchütteln, küſſen, oder wenigſtens, zu küſſen verſuchen konnten. Was iſt es doch, wenn ein Menſch geliebt wird und Zutrauen einzuflößen weiß! Er iſt der Einzige Regent; denn er regiert nicht über Sklaven durch Furcht, ſondern über freie Menſchen, wie man allein über ſie regieren kann. Ich leg' Ihnen noch ein Stück aus Edelwalds Tagebuch, und einige allgemeine Bemerkungen bei, die er, beſonders in der Schweiz, gemacht hat. Leben Sie ſo wol, wie wir. Das iſt viel gewünſcht!

Morgenfahrt, von Konstanz nach Stein am See.

Ja, diese Fahrt muß einen eignen Abschnitt haben, wie sie auch Einzig in ihrer Art war. Der Weg führt fast immer an dem Zellersee, und am Rheinufer durch den schönsten, fruchtbarsten Theil des Thurgau. Man fährt durch lauter volle Obstbäume, die zum Theil über die Landstraße hinaus, zum Theil in dem See gestützt sind, mit ihren Zweigen in den See oder Rhein hängen. Zur Rechten ist der Zellersee, die Insel Reichenau; (2 Stunden lang und 1600 Einwohner) das unaufhörlich in das Hellgrüne, Azurblaue und Violet spielende Wasser, die schönen und besonders diesen Morgen so treflich beleuchteten Ufer mit den vielen Dörfern, reichen Feldern, Weinbergen; zur Linken romantische Felsenpartieen mit Weinreben angebaut, darüber Tannenwälder, die durch ihren

dichten Schatten einladen; die alten Schlösser, Mamre, Sakenſtein und Sandek, die auf der Höhe, äußerſt kühn liegende Hohentwiel, und Steinerklinge, die man vor ſich ſieht, und im Hintergrund die blauen Gebirge des Schwarzwalds — das Alles geſehen, gefühlt, genoſſen, in einem offnen Wagen, umfächelt von kühler, herrlicher Morgenluft; — es hob und ſpannte und elektriſirte nicht, es verſezt in eine ſo ruhige milde Stimmung; ich ſchmiegte mich ſo ſanft, und doch ſo warm an den Buſen der Natur; war ſo vertraut mit ihr, und ſie mit mir, daß es ſchwerlich auf hohen Bergen, und bei großen Naturſzenen, einen reineren, ſtilleren Genuß geben kann. An den großen Ausſichten könnt' ich mich überſättigen, und nicht, was der Menſch genießt, ſondern, was er verdaut, das nährt ihn. Dieſer Genuß ermüdet nicht, er ſtärkt. Ich beſinne mich kaum, daß die bloße Natur mir ſo wol gemacht hätte, als dieſen Morgen. Ach! ſie ließ ſich auch in der pomphaften Schweiz zu einem ſchwachen Erdenſohn herab, wie ſich ein Gott herabläßt; und ſprach mit ihm, traulich und menſchlich, wie Gott mit den Menſchen ſprach. Und ich ver-

ſtand ſie, koſete mit ihr, und mir war's, wie dem Elias, der in dem ſanften Wehen, Gottes Stimme gehört hatte.

Ich ſah die treflichen Folgen von zwekmäßiger Jugendbildung, und auf welchem natürlichen Wege ſie geht, und wie ſie von den einfachſten Menſchen ausgeführt ward. Ich ſah, wie ſich Kopf und Herz im ſchönſten Verhältniß entwikelten; wie die jungen Menſchen richtig denken lernten, weil man ſie im richtigen Anſchauen übte, daß ſie richtiger dachten, weil ſie inniger fülten, und inniger fülten, weil ſie richtiger dachten. Und wie manchmal hätt' ich alle Väter und Mütter herbeiführen, und ihnen ſagen mögen: O! bildet doch von der früheſten Jugend an, an Euren Kindern. Benuzet doch ihre Wißbegierde, ihre Sinne, ihren Nachahmungstrieb, um ſie richtig ſehen, genau beobachten und beſtimmt bemerken zu lehren. Mütter; gebet ihnen Anſchauung von Liebe, damit ſie lieben; übet ſie im Vertrauen, damit ſie vertrauen lernen. Und ſo leitet ſie zur Religion, die ja nichts anders als Vertrauen und Liebe zu dem Vater im Himmel;

leitet ſie zu Chriſtenthum, das ja nichts anders, als Vertrauen und Liebe zu Chriſtus, dem ſichtbaren Stellvertreter dieſes Vaters iſt.

Ich ſah die ſchönſte, lieblichſte, und die größte, erhabenſte, ſchauerlichſte Natur, in den mannichfaltigſten Abwechſelungen und Abſtufungen, und meine Seele wurde hinauf gehoben zu ihrem Schöpfer. Ich dankt' Ihm für alle dieſe Herrlichkeit, und für die Gelegenheit ſie zu ſehen, und beſonders für dieſen Sinn, für dies Herz, das ſie verſtehen und empfinden kann. Und ich dacht' an Dich, meine Aeone! Aber wie manchmal, auch wenn ich gerad' in der erhabenſten, größten Natur, die rohesten Menſchen fand, hätt' ich Manchen hinführen, und ihn aufmerkſam darauf machen mögen, wie wenig die bloße Natur den Menſchen zur Religion leiten, wie wenig ſie ihm Offenbarung, Unterricht von Gott erſetzen kann. Doch wie manchmal, wenn Naturherrlichkeit mich durchbebte, wenn ich mich ſo ſeelig fülte, und doch zugleich ſo fromm; da empfand ich auch, wie die Natur noch ſo ganz anders auf den Menſchen wirkt, als die Kunſt, wie ſie den Men-

ſchen, der Gott ſchon kennt, zu Gott erhebt; wie ſie ihm Gott vergegenwärtigt, und wie er dann wandele im Angeſicht Gottes. Ich hätt' alle meine Bekannte hinführen mögen zu jenen Bergen und Seen, und zu jenen lieblichen Thälern, damit ihr Herz eingeſtimmt hätte in des heiligen Dichters Ausruf: „Herr, wie ſind Deine Werke ſo groß und viel! Alles iſt mit Weißheit geordnet! die Erde iſt voll Deiner Güte.“ O! wenn ich ſah, wie die ungeheuren Naturkräfte gelenkt und im Zaume gehalten werden von dem Allmächtigen, daß ſie nicht zerſtören, da ſie jeden Augenblik zerſtören könnten, wie dieſe Eismaßen und Felſen an Orte hinfallen, wo ſie wenig oder gar nicht ſchaden können: dann blikt' ich hinauf zu dem Allmächtigen, und traut' es Ihm kindlich zu, daß er auch zu der alleszerſtörenden Gewalt ſagen werde: „bis hieher und nicht weiter!“ Und ich hätte ſo gerne Jeden hingeleitet, zu eben dieſem Glauben. Oft ſah ich, wie grüne, treffliche Baume aus trokenen Felſenritzen herausgewachſen waren, in der Erde keine Nahrung fanden, ſondern allein durch die Blätter, aus der Luft, gleichſam vom Himmel genährt wurden. Und

wie wurde mir's da ſo lebendig, daß der Menſch nicht allein vom Brode lebt, ſondern von jedem Worte Gottes; daß, wenn auch dem Tiefgedrükten alle Erdenſtüzen entzogen werden, daß er doch Stüze, Nahrung, Belebung findet, von oben herab, und beſſere als ein Anderer bei Menſchen finden kann. Und ich häte' alle Tiefgedrükte, Verlaſſene hinführen mögen zu dieſen Bäumen.

Ich hörte in mehreren Kirchen jenes, mit Wundern der Natur geſegneten Landes, einen einfachen, vierſtimmigen, und ſo wolklingenden, harmoniſchen Geſang, daß mein Geiſt dadurch mächtig erhöhet, und mein Herz geöffnet und belebt, daß mein ganzes Weſen auf die wolthätigſte Art geſtimmt wurde, zum Anhören deſſen, was der Prediger ſagte. Und offenbar wirkte der Geſang ähnlich auf die ganze Verſammlung. Eine feierliche Stille herrſchte durchweg, während des Vortrags. Faſt alle Augen waren auf den Prediger gerichtet; und ſchon unter dem Geſang floß manche Thräne, die von Rührung des Herzens zeugte. Du denkſt Dir leicht, daß ich auch an dieſe Kirche,

auch an unsere Gottesverehrung dachte. Wenn wir doch auch einen ähnlichen Gesang, wie diese unsere Brüder hätten! Was sie so wohlthätig zum Anhören der Predigten stimmt, würde ja auch uns stimmen! Was ihr Herz in Bewegung sezt, würde ja auch uns nicht kalt lassen. Wir haben ja ein Herz, so gut wie jene! Was ihnen möglich war, muß ja auch wol uns möglich seyn, wenn wir es recht und anhaltend wollen. Ich nahm mirs vor, als Beamter dazu mitzuwirken, so viel ich kann.

In manchen Kirchengebeten jenes Landes, hört' ich am Schluß ein Wort, das meinem religiösen Sinn wol that. „Betet für mich," sprach der Prediger; „ich will auch für Euch beten!" Dies erinnerte mich an die Fürbitten der Christen für einander, an ihre natürliche Entstehung, an ihren Geist und ihre Folgen. Mich dünkt, nichts ist natürlicher, als daß wir bitten für die, die uns nahe und lieb sind. Wenn wir sehen, daß sie etwas bedürfen; wenn wir es ihnen gerne geben mögten und es ihnen nicht geben können; — wenn uns der Gedanke kommt, sie könnten wol verlieren was sie ha-

den, und wir doch nicht im Stande sind, es ihnen zu sichern; so müßten wir ja gar keinen Glauben an das Gebet, oder keinen Glauben an Gottes Macht und Liebe haben, wenn wir nicht für sie beteten. Aus der Liebe zu Andern, aus dem Gefül ihrer Bedürfnisse, und eigner Ohnmacht, aus dem Glauben an Gott, als erhörenden Vater, fließet natürlich Fürbitte. Wenn ich für einen Geliebten nichts mehr thun kann, und einen Gott kenne, der Alles kann; so erhebt sich mein liebendes Herz ganz von selbst zu dem Gebet: gieb Du ihm doch, was ich ihm nicht zu geben vermag! Und eben so natürlich ist es, daß man Andere um ihre Fürbitte bittet. Wenn man so Manches bedarf, was nur Gott geben kann; wenn man weiß, daß Er es dem glaubigen Gebete geben werde; und seine Schwäche, seinen Kleinglauben fült, wie drängt es uns da, jemand um seine Fürbitte zu bitten, den wir für stärker und glaubiger halten, als wir selbst sind! — Diese innere Gemeinschaft vor Gott, dieser Geschwistersinn hat denn auch die gesegnetsten Folgen für den Christensinn. Er fließt aus Vertrauen, und nährt Vertrauen; fließt aus Bruderliebe, und nährt

Bruderliebe. Fürbitte knüpft es fester, das wolthätige, geistige Band, das zwischen Christen und Christen, zwischen Christen und Christus seyn soll. Aber m. L. wir müßten auch von Herzen für Andere beten, wenn wir zur Fürbitte aufgefordert werden. Dies geschieht bei jeder öffentlichen Gottesverehrung. Wir sollten nicht unsere Aufmerksamkeit darauf richten, für wie Viele und für Wen wol gebetet werde, sondern selbst für sie beten, mit christlicher Bruderliebe und christlichem Sinn. Wir sollten es nicht dabei bewenden lassen, Andere zur Fürbitte für uns aufzufordern; sondern selbst für uns, und unaufgefordert, aus freiem Triebe der Liebe, auch für Andere beten! Sonst entfernen wir uns von Gott; sonst gewöhnen wir uns an den Wahn, daß Andere etwas für uns thun könnten, was wir selbst doch thun sollen. Die Gemeinde solte nicht blos ihre Prediger auffordern, für sie zu beten; sie solt' auch für die Prediger beten; denn wahrlich! sie bedürfen Weisheit, Kraft, Muth und Leben, um es recht zu führen ihr Amt. Aber wir solten auch nicht blos Fürbitte für Andere thun, sondern auch Andere

um ihre Fürbitte erſuchen. Es ſcheint einen gewiſſen Vorzug voraus zu ſetzen, wenn man für den Andern bittet. Es iſt, als erwarte man eher Erhörung, wenn man ſelbſt betet, als wenn der Andere bete. Bittet man alſo Andere nie um ihre Fürbitte; ſo wird man leicht zum Stolz verleitet, der allen Chriſtenſinn tödtet. Nein, beides muß zuſammen ſeyn. Im Gefül unſerer Gleichheit vor dem Erhabenen, muß der Chriſt ſagen: „bitte du für mich; ich will auch für dich bitten.“

Ich ſah Menſchen, die kein Familienband und kein anderes Band zuſammenhielt, und die doch ſo innig feſt mit einander verbunden waren, die ſich ſo herzlich liebten, ſich ihres Zuſammenſeyns ſo innig freuten, Freud' und Leid ſo treu miteinander trugen, wie es die nächſten Verwandten, die wärmſten Freunde ſonſt nur thun. Und dies Band war nichts anders, als Liebe zu Jeſus und zu ſeinem Evangelium. Auch mich ſchloſſen ſie gleich in ihren Kreis, ob ich gleich keinen unter ihnen kannte; ſie nahmen mich mit einer Liebe auf, die auch meine Liebe belebte, und ich fülte meinen Chriſten-

sinn durch sie gestärkt und belebt, wie er selten durch etwas Aeusseres belebt worden ist. O! dacht' ich, wenn doch die warmen Christusverehrer an allen Orten, sich so zusammenhielten, sich so verbänden in Liebe, und sich gemeinschaftlich stärkten in ihrem Christensinn! Wenn sie doch auch, wie jene Leute zusammen kämen, die Bibel besser zu verstehen, und ihr eignes Herz, und den Weg zu ihrer Besserung, und die mancherlei Irrwege, die davon abführen! Es wäre ja da von Sektenwesen nicht die Rede! Die Christen könnten verschieden denken über manche einzelne Wahrheit des Christenthums. Nichts Aeusseres dürfte sie bezeichnen und auszeichnen. Nur Vertrauen und Liebe zu dem Herrn; nur brüderliche Liebe müßte sie verbinden! Weit davon entfernt, einen gewissen Dünkel in sich zu nähren, als ob sie etwa besser als Andere seyen, müßte der ächte Geist der Demuth sie täglich mehr belehren: Weit davon entfernt, ihr Christenthum in eine gewisse Empfindelei zu setzen, und darüber unthätig zu werden, müßten sie sich stärken in dem Triebe, zu wirken, dieweil ihr Tag ist, so wie ihr Herr, treu zu brauchen ihre Zeit,

ihre Kräfte und jede Gelegenheit, ſo wie Er. Gewiß würde dadurch ihr Chriſtenſinn, und ihre Liebe zu dem Großen, Einzigen gewinnen, die der Grund aller Sittlichkeit des Chriſten ſeyn ſoll.

Dreißigster Brief.

Maydorf an Edelwald.

Frankfurt.

Du wirst jezt schon längst wieder bei Deiner Aeone seyn, und Dich von den Ermüdungen der Reise in ihren Armen und an ihrem Herzen erholt haben. Ich treibe mich noch unter fremden Menschen herum, sehne mich aber herzlich nach Wesen, die mir näher sind. Und doch reut es mich nicht, bis jezt hier geblieben zu seyn. Nicht nur des Theaters willen, wiewol es ziemlich gut ist. Auch nicht wegen der Gesellschaften, ob ich sie gleich weit gebildeter und geistreicher finde, wie ehemals. Aber ich habe Einer Feierlichkeit beigewohnt, die mich mehr interessirte, als alle Lust-, Sing- und Trauerspiele, die man auf einem Theater geben mag. Es war die Todtenfeier eines reichen Kaufmanns, Namens Bernard, in Offenbach, einem schönen Flecken, eine halbe Stunde

von hier, über deſſen Wolthätigkeit, Dienſtfertigkeit und thätige Menſchenliebe nur Eine Stimme war. Sie wurde nicht acht Tage, ſondern ein Jahr nach ſeinem Tode gefeiert, und mit einer Rührung gefeiert, als ob er erſt geſtern geſtorben wäre. Dabei war die Feier äußerſt anſtändig und zweckmäßig. Das kleine, meiſt durch ſeinen Betrieb erbaute Theater, das durch die Todtenfeier zugleich eingeweiht werden ſolte, war ſchwarz dekorirt. Eine weiße Aſchenurne ſtand in der Mitte, auf einem Poſtament; in dem Hauſe herrſchte eine Todtenſtille. Es wurde von Freunden und Freundinnen des Seeligen, eine, von dem bekannten Tonkünſtler Andre rührend komponirte Kantate geſungen, die auf Alle, die den Edlen gekannt hatten, mächtig wirkte, und ſogar auf mich, dem er unbekannt war. Jezt trat ein ſchwarzgekleideter, ältlicher Mann, (ich hörte, es ſey ein angeſehener, ausländiſcher Geiſtlicher) langſam und feierlich auf, und redete. Ich habe durch die dritte, vierte Hand, eine Abſchrift der Rede erhalten, und lege ſie Dir bei. Wie er ſprach, weiß ich warlich! nicht. Ich hörte nur, daß er mit der tiefſten Rührung ſprach.

und allgemeine Rührung erregte, wozu freilich schon Alles durch den Anlaß selbst, und durch die Kantate gestimmt war. Auch mich stekte die allgemeine Rührung an. Meine Thränen flossen häufig; aber ich sage Dir, mir ist bei allen Freudenfesten nicht so wol gewesen, als bei diesem — Thränenfest. Zum Schluß wurde noch das bekannte:

„Auferstehn, ja auferstehn wirst du mein Staub" —

vierstimmig und mit sanfter Rührung gesungen. Ich vergaß, zu sagen, daß fast die ganze Gesellschaft schwarz gekleidet, gewißermaßen in Trauer war. Die Wittwe war, wie natürlich, nicht gegenwärtig; sie soll aber eine ansehnliche Summe für die Armen, an die Unternehmer geschikt haben, was ganz im Geist ihres verklärten Gatten war.

Es ist wirklich ein, in seiner Art Einziger Genuß, wieder einmal von einem Manne zu hören, der wirklich in unserer Zeit gelebt und so gehandelt hat. Daß er den Armen jährlich eine beträchtliche Summe widmete, will ich ihm nicht zum Verdienst anrechnen; denn er war sehr reich. Aber wenn er Kinder er-

ziehen ließ, ſo ſah er ſelbſt nach, ob ſie gut verpflegt und erzogen wurden; wenn er für Kranke, Arzt, Arzenei und geſunde Koſt bezalte; ſo war er manchmal ſelbſt in der Krankenſtube, und fragte nach der Verpflegung; wenn er junge Handwerker unterſtüzte, ſo unterſucht' er auch, ob ſie ordentlich arbeiteten, haushielten und die Unterſtüzung gut anwendeten. Das iſt eigentlich die wahre Wolthätigkeit! Dabei war es ihm nicht genug, Leiden zu lindern, Mangel zu ſtillen, fortzuhelfen denen, die nicht fortkommen konnten. Es lag ihm eben ſo ſehr an, Freude zu machen, ſeinem nahen und ferneren Kreis und dem ganzen Publikum. Da ſcheut' er keine Mühe; da konnt' er ſelbſt mit arbeiten, daß ihm der Schweiß ausbrach. Und da hatt' er eine Gewandheit, eine Anſtelligkeit, wie wenig Andere. Man hat mir davon eine Menge Anekdoten erzält, die Alle von dem Einen Sinn zeugen, wol zu machen, rings um ſich her. Auch wurd' er ſo allgemein geliebt, daß faſt Alles aus dem Fleken, Juden und Chriſten, ſeiner Leiche folgte, und kaum von dem Grabe wegzubringen war, als die Sturmgloke Feuer

verkündigte. Im Innern des Menschen ist doch immer etwas, das Edelsinn und Menschenliebe schäzt; selbst der Unedle, der Egoist schäzt sie, und das ist allverständlicher Wink, wozu wir organisirt sind.

Baillot, Esplandins Reisegefährte, ist von Paris zurük gekommen, und hat mir mit sichtbarem Schmerz erzält, wie tief sich Esplandin, in Ausschweifungen stürze, welche Summen er verschwende, und wie er immer mehr, den Sinn für das Große und Schöne verliere, der ihn sonst so zierte, ihn vor jeder groben Ausschweifung bewahrte, und wirklich sein guter Genius war. Auch dieser Genius wendet sich von ihm. Schon auf unserem Durchflug durch die Schweiz bemerkt' ich, daß ihn kein Naturreiz mehr anzog. Wenn die paradisischsten, erhabensten Gegenden vor uns lagen; so sagt' er wol: „pittoresk! gut gruppirt!" oder so etwas; aber bald gähnt' er Alles an, und schimpfte über die üblen Wege und das ungemächliche Fuhrwerk. Der schönste Wasserfall erinnert' ihn an eine Flasche guten Champagner, und jede Erkursion von der großen Straße, so viel Genuß sie auch gab, welche himmlische Aussichten

ſie auch darbot, machte ihn übler Laune, weil er kein ordentliches dejeuner à la fourchette bekommen konnte. Ich war ſeiner Geſellſchaft herzlich müde, ſo unterhaltend er ſonſt iſt. In Genf lebt' er wieder auf. Da gabs Theater, Theaternymphen und andere, Consommés, feine Liquörs und Champagner. In Paris beſtimmt' er den Vormittag zum Beſuchen der Kunſtwerke, und wir beſuchten ſie gemeinſchaftlich. „Am Morgen nähren wir den Geiſt, der Reſt des Tags iſt für den Körper," ſagt' er. „So will es die Natur!" Aber ſeine Natur wollt' es bald anders. Die feinen Soupers, denen er beiwohnte, die er zum Theil ſelbſt gab, verzogen ſich ſo tief in die Nacht, daß er ſpät aufſtand, langſam frühſtückte, alſo noch ſpäter ausgieng. Ermattet, mußt' er ſich bald in einem Kaffeehaus reſtauriren, und ſo wurde wenig und immer weniger geſehen. Ich mußte mich von ihm trennen und meinen Kurs allein machen. Nur von Zeit zu Zeit traf ich ihn noch im Musée Napoleon oder im Theater. Doch beklagt' er ſich jedesmal, daß wir uns ſo wenig ſähen, und gab mir einige Rendez-vous, in einem Kaffeehaus. Ich hörte, daß

er meist ein Theater besuche, das man nicht um des Schauspiels willen besucht; einige Landsleute sagten mir am Ende gar, daß er eine Schauspielerin unterhalte; sein Aussehen zeigt wenigstens den bon-vivant, oder vielmehr den mal-vivant kenntlich genug. Auf der Reise sagt' er mir, daß er einen Kontrakt von 20,000 Livres habe; aber diese müssen längst durchgebracht seyn, und ich begreife nicht, woher er das Geld zu Befriedigung seiner Lüsternheit und Eitelkeit nehmen mag. Wirklich sollte man die gute Amala vor dem Lüstling warnen, der gewiß nicht auf halbem Wege stehen bleibt, sondern ein völliger Wüstling wird. Sinnlichkeit und Eitelkeit, denen man sich überläßt, verderben den Menschen von zwei entgegengesetzten Seiten. Eine frißt immer das an, was die andere gesund läßt, und wenn sie ihr Werk vollendet haben, so steht ein ausgemachter Taugenichts da. Wirklich sollte man die gute, unschuldige Amala vor diesem Menschen warnen, der kaum vor fünf sechs Jahren ihrer werth war, da ihn seine Sinnlichkeit nur manchmal überwältigte, und es jetzt durchaus nicht mehr ist. Man möcht' ihr bestimmt voraus sagen,

Lieg er so englisch wollen euch; und so wird es gewiß sein, wenn ich so gedenke. Ich Du es thun will, und ich Dir Ehrlichkeit. Vergiß es nicht, daß Dein Herz gerne rasch bei der guten Sache ist.

Rede

zur Erinnerung an das Fest der Geburt Unserer Heiligen, an Freitag, gehalten an Jahrestag dieses Fest.

Es war auch ein Mensch — ehe sie da sein war, war Jesus bei Gott der Schöpfer der Menschen schon Vater, da der Himmel war Engel, der Menschen an Menschen, der Cherubim die Engel, der Seraphinen an Seraphinen, da der Himmel an Himmel, der Gnaden — war? Es hatte seine Zeit,

— [illegible] [illegible] [illegible]

im innersten Herzen, ist uns heiliges Pfand, daß er liebt, daß Er lebt. Eine ausgeklügelte Ver-[illegible] liebt man nicht; und das Herz weiß wol, was es will, wenn es liebt, oft besser als der Kopf, wenn er denkt. Ja, alter Verklärter, du hörst wol, du siehst und verstehst die Thränen, die wir dir nachweinen; daß wir nicht dich beweinen, sondern uns. Du verstehst das Andenken geläuterter Liebe, das heut' an so vielen Orte, die dein Bild schmückt, deine geliebte Hand gelegt hat. Dir entgeht sie nicht, die wehmüthig-dankbare Erinnerung eines Mannes, dem du auch so manchen Beweis deiner [illegible] Liebe gabst.

Aber dabei muß es nicht bleiben; durch bloße Worte, Rührung, Thränen, muß Verewigte Andenken am würdigsten geehrt werden. Von seinem schönen Leben rührend reden und singen, sich das Herz in Bewegung setzen oder setzen lassen, ist eine Dankbarkeit seiner nicht werth. Bei ihm war nichts, bloß Wort, Empfindung, Thräne. Alles wurde zur That. So muß es auch bei uns seyn. An ihm haben wir gesehen, was Dienstfertigkeit, Gefälligkeit, Wohlthätigkeit, mit Einem Wort, Hu-

manität, Menſchenliebe vermag, und was ſie wirkt; wie freiwillig, allgemein und dauernd ſie iſt: die liebevolle Verehrung, die man dieſer Tugend darbringt. Noch lebt das Andenken dieſer Tugend in uns, wenn auch der Menſch, der ſie übte, uns nicht mehr ſichtbar iſt. Im Gegentheil! Er lebt ein ſchöneres Leben. Die Perle der Tugend, auf den ſchwarzen Sammtgrund des Grabs geſtikt, zeigt ſich in ihrer ganzen Reinheit, in ihrem ganzen Werth, Nachahmung ſeiner Humanität ſey alſo der wahre Zwek dieſer Gedächtnißfeier, der ächte Beweis unſerer Dankbarkeit und Liebe zu Ihm. Wir können nicht Alles, was Er konnte; aber wir können viel, wenn wir nur und ganz ſo wollen, wie Er, und unſere Kräfte ſo brauchen wie Er. Jede Ihm nachgeweinte Thräne ſey denn befruchtender Thau für den ſchönen Baum der Humanität, deſſen Wipfel ſich über die Wolken hebt. Wie wir uns vereinigten zur Feier ſeines Todes: ſo wollen wir uns vereinigen zur thätigen Feier ſeines Lebens! Sein Gedächtnißfeſt ſey ein Bundesfeſt zu thätiger Menſchenliebe, im weiteſten Sinn des Worts.

Sicher macht Ihm das große Freude. Sicher dankt Er uns einst dafür, als für die schönste Frucht seines Lebens. Denn — Bernard lebt ja! Und, wir sehen ihn wieder! Wie aus einer unsichtbaren Welt tönt es uns herüber, gerad' an diesem Tage: *)

Auferstehn wirst du, mein Staub: ja, auferstehn. Und unser Herz sagt: Amen.

*) Es war der Ostertag.

Ein und dreißigster Brief.

Edelwald an die Fräulein Amala Lindow.

Werdau.

Ich bin nicht so glüklich, Ihnen, mein gnädiges Fräulein, genau bekannt zu sein. Vielleicht haben Sie Mühe, sich aus Hannover her, des Manns zu erinnern, der sich gewöhnlich in dem Br— und W—ischen Zirkel fand, und Ihnen einmal, entzükt von Ihrem ausdrukvollen Spiel, eine neue Beethoven'sche Sonate gab, die Ihren Beifall in so hohem Grad erhielt. Indeß weiß ich genug von Ihnen, von Ihrem zarten Sinn, und von der heiligen Tiefe Ihres Gemüths, um mich für Sie zu interessiren, für die Glükseeligkeit Ihres Lebens.

Ja; glauben Sie mir: es ist von nichts Geringerem die Rede; nichts Geringeres zu verlieren, sind Sie in Gefahr.

Sie sind, wie ich höre, im Begriff, sich

mit dem Major Eſplandin zu verbinden, der jezt in Paris iſt. Man ſagt ſogar, daß der Ehekontrakt ſchon gemacht worden ſey, eh' er die Reiſe nach Paris angetreten habe. Ich kenne dieſen Eſplandin ſeit vielen Jahren. Er hat viele liebenswürdige und manche achtungswerthe Eigenſchaften; die lezteren, wenigſtens gehabt; denn ich muß Ihnen ſagen, Gnädige, daß er ſich ſehr zu ſeinem Nachtheil verſchlimmert hat. Das Haller'ſche:

Freund; wer ein Laſter liebt, der liebt die Laſter Alle

iſt bei ihm — zwar noch nicht ganz in Erfüllung gegangen, aber es iſt ſicher auf dem Weg, erfüllt zu werden. Sie, mit Ihrem Herzen verſtehen zwar gewis nichts von dem heilloſen Zuſammenhang der Laſter, kaum etwas, von dem, ſich immer feſter knüpfenden Zuſammenhang der Tugenden. Der Prinz Ligne ſagt mit Recht: s'il en coute, pour etre vertueux, on est bien mal né; und das iſt wirklich Ihr Fall nicht. Aber eben deßwegen wird es Ihnen ſchwer halten, etwas Uebles von Anderen zu glauben, und am wenigſten, von dem, den Sie lieben. Einem Weſen, dem das

Gute, so natürlich, wie das Athmen ist, muß dieß nothwendig auch von Anderen erwarten. Und doch ist es wahr, was ich von Esplandin sagte. Er hat sich seiner Sinnlichkeit und Eitelkeit ganz hingegeben; er wird Sie sicher unglüklich machen, — Sie, mit Ihrem zarten Sinn, mit Ihrem weichen, sanften Gemüth, mit der Liebe im Herzen, die „Alles glaubt, Alles hofft, Alles duldet.“ Eine andere, männlich-festere, im Nothfall sich widersezende, imponirende, wol gar drükende, vielleicht nicht, oder weniger. Ich kann dieß voraus sagen, mit einer Wahrscheinlichkeit, die an Gewisheit gränzt; denn ich kenne Esplandin genau. Wir haben miteinander in Göttingen studiert; er war mein Freund, ohnerachtet seines Leichtsinnes, der oft auf eine unleidliche Art ausbrach. Er war offen, redlich und hätte viel für seine Freunde gethan, thats auch wirklich manchmal. Alles gieng indeß leidlich gut, so lang' er seinen Leichtsinn, seinen Hang zu Ausschweifungen und seine Eitelkeit noch nicht vertheidigen wolte: aber üble Lektüre und der Umgang mit ein Paar angenehmen Wüstlingen brachten ihn dahin, daß er seine Lieblingsnei-

gungen zu Maximen einer ſogenannten Lebens-philoſophie erhob, und ſeinen Hang zu Ausſchweifungen als weſentlich in der menſchlichen Natur begründet, ſich ſelbſt vorzuſpiegeln ſuchte. Er war eigentlich ein abgeſagter Feind vom Heiraten, ſo wie von jeder ernſten, dauernden Verbindung, die ihm in der Folge Zwang anlegen könnte. Aber ſeine Hülfsquellen waren erſchöpft, reichten wenigſtens nicht mehr hin; die ſchöne Amala zog ihn, den Kenner des Schönen, an; die ſanfte, übergute Amala ließ ihn keinen Zwang fürchten, und die reiche Amala verſchaffe' ihm Mittel, nach ſeiner Weiſe zu leben, d. h. ſeine Eitelkeit und Sinnlichkeit zu befriedigen. Daß dieß ſein Plan war und iſt, davon hab' ich die unumſtößlichſten Beweiſe in Händen, von denen ich aber nur im äußerſten Nothfall Gebrauch machen kann und werde. So etwas verdienen Sie aber nicht, meine Gnädige. Es würde Sie höchſt unglücklich machen, wenn Sie ſich einſt, und zu ſpat, davon überzeugten, daß es Eſplandins Plan geweſen ſey. Wie wenig reine Gegenliebe Sie außerdem, von einem ſolchen Manne zu erwarten haben, das bedenken Sie

ſelbſt. Indeß kann ich Ihnen nicht zumuthen, daß Sie mir dieß Alles auf mein bloßes Wort glauben, da Sie mich ſo wenig kennen. Ich ſchlag' Ihnen alſo einen Verſuch vor, bei dem Sie nicht verlieren und viel gewinnen können. Schreiben Sie Eſplandin, man verkenne ihn ſo ſehr, weil er ſchon vor ſeiner Reiſe nach Paris, auf einen Ehekontrakt beſtanden, und Sie dazu vermogt habe, ihm Ihr ganzes Vermögen zu verſchreiben. Ihre Verwandten, beſonders Ihr Onkel, der geneigt ſey, etwas ſtreng zu urtheilen, halten dieß für Eigennuz. (Er hat ſich wirklich darüber ſehr bitter geäußert.) Sie ſeyen zwar weit davon entfernt, ſo etwas von ihm zu glauben. — Sie können und werden hier Ihr Herz reden laſſen. — Allein es ſchmerze Sie doch gar ſehr, daß man ſo von ihm denke; daß er nur den geringſten Schein von etwas haben ſolle, was ihm ſo fremd ſey. Sie bäten ihn alſo, Ihnen eine ſchriftliche, vorzeigbare Erklärung zu ſchicken, daß er dieſe Stelle des Ehekontrakts, als nicht geſchrieben anſehe, und es Ihnen überlaſſe, etwa nach Einem oder ein Paar Jahren, über Ihr Vermö-

gen zu disponiren. Ist er das, wofür Sie ihn halten; so wird er den Antrag gleich und gern' annehmen. Er ist es seiner Ehre schuldig. Es muß ihm höchst wichtig seyn, bei Ihrer angesehenen Familie und besonders bei Ihrem redlichen, allgemein geachteten Onkel aus einem so erniedrigenden Verdacht zu kommen. Nimmt er indeß den Vorschlag doch nicht an, und macht Einwendungen dagegen; so wissen Sie, Gnädige, woran Sie sind. Wenigstens können Sie es wissen. Denn gewis würde jeder Mann von Ehre, und der Sie liebt, ihn mit Freude annehmen, und nicht auf einer, auch so ganz ungewöhnlichen vorläufigen Bedingung bestehen.

Ohne Zweifel haben Sie est Nachricht von Esplandin, aus Paris. Ich habe deren auch, durch seinen Reisegefährten erhalten, die mir aber sehr mißfallen und mich in meiner Ueberzeugung befestigt haben, daß er Sie nicht glüllich machen werde. Doch; ich will heute weiter nichts sagen. Wenn Sie den vorgeschlagenen Versuch machen; so wird sich Manches finden, und ich werd' entweder noch Manches sagen müssen, oder nichts mehr sagen

wollen, ſondern Ihnen blos Glük wünſchen zu einer Verbindung, von der die ganze Glükſeeligkeit Ihres Lebens abhängt. Ich empfehle mich Ihrer Nachſicht, und bitte Sie nur, meine gute Abſicht nicht zu verkennen.

Zwei und dreißigſter Brief.

Amala Lindow an den Herrn Oberamtmann Edelwald.

Kaſſel.

Sie haben mich durch Ihren Brief recht erſchrekt, und recht böſe gemacht, und am Ende doch in Verlegenheit geſezt. Ich dachte anfangs, Eſplandin ſey wieder krank geworden. — Er war wirklich eine Zeitlang krank in Paris, — Als ich aber las, was Sie mir Uebles von ihm ſchreiben, da ärgerte ich mich über die Bosheit der Menſchen, die einen Mann, wie Sie, ſo etwas bereden konnten. Doch, als Sie mir gar von unleugbaren Beweiſen redeten; da wußt' ich wirklich nicht, was ich denken ſollte. Gut und edel iſt mein Eſplandin; das weiß ich ſo gewis, daß mich nichts in der Welt bewegen könnte, das Gegentheil zu glauben. Ach! wenn Sie ſeine Briefe läſen: ſo würden Sie allen Ihren Beweiſen nicht mehr

glauben. Er wollte die Kunſtſchäze in Paris noch kennen lernen, wollt' einige Kunſtwerke zu Verſchönerung unſerer künftigen Wohnung kaufen, was ihm auch gelungen iſt, und wozu ich ihm einige Wechſel habe überſenden laſſen, wollte zugleich die perſönliche Bekanntſchaft einiger großen Generals machen, und dann, zurükkommen in meine Arme und an mein Herz. Auch wär' er ſicher ſchon zurük, wenn ihn nicht ein Fieber und der Handel um einige Kunſtwerke, die er noch zu erlangen hofft, zurükgehalten hätte. Als ich es in Ihrem Brief las, daß er mich um meines wenigen Vermögens willen heiraten wolle, wurd' ich ganz roth vor Schaam und innerer Empörung. Nie hat er darnach gefragt, wie viel ich habe; und nachdem wir ſchon verlobt waren, wunderte er ſich höchlich, daß ich noch ein Gut in der Wetterau beſäße. Er hatte gar nichts davon gewußt. Den Ehekontrakt hab' ich durch einen Advokaten aufſezen laſſen, den er mir auf mein Bitten empfal; und der Artikel von den wechſelſeitigen Vermächtniſſen hab' ich eigentlich veranlaßt. Wir hatten oft davon geſprochen, daß ein liebendes Ehepaar Alles gemeinſchaftlich ha-

ben und beſizen ſolle, und daß ein getheiltes Intereſſe mit der Einheit der Herzen nicht beſtehen könne, über die Eſxlandin ſo treflich ſprach. An einem Morgen kam er zu mir und brachte nur ein förmliches Teſtament oder wie man es nennt, daß ich ſein kleines Gut in Weſtphalen, wenn er früher als ich ſtürbe und wir kinderlos blieben, ganz von ihm erben ſolle. Ich fand es natürlich, das Nemliche zu thun, und ihm nicht nachzuſtehen; ich fragte den Advokaten um Rath und er entwarf mir den Artikel, ganz nach meinem Sinn. Sehen Sie, das iſt die ganze Geſchichte. Wie man darin nun einen ſo groben Eigennuz finden kann, das mögen Sie ſelbſt entſcheiden; denn man ſagt ja allgemein, ſie ſeyen ein ehrlicher und gerechter Mann.

Was Sie aber bewogen haben mag, mich ſo ernſtlich vor Eſxlandin zu warnen, oder mich wol gar dahin zu bringen, daß ich mein Verſprechen zurükziehen ſolle. Das begreif' ich nicht. Hat Sie Eſxlandin beleidigt, oder haben Sie einen andern Freund. — Nein; ich ſchäme mich, das auszudenken. Gewis ſind Sie durch irgend Jemand getäuſcht worden;

und die unumstößlichen Beweise — Nein; ich mag Sie nicht auffordern, mir sie vorzulegen, weil ich ihnen doch nicht glauben würde. Lieber will ich den Vorschlag eingehen, den Sie mir machen; blos um Sie zu überzeugen, daß Esrlandin weit edler denkt, als Sie Alle glauben. Ich will ihm schreiben, man verkenne ihn; man halt' ihn für eigennüzig; man schreib' es seinem Eigennuz zu, daß er mich zum Vermächtniß meines ganzen Vermögens an ihn, bewogen habe, und das sey mir unerträglich. Ich bitte ihn also, mir eine Erklärung zu schiken, daß er durchaus davon keinen Gebrauch machen, sondern das Alles für nicht geschrieben angesehen wissen welle, sobald ich es Anders wünsche. Seine Antwort sollen Sie selbst lesen, und dann sehen, welch einen Schaz ich in diesem edlen Herzen besize. Wirklich mußt' es aber ein Mann von dem allgemein-guten Ruf, wie Sie seyn, um mich zu einen solchen Schritt zu bewegen, den mir mein Esrlandin vielleicht gar übel nehmen kann. Allerdings könnt' er es, wenn er nicht eine so herzensgute Seele wäre. Wie man sein Freund gewesen, und jezt nicht

mehr ſeyn kann, das begreif' ich nicht. Leben Sie wol, und empfehlen Sie mich unbekannt Ihrer Aeone, die ſo gut ſeyn ſoll, die alſo gewis nicht ſo ſtreng über meinen Eſplandin urtheilt, wie Sie.

Drei und dreißigster Brief.

Hugo an Wandulf.

Lilienfeld.

Wie mächtig doch Muth auf den Menschen wirkt! Was doch der Mensch kann, wenn er nur fest glaubt, er wird' es können! Hätt' unsere evangelische Besserungsmethode auch nur das Eine Belebungsmittel, daß dem, nach Besserung sich Sehnenden, volle Vergebung und volle Hülfe, und die volle Liebe des Allvaters versinnlicht, also voller Muth in ihm gewekt wird; so überträfe sie schon darum alle Andere, die man je vorgeschlagen und versucht hat. Sie sollten jezt meine Selane sehen. Sie hatte gefehlt, sich vernachläßigt, fülte ihren Fehler, wurde darüber muthlos, und vernachläßigte sich immer mehr. Ohne Muth hätte sie nie anders werden können. Wegen ihrer Vernachläßigung glaubt' sie, meine Liebe verloren zu haben, hatte die Hoffnung aufgegeben, sie je wieder zu

erlangen, und so bemühte sie sich auch nicht mehr darum. Wär' ich ihr nicht zuvorgekommen mit Liebe, wir wären uns immer ferner, fremder worden, und sie wäre herabgesunken zu einem gemeinen Weibe, ich vielleicht zu etwas noch Aergerem; denn unser eheliches Verhältniß ist der Boden, der jeden Keim von Sinnlichkeit und Unsittlichkeit in uns nährt, je nachdem Einer hineingepflanzt ward. Nur hohe Religiosität kann den Menschen erheben über ein Mißverhältniß in der Ehe, und ein Mensch muß schon sehr verderben seyn, wenn er durch ein glückliches Ehe- und Familienverhältniß nicht besser wird.

Doch; was treib' ich mich mit Ihnen in diesen Allgemeinheiten herum? Von meiner Selane wolt' ich reden, und von unserem jetzigen Verhältniß, das mich sehr glücklich macht. Selane thut nicht nur Alles, wovon sie ahnet, daß es mir wol machen könne, — und sie ahnet immer feiner; — sie übt sich immer mehr in Allem, was unsere müßige Stunden besser ausfüllen, womit sie mich angenehm unterhalten kann. Wie sie immer etwas Interessantes zu erzälen, und mich dann darüber zu fragen

weiß. Wie sie dann nach und nach, mehr aus mir heraus lokt, und mich nach und nach in ein belebtes Gespräch verwikelt, ohne daß ich mir bewußt bin, wie ich hinein kam! Alle Weiber haben eine gewisse Feinheit und bemerken leichter, wie wir. So hat sie denn auch bald bemerkt, daß man Andere besser unterhält, wenn man sie reden macht, als wenn man selbst redet; und daß wir Männer besonders, gerne belehren mögen. Sie läßt sich denn recht gutmütig belehren, fragt und zeigt sich dabei mit ihrer ganzen Kindlichkeit; die Stunden schwinden mir wie Minuten und sie lernt Manches, was zum Umtausch von Ideen nöthig ist.

Nur in einem Stük fehlt ihr noch die volle Kindlichkeit; sie ist zu ängstlich. Sie wagt nicht, mir viel zuzumuten, — weil sie mir nicht genug zutraut, — so sag' ich; oder weil sie nichts verdient, — so sagt sie. Sehr leicht fürchtet sie, mir etwas nicht recht zu machen; studirt mit einer gewissen Besorgtheit meinen Geschmak, und verliert darüber nicht selten den feinen, weiblichen Takt, der sicherer leitet, als alles Studiren, den wir kaum durch alles Nachdenken und alle Kombinationen zu

erſezen vermögen. Wir haben ſchon manche Unterredung darüber gehabt; ich hab' ihr geſagt, daß mir Alles äußerſt zuwider ſey, was dem Betragen gegen einen allgebietendem Sultan ähnele, daß ſie ſich in ihrem Wirkungskreis frei bewegen könne und ſolle, und daß mich nichts angenehmer überraſche, als wenn etwas veranſtaltet werde, was ganz das Gepräge ihres Sinns trage. Wir ſind übereingekommen, es ſey Ein Hauptquell von der Langeweile in dem Leben der Großen, daß ſich Alles nach ihrem Geſchmak und ihren Winken richte, daß ſie nur ſich ſelbſt fragen dürften, um zu wiſſen, was geſchehen werde rings um ſie her; daß ſich Niemand und nichts in ihrer Nähe frei bewege, ſie alſo durch keine Originalität, nicht einmal durch eine Individualität überraſcht werden könnten, was doch zu den pikanteſten geiſtigen Genüſſen gehört. Ich las ihr ſogar einmal die Szene aus Don Carlos, wo der Markis Poſa, dem Tyrannen Philipp, ſeine, nie in das Ohr und die Seele eines Philipps gekommene Anſichten über Völkerregierung und Völkerwol verträgt. — Ja, Wandulf, von ſolchen Sachen darf ich jezt meiner Selane

reden, — und wo das Neue, Unerwartete, Unerhörte, ſogar einen Tyrannen anzieht und intereſſirt. Sie ſolte daraus ſchließen, wie wol ſo etwas einem Manne thun müſſe, der — kein Tyrann ſey. Wirklich ſchloß ſie auch ſo, hatte gewis den beſten Verſaz, lindlich-glaubender und kühner zu werden. Aber über kurz oder lang ſinkt ſie wieder in ihre alte Aengſtlichkeit, in die Beſorgniß, mir etwas nicht recht zu machen, mir zu mißfallen, weil ſie mir Einmal mißfallen habe. Kein Kleid, kein Hut, kein Kopfputz wird gewält, ohne daß ich es wale; kein Mittag- oder Abendeſſen wird eingerichtet, keine Landpartie wird geordnet, ohne daß ich es thue. Sie fürchtet, mich durch irgend etwas zu überraſchen, weil ſie nicht wiſſe, ob ſie die rechte Ueberraſchung treffen werde. Mag ich ihr auch hundertmal ſagen, daß ich ſchon dadurch angenehm überraſcht werde, wenn ich ſehe, daß ſie mich angenehm überraſchen wolle; daß ſie meinen Geſchmak hinlänglich kenne, um zu wiſſen, was mir angenehm ſey, und nur durch ihre Aengſtlichkeit verhindert werde; daß ich den größten Theil meiner Freude an etwas verliere, wenn ich vor-

her bestimmen solle, was und wie es mir Freude machen solle: sie fülte das Alles wol, aber meist wird sie dadurch noch ängstlicher. Ich fürchte doch immer, ihr tiefes Reuegefül wird etwas Gekniktes, Zerdrüktes in ihr zurükgelassen haben, was mir unbeschreiblich weh thun würde, weil sie so gut ist, und ich sie so sehr liebe. Auch ist dies blos die Ursache, warum ich Ihnen davon schreibe. Ich fül', daß es an mir ist, ihr ihren vollen Muth und jene Kühnheit des Glaubens zu geben, die so wol thut, wodurch man sich, mehr als durch Alles, geehrt fült, und ich ahne, daß ich bisher nicht die rechten Mittel gewählt habe. Rathen Sie mir doch, lieber Wandulf. Sie haben die Menschenkenntniß, besonders die Kenntniß des weiblichen Herzens, die mir noch fehlt. Ich werd' Ihren Rath pünktlich befolgen. Meine Selane weiß dießmal nicht, daß ich Ihnen schreibe; ich hab' also auch keinen Auftrag von ihr an Sie. Daß Sie ihr indeß ewig theuer seyn werden, das wissen Sie.

Vier und dreißigster Brief.

Wandulf an Hugo.

Grenzau.

Freilich haben Sie es mit dem besten Willen verkehrt angefangen, lieber Freund, um Ihre Selane freier, glaubiger, fester zu machen, um ihr Zutrauen zu sich selbst zu geben. Sie haben ihr viel davon vorgeredet, daß und warum sie nicht so ängstlich seyn solle; und davon schwindet keine Aengstlichkeit. Sie haben ihr gesagt, daß man bei dem Vorausgesehenen, Vorausbestimmten, wenig Freude habe; daß daher die Langeweile der Großen rühre u. dgl., Lieber; konnte das Selanen ihre ängstliche Besorgnisse nehmen? Sie sind dadurch vermehrt worden, und mußten vermehrt werden. Aengstlichkeit ist eine Krankheit des Gemüths, also zu sagen: sey nicht ängstlich! ist eben so, als ob man dem Kranken sagen wollte: sey nicht krank! Man muß Heilungsmittel brauchen, und nicht

viel Worte von der Aengſtlichkeit machen, oder, wo möglich, gar keins. Sezen Sie alſo Ihre Selane in den Fall, daß ſie handeln muß, nach eigener Wahl und allein nach ihr. Aber laſſen Sie Ihre Abſicht nicht merken. Dringende Geſchäfte von Ihrer Seite, wie kleine Reiſe oder Abweſenheit, drängen von andern Seiten, ſo daß in dieſer Zeit etwas entſchieden, gewält, veranſtaltet werden muß, mögen ſie zum Handeln nach eigener Einſicht, Anfangs zwingen. Wenn dann gewält, oder das Nöthige veranſtaltet iſt; dann geben Sie vollen Beifall; bezeugen Sie Ihre Freude darüber, daß gerade ſo gewält, Alles gerade ſo veranſtaltet worden ſey. Laſſen Sie das öfters kommen, und ſicher wird ſie Ihrem Geſchmak und Urtheil mehr zutrauen. Geben Sie ihr auch manchmal einen Auftrag, etwas für Sie zu thun, zu beſorgen, zu ordnen, wozu Sie ſelbſt keine Zeit hatten, wenn Sie auch Zeit genug haben. Erlauben Sie ihr dabei keine Frage, keine Bitte um Leitung, weil Ihnen das doch immer Zeit raube. Sagen Sie ihr vorher, daß ſie es gewis gut beſorgen, und nach Ihrem Sinn ordnen werde; und — ſin-

den Sie es auch so, wenn es eingerichtet und geordnet ist. Es ist weit wichtiger, daß Ihre Selane selbstständig werde, daß sie sich etwas zutraue, als daß diese oder jene Kleinigkeit eingerichtet und geordnet werde, ganz nach Ihrem Sinne.

Denn freilich — ich bin ganz Ihrer Meinung — kann leicht, nach jener Revolution in dieser weichen, ohnehin etwas schlaffen Natur, etwas Geknktes, Zerdrüktes zurükbleiben; und das wäre nicht gut. Wer sich nichts zutraut, der kann und ist nichts. Die Kräfte, die man nicht in sich kennt, hat man nicht; es ist wenigstens eben so gut oder so übel, als hätte man sie nicht. Sie würden also am Ende, Alles einrichten und anordnen müssen, weil Selane nichts anzuordnen wagt; und das ist peinlich für einen Mann, sezt ihn vielleicht manchmal in üble Laune, die dann die Aengstlichkeit auf der andern Seite wieder vermehrt. Außerdem hat die ängstliche Gesezlichkeit bei einem weiblichen Wesen, so etwas Reizloses, Langweiliges, man vermisset das freie Bewegen, den — lassen Sie michs so nennen — den evangelischen Sinn im häuslichen Leben, so

peinlich; man ahnet ſo wenig Glük und Freude bei dem Andern, ſo lang' er unter dieſem Joch des Geſezes ſeufzt, daß man ſelbſt darüber Glük und Freude verliert. Und endlich kann der kein rechtes Zutrauen zu Andern faſſen, der kein Zutrauen zu ſich ſelbſt hat. Wenn der gewöhnliche Mißtrauiſche, den Grund ſeines Mißtrauens in Andern ſucht, die er durch ſein gelbſüchtiges Auge anſieht; ſo ſuchen ihn ſolche Menſchen in ſich ſelbſt, da ſie ſich gar keinen Werth zutrauen, da ſie nicht glauben können, daß es möglich ſey, aus ihnen etwas zu machen, an ihnen etwas zu haben. Und ſo viel edler auch dieſer lezte Grund ſeyn mag; die Wirkung iſt nicht gut, wenn ſie das Zutrauen zu andern ſchwächt, ohne das keine innige Verbindung beſtehen kann. Alſo thun Sie Alles, um dieſen Dämen zu verbannen, der im häuslichen Leben ſo wenig wie im Chriſtenthum taugt, ein ſo beſcheidenes, demütiges, wol gar frommes Anſehen er ſich auch geben mag.

Fünf und dreißigster Brief.

Reone an Wandulf.

Werdau.

Ich muß Ihnen, lieber Wandulf, von einem schönen Fest erzälen, das wir unseren und mehreren andern Kindern veranstaltet haben, und das mir so viel Freude, wie irgend Einem von den Kindern gemacht hat. Maythal, meines Edelwalds Reisegefährte war, einige Tage vorher angekommen; er ist unerschöpflich an Einfällen, um Freude zu machen, Hoffnung zu erregen, zu täuschen, und wieder zu erregen, Freuden zu verlängern, und dem Geringsten eine Art von Interesse zu geben. Ihre (ein schöner Knir!) Ihre treue ergebene Dienerin soll auch nicht ganz ohne diese Naturgabe seyn. Edelwald weiß so zu wälen, daß das Nüzliche, Belehrende immer mit dem Erfreuenden verbunden ist. Ich hatte so manchen geheimen, oder lauten Wunsch der Kinder belauscht,

und ſo waren wir gehörig ausgerüſtet, um ihnen ein rechtes Feſt zu geben und uns mit ihnen. Ein Paar Tage vor Weihnachten fuhren wir nach Hannover, um dort einzukaufen; und wir brachten wirklich einen ganzen Apparat zuſammen. Schwimmende Enten mit eiſernen Schnäbeln, die man durch ein Magnetſtäbchen hinzog, wohin man wolte; eben ſolche Fiſche, ein Paar laternes magiques, ein Mikroſkop, ganze Puppen-Familien mit Mann, Frau, Kindern, und Domeſtiken, Häuſer für ſie, mit den nöthigen Appartements, einen Kramladen, zu dem ich ſchon viel geſammelt hatte, und noch Einiges einkaufte, ein arkadiſches Schäfergärtchen, Halliſche Schachteln mit allerlei bleiernen Thieren, eine Noahs-Arche, um ſie darin anzubringen, bewegliche Männer, Weiber und Mädchen, kleine Bilderbücher, Schreibtafeln, Geräthſchaften zum Nähen, Striken, Zeichnen; Honigkuchen, geſundes Zukerwerk, Käſtchen von allerlei Art, und ich weiß nicht, was uns noch Alle auffiel. Schon einige Wochen vorher hatt' ich Brieftaſchen, Menagereau Chemiſetten, Puppenkleider und allerlei Kleinigkeiten gemacht; und ſo war der Ver-

rath beisammen. Maythal hatte die Idee, wir wolten die Kinder noch mit etwas überraschen, was sie nicht erwarteten, da sie ein Christgeschenk allerdings erwarteten. Am Abend vor dem Christfest wurd' ihnen also ein gewöhnliches Christgeschenk bereitet; mit dem, durch Wachslichter beleuchteten Baum, mit vergoldeten Nüssen, Zukerwerk und Obst behängt. Eduard und Lony bekamen ihre nüzliche, lehrreiche, lange brauchbare Spielsachen, Eduard dabei ein neues Matrosenkleid, was er sich gewünscht hatte, und Lony eine Art von türkischem Kleid, was ich so gern' an kleinen Mädchen sehe. — Früher hatte Eduard ein Husarenkleid gewünscht, was er in Hannover gesehen hatte: allein ich lenkt' ihn ab davon, weil ich durch nichts Aeußeres, Glänzendes, zu einem Stande reizen mag, der sich durch äußeren Glanz und inneres Elend auszeichnet. — Auch alle andere Kinder, etwa zehen, erhielten etwas, was ihnen Freude machte. Sie mußten im nächsten Zimmer warten, und konnten es kaum erwarten, bis Alles bereitet war. Das Zimmer war stark beleuchtet, und nun wurde mit der Schelle ein Zeichen gegeben, daß sie hereinkommen durf-

ten. Sie kamen nicht; sie stürzten herein. Geblendet von der Herrlichkeit der vielen Lichter, wußten sie nicht, wohin sie sich zuerst wenden, was sie zuerst ansehen, anfassen solten. Der ganze Charakter der Kinder trat hervor. Eduard glühte im ganzen Gesicht, und starrte die für ihn bestimmten Herrlichkeiten eine Zeitlang an, eh' er sie berührte. Aber er vergaß über den Gaben, die Geber nicht. Mit funkelnden Augen kam er zu Edelwald und zu mir, umarmt' uns und — konnte kaum sein: „ich danke," herausstammlen. Lony hürfte immer vor ihren Geschenken herum, nahm Eins nach dem Andern in die Hand, besah's von allen Seiten, zeigt' es den andern Kindern, versuchte ein Chemisettchen, wolte gleich die kleinen türkischen Hosen anziehen, traf aber bald wieder auf die Schafe und die arkadischen Schäfer und Schäferinnen, machte neue Entdekungen in dem Vorrath des Puppenanzugs, im Kramladen und überall. Einige lebendige Kinder jubelten laut, andere stillere standen erstaunt und entzükt eine Zeitlang da, ohne etwas anzurühren. Einem armen Mädchen, dem nie von so etwas Schönem geträumt hatte, standen die

Thränen in den Augen, es kam auf mich zu, reicht' mir die Hand und ſagte: „Ach Gott! iſt das für mich?“ So genoſſen die Kinder mit Freude ihre Chriſtgeſchenke und wir die Freude der Kinder. Uns war ſo wol wie ihnen. Nachdem dieß genoſſen war, veranſtaltet' ich nach und nach, etwas Dämmerung, und nun ſchwebte eine weiße, verſchleierte Figur herein, ſtellte eine Schachtel für mich hin und ſchwebte fort. — Es war mein Kindermädchen, das ſich ſo verkleidet hatte. Die Kinder fuhren Alle auf, mit einem lauten Schrei; das gieng über all ihr Erwarten und Denken, da ſie ihre Chriſttagsgeſchenke ſchon erhalten hatten. Es wurden wieder Lichter herbeigeholt; auf der Schachtel ſtand: „den guten Kindern in des Oberammanns Haus;“ die Schachtel wurde geöffnet. Hier fand ſich nun eine unzälige Menge großer und kleiner Päkchen, Alle verſiegelt, und Alle mit einer Ueberſchrift. Und was enthielten ſie? Brauchbares und Unbrauchbares, Dinge, worüber man ſich freute und worüber man lachte: Ridicule's und Entenpfoten; Menageren und Erbſen; Zwiebeln zum Wolgeruch, und geröſtete Gerſte

als Kaffeesurrogat. Die Innschriften waren zum Theil komisch, zum Theil lehrreich. Ein etwas eitles Mädchen bekam einen Ridicule mit der Innschrift: „trags, aber werd' es nicht;" ein anderes eine Menagére, und auf dem Päkchen stand: „verdiene du den Namen, den es trägt." Ein Päkchen mit einem silbernen Fingerhut, war bezeichnet mit: „Nadelbändiger;" und ein Nadeltüssen mit Nadeln, mit: „Es sticht nach Innen." Einige Bohnen Kaffee waren überschrieben: „Je theurer, je süßer!" Ein ältliches Frauenzimmer, Mutter eines gegenwärtigen Mädchens, hatte einmal geklagt, daß sie so früh' ihre Mutter verloren und nie ein Christtagsgeschenk bekommen habe. Auch für sie war ein Päkchen da, mit der Ueberschrift:

Ward dir, als Kind, auch nicht dies Kinderglük auf Erden;
So soll dir heute noch, ein Christgeschenkchen werden.

In dem Päkchen war ein niedliches Briefstäschchen. Auch Edelwald und Maythal erhielten ihr Theil. Ich hatte heimlich etwas für sie, in die Schachtel geschoben. Maythal bekam ei-

ne Zeichnung unſeres Flekens mit der umliegenden, ſchönen Gegend, und unſerem Wohnhaus, von unſerem zweiten Beamten, recht hübſch in Sepie gezeichnet. Edelwald, die Geßneriſche Memorabilien der Zeit, in die ich alle Geburtstäge unſerer Freunde und Freundinnen, alle ſchöne, genußreiche Tage, ſeit unſerer Bekanntſchaft, und ſelbſt die, eingezeichnet hatte, die ich nur aus ſeinen Erzählungen kannte. Aber Edelwald hatte mir auch etwas eingeſchoben, — ich begreife noch nicht, wie? — eine kleine Uhr an einem goldenen Kettchen. Auf dem niedlichen Schächtelchen ſtand: oben: „Auf dem Herzen zu tragen," und unten: „Von außen die Gabe, inwendig der Geber." Auch von Maythal fand ſich etwas, nemlich ein niedlicher Ring von Federn, wie ſie Hettlinger in Schafhauſen macht.

O! Wandulf, was iſt doch ein Chriſtfeſt! Als ob auch uns ein Engel erſchienen, und uns leiſe und doch Leib und Seele belebend zurief: „Ich verkündige Euch große Freude. Euch iſt heut' ein Heiland geboren." Jedes Chriſtgeſchenk iſt ein Abendmal für Kinder; Erinnerungszeichen an den großen Freudeſchöpfer,

Pfand ſeiner Gaben und ſeiner Liebe. So wie ſich ein Chriſtfeſt naht, treten meine Kinderjahre lebendig vor meine Seele. Ich ſehe den Baum mit den vielen Lichtern, und die goldenen Früchte daran, und die ſchön-gekleidete, rothwangiche Puppe und die Spielſachen, und die neuen Kleider, die ich zwar ohnehin bekommen hätte, die aber als Chriſtgeſchenke noch einmal ſo ſchön waren, und die Freude meiner Mutter. Ich höre das Jubeln meiner Geſchwiſter, und ſinge die frohen und frommen alten Liedermelodieen: „Vom Himmel hoch, da komm ich her! — Nun kommt der Heiden Heiland!“ innerlich oder vielmehr: ſie werden mir vorgeſungen, von meiner Phantaſie und meinem Herzen. Ich werde wieder zum Kind, zum frohen, guten Kind, wenn ich meinen Kindern Chriſttagsgeſchenke bereite. Mir wird beſchehrt, indem ich beſchehre.

Nein; nie ſolte man dieſe chriſtliche Sitte abgehen laſſen; die hohlherzigen Verſtandesmänner mögen ſagen, was ſie wollen. Wär's auch nur, um uns einen lichten Punkt zu bereiten, auf den wir in jedem Jahr hinſehen, eine Anhöhe, auf der wir in unſere ſchöne, poetiſche

Kinderspieler gewöhnlichen können. Jedesmal auf das Sprüchlein wird es kann den Menschen so wohl. Man wird froh und fromm zugleich. Und so ist recht; so soll ja der Gottheit dessen gedient werden, der die Menschen fromm und froh machen wollte, und auch Viele schon gemacht hat.

Ich bitte Sie nicht um Vergebung wegen meiner kindischen und kindisch-weitläufigen Erzählung. Mir ist wohl dabei worden, wie einem Kind, als ich sie hinschrieb; und es können Ihnen ja eben so werden, wenn Sie sie lesen. Hat sie keine Wirkung gethan; so sollen Sie am nächsten Sprüchlein eine ganz ordentliche Beschreibung haben, und der Name mit den Sachtern soll nicht vergessen werden.

[illegible] ich [illegible] [illegible]. (Die [illegible] ich [illegible].) [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible]

in diesem Augenblick (ich hätte gern seyn mö-
gen.) Ich möchte Ihnen den Brief gleich schi-
cken, wenn ich mich nicht schämte, weil er so voll
Schmeicheleien ist, die nur ein so zärtlichliebender
Mann machen kann. Bei dem Brief lag
eine feierliche Versicherung, daß die Donation
durchaus ungültig seyn sollte, so bald ich in sei-
ner Gegenwart, vor Zeugen erkläre, daß es
meine Wille nicht mehr sey. Nur um das Eine
hat er mich gebeten, das Papier nie aus mei-
nen Händen zu geben, weil ich auch gewiß nie
ohne wollte. O! ich würde ein Unrecht begehen müs-
sen. Hätt' es nur Werth für Ehrliebe; ich
wollte mich bloß befriedigen können, etwas zu be-
sitzen, um es in seine Hände zu geben. Zu-
gleich gab er mir die angenehme Erklärung, daß
er bald zurückkommen würde, wenn ich ihm noch
einige Tausend durch Wechsel schicken wollte, die
er nöthig habe zu Augsburg einigen Kaufleuten,
die durch einen Engländer etwas hoch im Preiß
hinauf getrieben worden seyn. Ich habe dann
sogleich Anstalten dazu gemacht, und ihm den
Wechsel geschickt. Bald werd' ich ihn also wie-
der sehen, und an seiner Seite, an seinem
Herzen unbeschreiblich glücklich seyn.

Sieben und dreißigster Brief.

Edelwald an die Fräulein Amala Lindow.

Werdau.

Ich begreif' es, theure Amala, daß Sie getäuscht werden, daß Esplandins Versicherung und Brief Ihnen jeden Zweifel genommen haben würde, wenn auch einer in Ihre, mit allem Argen unbekannte, Seele hätte kommen können. Aber ich erklag' es herzlich; denn Sie werden nichts destoweniger getäuscht. O! er weiß sehr gut die feine Regel, daß Sie niemals Gebrauch von seiner Entsagung machen werden, als bis es vielleicht zu spät ist. Dabei bedingt er sich aus, daß das Papier nie aus Ihren Händen kommen sollte; und kennt Sie zu genau, um sicher zu seyn, daß Sie es Niemand geben, vielleicht gar, Niemand zeigen werden. Kein väterlicher Freund von Ihnen kann also Gebrauch davon gegen

ihn machen. Was wagt er denn dabei, da der Ehekontrakt in seinen Händen ist? Er hat Sie nur noch sicherer gemacht, und kann Geld bergen, so viel er will, denn man weiß, daß er durch den Ehekontrakt, Herr Ihres ansehnlichen Vermögens ist. In Paris hat er sich übrigens wenig um Kunstwerke bekümmert, und noch weniger, solche gekauft. Ohne Zweifel wird er einige schlechte Copien und nachgemachte Antiken mitbringen, und sie für kostbare Originale ausgeben. Das viele Geld, das er durch Sie und ohne Sie erhielt, hat er verschwendet in Ausschweifungen, die sich kein rechtlicher Mensch, und noch weit weniger, der Bräutigam einer Amalia Lindow erlauben sollte. Das Alles weiß ich sicher, und durch seinen Reisegefährten, der zurückgekommen ist, und sich in Paris ganz von ihm getrennt hat. Ich weiß es voraus, daß Sie mir nicht glauben, daß Sie mir böse seyn werden: aber ich muß es doch sagen, und thue es, weil ich muß, weil der redliche Mann nicht auf die Wirkung seines Warnens, sondern nur auf das sehen darf, was recht und gut ist. Ich bin bereit Ihren Widerwillen zu tragen: aber es kommt sicher eine Zeit, wo sie mir danken

werden. Und ich hoffe, nicht zu ſpät. Sobald Cöylandin zurük iſt, werd' ich ſelbſt nach Caſſel gehen, und mit ihm, Aug' im Auge reden. Bleibt mir dann kein anderes Mittel übrig, ſo muß ich Gebrauch machen von dem, was Ihnen unleugbar beweiſet, welche Grundzüge der Mann hat, dem Sie Ihr Herz gegeben haben und Ihre Hand geben wollen, und der Keines von beiden werth iſt. Ich darf ſo beſtimmt reden, weil ich mir bewußt bin, daß mich nichts als die reinſte Liebe zu Ihnen, zu einer guten reinen Seele leitet.

Acht und dreißigster Brief.

Amala Lindow an den Herrn Oberamtmann Edelwald.

Kaſſel.

Ich habe Ihren empörenden Brief erhalten, geleſen, und ſchike ihn hierbei wieder zurük. Wär es mir möglich, einem Mann von allgemein gutem Ruf böſe Abſichten zuzutrauen; ſo würde ich ſehr übel von Ihnen denken. Das thue ich nicht; ich will vielmehr glauben, daß Sie es gut mit mir meinen. Allein da ich das Gegentheil von allem dem weiß, was Sie mir ſagen; ſo ſind Ihre Warnungen eben ſo überflüſſig, als unnüz. Und da es der Verlobten Eſplandins nicht anſteht, herabwürdigende Aeußerungen von ihrem Verlobten zu hören, oder zu leſen: ſo muß ich Sie bitten, mich mit allen ſchriftlichen und mündlichen Warnungen zu verſchonen. Sie werden es mir nicht verdenken,

wenn ich Ihre Briefe unerbrochen zurükſchike, und meinen Leuten ſage, daß ich für Sie nicht zu Hauſe ſeyn wolle.

Nachſchrift.

Das war wol zu hart, was ich in der erſten Empfindung geſtern geſchrieben habe. Verzeihen Sie mir's. Allein ich bitte Sie dringend, mir nichts mehr gegen Eſplandin zu ſchreiben, und auch um ſeinetwillen, oder meinetwillen nicht hierher zu kommen. Sie könnten mir nur wehe machen, und es könnte Ihnen doch nichts helfen. Ich bin Eſplandins Verlobte, Eſplandin iſt gut, und ich bin feſt entſchloſſen, ſeine Gattin zu werden.

Neun und dreißigſter Brief.

Adelaide B. an ihre Tochter, Roſalie Grambold.

Holdheim.

„Alter ſchüzt vor Thorheit nicht!“ ſagt ſonſt das Sprüchwort, und wir ſehen freilich oft genug, wie wahr es iſt. Indeß hat es mich doch diesmal davor geſchüzt; denn hätt' ich mich nicht recht deutlich an mein Alter erinnert; ich wäre fähig geweſen, eine groſſe Thorheit zu begehen. Du weiſt die Verirrung des guten, warmen Soltan, und erinnerſt dich noch ohngefähr, was ich ihm geſchrieben habe. Der Brief wirkte nicht gleich ſo, wie er wirken ſollte. Er kam zurük, und wollte am folgenden Morgen ſchon zu mir, wurde aber abgewieſen. Er kam mehrmals, und bat mich am Ende dringend, in einem Billet, ihm nur noch Eine Zuſammenkunft unter vier Augen zu geſtatten. Es hätt' eine, meiner un-

würdige Furcht verraten, wenn ich es ihm abgeschlagen hätte. Ich bestimmt' ihm also den folgenden Morgen um eilf Uhr. Mein ganzes Wesen, bis auf den Anzug, war matronenhaft. Er wollte mir wieder von der Wärme seiner Liebe reden, aber ich verbat mir das so ernstlich, daß er sich endlich fügte, und sich nur auf seine vorigen Aeußerungen bezog. Jezt stellt' ich ihm denn die Thorheit einer solchen Verbindung noch einmal ruhig vor, und versicherte ihn am Ende, daß von so etwas durchaus nie mehr die Rede seyn dürfe, wenn ich nicht allen Umgang mit ihm abbrechen und ihn für meinen Ruhestörer halten sollte. Das Lezte wirkte. Die Thränen traten ihm in die Augen; er stand auf, und sagte: „Nein, das will ich nicht werden. Das haben Sie nicht an mir verdient." — „Seyn Sie ein Mann!" sagt ich nun noch, reicht' ihm die Hand, und so gieng er. Nach diesem Auftritt sah ich ihn nur in meiner gewöhnlichen Gesellschaft, ließ ihn auch wol einladen, wenn ich außerdem noch Jemand bei mir sah. Hier lernt' er auch die liebenswürdige und hoher Liebe fähige Emma Klarfeld kennen. Lange hatt' ich das liebe Mädchen ins Auge gefaßt, und mir selbst gesagt,

ſie ſey doch noch eins von den Weſen, das einen Mann glüklich machen könnte. Und eben ſo ſah ich Soltan an. Ich muß dir ſogar geſtehen — und warum ſolt' ich nicht? — daß ich mich fünfzehn bis zwanzig Jahre jünger wünſchte, als er ſo innig gerührt, von mir gegangen war. Es iſt weder durch Ausſchweifungen, noch durch Libeleien abgeſtumpft, hat vielmehr noch die volle Energie des Herzens, die das liebedurſtende, an Seel und Leib geſunde Mädchen bedarf. Er hat eine feine Bildung und einen wahren Ekel vor allem Gemeinen, wo es ſich auch irgend finden mag. Seine Figur iſt männlich ſchön, und ſeine Kenntniſſe ſind bekannt. Die beiden Menſchen ſchienen mir ſchon lange für einander gebohren; aber natürlich ließ ich keine Sylbe, etwas davon merken. Nichts wirkt zuwiderlaufender, als die Aeußerung, daß man die Idee habe, zwei Perſonen zuſammen zu bringen. Alle Unbefangenheit ſchwindet gleich. Der Entwiklungsprozeß der Liebe wird geſtört. Die Herzen fühlen ſich in einer Bewegung, in einem Zwang, der das ſtille, langſame Aufkeimen der Liebe hindert. Gewiß ſind ſchon eine Menge Verbindungen zerſtört worden, gerade durch das, wodurch man

ſie befördern wolte. Das Einzige, was eine weiſe Vermittlerin thun kann, iſt das, daß ſie zwei Perſonen Gelegenheit giebt, ſich kennen zu lernen, ſich von ihrer intereſſanten Seite zu zeigen und zu berühren, und dann ſtill beobachtet, was es auf beide wirkt. Man muß ſich aber ſorgfältig hüten, ſie aufmerkſam zu machen, auf die erſten Stralen der Liebe, die ſich zeigen. Auch vor dieſe Morgenröthe tritt ſonſt gleich eine Wolke, die den ganzen Tag trüben kann. Man muß nichts zu ſehen ſcheinen, alles ruhig gehen laſſen, bis der Mann es ſich ſelbſt geſteht, daß er liebe, und das Mädchen an ſeiner Befangenheit merkt, daß es die Liebe erwiedere, oder gar fürchtet, daß es zuerſt und allein liebe. dann verſchafe man dem Jüngling Gelegenheit, ſeine Liebe zu erklären, und ſuche das Vertrauen des Mädchens in Anſpruch zu nehmen, dringe aber keinem Theil ein Bekenntniß ab, ſondern warte bis ſich die Herzen von ſelbſt ergießen. Die zarte ſchöne Blume wird in ihrem ganzen Wachsthum geſtört, oft zerſtört, wenn man ſie mit groben Händen oder auch nur durch einen Hauch, vor der Zeit öffnen will. Läßt man ſie ſich ſelbſt entwikeln in einem guten Clima,

dann öffnet ſie ſich langſam, gleichſam ſchüchtern, aber ſchön. So hab' ich's auch bisher mit der lieben Emma und mit Soltan gemacht. Sie ſingt mit vielem Ausdruk, Soltan ſpielt den Flügel mit vieler Fertigkeit und innerem Leben, ſingt auch von ganzem Herzen und ganzem Gemüth. Ich ließ jedes allein und beide zuſammen ſingen, übernahm auch manchmal eine dritte Stimme, ſo gut es noch gehen wolte. André in Offenbach hatte mir neue Muſik zum durchſehen geſchikt; beide mußten ſie mit einander einſtudiren, und thaten es gerne. Sie übten ſich im Ausdruk des Zarten, Lieblichen, und er gerieth immer beſſer. Einſt am Abend, da beide nur noch allein geblieben waren, ſtieß er in einem meiner Muſikbücher, auf das bekannte: „Beglükt, beglükt, wer die Geliebte findet.“ Er ſang und ſpielt' es mit einem Ausdruk' den nur das bewegte, belebte Herz eingeben kann. Und als er an die Strophe kam:

„Die Liebenden ſind ſchon zu beſſer'n Zonen,
Auf Flügeln ihrer Lieb' erhöht;
Empfangen ſchon des Himmels goldne Kronen
Eh' ihr Gewand von Staub verweht.
Sie kümmern ſich um keine Erdengüter,
Sind ſich die ganze, weite Welt,

Und frotten dein, du stolzer Weltgebieter,
Vor dem Eurexa niederfällt.

da brach sein ganzes Feuer aus. Das höchste Entzüken lag in seiner Stimme, in seinen Augen, die nur manchmal einen verstohlnen Blik auf Emma warfen, und in seinem ganzen Wesen. Emma wurde roth und sichtbar verlegen. Ihr war's, als sänge er ihr alles, als sey ihr Herz verraten. Ich wußte nun, woran ich mit Selkan war, und auch fast, wie es mit Emma stand. Gewißer wurde ich über sie, als sie die schöne Schiller'sche Geisterstimme der Thekla sang:

Wo ich sey, wo ich mich hingewender *)

denn als sie an die Stelle kam: „Hab' ich nicht geliebet und gelebt?" — sieke sie, und ihre Brust flog. Aber als beide gar das Duett aus Axur sangen:

Hier, wo die Frühlingslüfte —

und an die Stelle kamen:

Zu unsrer Wonne Gnüge
Uns einzig dieses Herz —

*) Bekanntlich war es Antwort auf die Anfrage an den Dichter, was aus seiner Thekla im Wallenstein geworden sey.

da bebten die Stimmen, der Athem ſtokte. Sie hatten ſich geſagt, daß ſie ſich liebten, ohne ſich etwas ſagen zu wollen. Es war ein köſtlicher Augenblik für mich; denn Soltan mit ſeinem glühenden, liebedürſtenden Herzen wäre ſehr unglüklich worden, wenn Emma ſeine Liebe nicht hätt' erwiedern können. Jezt will ich dem guten Soltan Gelegenheit geben, mich allein zu ſprechen, ich will ihm das Bekenntniß ſeiner Liebe erleichtern, weil er ohne Zweifel, wegen meiner ſo ſchnell eingetroffenen Vorausſagung, etwas in Verlegenheit ſeyn wird. Dann will ich mit Emma reden, und ich denke, es wird alles gut gehen. Ihre Vormünder werden nichts gegen die Verbindung haben, weil Soltan in einem allgemein guten Ruf ſteht, und eine Familie ſehr gut verſorgen kann. So werd' ich denn noch den hohen Genuß haben, das Glük von ein Paar guten Menſchen befördert, wenigſtens dazu beigetragen zu haben. Sage mir doch, wie es dir nach meiner Abweſenheit geht, und in welchem Verhältniß Du mit Deinem Gramhold lebſt. Du kannſt denken, wie ſehr es mich intereſſirt, und daß mir nur das noch zu meiner vollen Zufriedenheit fehlt.

Vierzigster Brief.

Edelwald an Wandulf.

Werdau.

Wie doch mancher gute Mensch zum Unglük bestimmt zu seyn scheint! Sie wissen die unglükliche Verbindung, in die sich die treffliche, nur zu schwache und charakterlose Amala Lindow mit dem Wüstling Esplandin eingelassen hat. Er hat in Paris ohne Ziel und Maas ausgeschweift, hat dem leichtgläubigen Mädchen mehrere tausend Louisd'or abzuschwäzen gewußt, hat sich ihr ganzes Vermözen verschreiben lassen, und jezt ist sie — seine Gattin. Ich habe schon einige Schritte gethan, um sie vor dem Unglük zu bewahren. Ich habe sie gewarnt, habe sie versichert, daß die unläugbarsten Proben von Esplandins niederträchtigem Plan in meinen Händen seyen; habe sie zu einem Schritt bewogen, den aber die gute, schwache Seele nur

halb gethan, und wodurch der ſchlaue Eſplandin ſich in ihrem Vertrauen nur noch feſter geſezt hat. Indeß hoffe' ich die Verbindung wenigſtens zu hindern, wenn ſie auch die Paar tauſend Louisd'or verlieren mußte. Ich hatte nemlich beſtellt, daß mir ein Freund ſogleich von Eſplandins Ankunft Nachricht geben ſolle. Ich wolte dann ſeine eigene Briefe zu mir nehmen, in denen er mir ſeinen ganzen Plan auf Amala oder vielmehr auf ihr Geld, ohne Scheu vorlegt, und ſeine Lebensphiloſophie vorträgt, nach der es an den Fingern abzuzälen iſt, daß Amala unglüklich werden muß. Ich wolte ſie ihm erſt allein vorlegen, und ſehen, ob er nicht freiwillig von einer Verbindung mit dem unſchuldigen Schaaf abſtehen wolle. — Vielleicht hätt' ich ihn durch ein Verſprechen, ihn noch einige tauſend Thaler von Amala zu verſchaffen, dazu gebracht. — Im äußerſten Fall wolt' ich aber die Briefe der guten Amala ſelbſt vorlegen, Eſplandin auch mit ihrer Auslieferung an Amalas Onkel bedrohen, und ſo die Verbindung hindern. Aber der ſchlaue Eſplandin iſt dieſem allen zuvorgekommen. Ohne Zweifel hat ihm Amala geſchrieben, daß ich ihr mit unläugbaren Beweis-

sen von seiner Denkungsart gedroht habe, hat sich seiner Briefe erinnert, und nun leicht gefunden, daß er vor seiner Verbindung mit Amala nicht mit mir zusammentreffen dürfe. Was thut er also? Er bittet Amala von Paris aus, ihm bis Frankfurt entgegen zu kommen, aber Niemand etwas davon zu sagen. Indeß weiß er sich die nöthige Trauungserlaubniß zu verschaffen, am Abend kommt Amala an, und am folgenden Morgen um zehen Uhr sind sie getraut. Mein Freund in Cassel schreibt mir, daß Esplandin und Amala, als Ehepaar zurükgekommen seien. Was ist nun zu thun? Eine so eben angefangene Ehe zu stören, die vielleicht doch, troz aller vorgelegten Beweise, besonders bei Katholiken, nicht getrennt werden kann? Soll ichs geschehen lassen daß Esplandin Amalens Vermögen durchbringt, sie auf einem einsamen Gut schmachten, und am Ende gar mit ein Paar Kindern sizen läßt? Ein Mensch, der so schnell versank, ist zu allem fähig. Rathen Sie mir, lieber Wandulf. Ich weiß, Sie haben auch einmal so ein unschuldiges Schlachtopfer der Lüsternheit gerettet. Ich bin in großer Verlegenheit, und erwarte Ihre Antwort sehnlich.

Ein und vierzigſter Brief.

Wandulf an Edelwald.

Grenzau.

Warlich! es iſt Schade um Amalens ſchönen Glauben an menſchliche Lieb' und Treue, daß er ſo arg getäuſcht werden ſoll, wa ſie doch früher, oder ſpäter ſelbſt finden wird. Das wird dieß ſchwankende Rohr ganz knicken und zur Erde beugen, da dieſer Glaube der einzige feſte Theil ihres Weſens iſt. Ich höre auch, ihr Onkel hat noch einen Verſuch machen wollen, ſie von Eſplandin abzubringen, ob er gleich ſeinen grenzenloſen Leichtſinn und ſeine Ausſchweifungen bei weitem nicht all' kennt. Aber durch die ſchnelle Heirat in Frankfurt iſt der ſchlaue Roué allem zuvorgekommen. Jezt, lieber Edelwald, iſt nichts mehr zu machen; wenigſtens vorerſt nichts. Die Ehe iſt geſchloſſen und durch Alles, was Sie ſagen und beweiſen mögen, wird

sie nicht getrennt. Amalen könnten Sie vielleicht die Augen öffnen; aber sie könnte nur sehen, um sich namenlos unglüklich zu fülen. Wer nicht eilen und helfen kann, der ahme der Natur nach, die dem Schwindsüchtigen seinen sichern Tod verbirgt, und ihm durch die wohlthätigste der Feen, die Hoffnung, bis ins Grab begleiten läßt. Freilich wird Amala einmal erwachen und fürchterlich erwachen; allein bis dahin hat sie doch süß geträumt. Warum wollten Sie ihr auch diesen Traum noch nehmen; das einzige Wolthätige, was ihr noch wird? Bis dahin hat sich vielleicht auch so viel ergeben, daß man ernste Maasregeln gegen den Wüstling nehmen kann. Ich rath' also, ruhig zu bleiben, und eine bessere Zeit abzuwarten. Kann es Gott zulassen; so müssen wir es auch, da all unser Eingreifen mehr schaden, als nüzen kann. Es zeugt von einem höchst irreligiosen Sinn, wenn man thut, als sey eine Sache ganz verloren, sobald Menschen nicht mehr helfen können. Nie sieht es besser, als wenn Gott allein helfen kann; und nie kann man ruhiger seyn. Leben Sie wol.

Zwei und vierzigſter Brief.

Wandulf an Edelwald.

Grenzau.

Ich vergaß neulich, Ihnen eine Frage zu beantworten, die Sie ſchon vor einiger Zeit an mich thaten, und die Ihnen ſehr am Herzen zu liegen ſchien; oder, die Wahrheit zu ſagen, ich vergaß ſie nicht ganz, dachte aber, Sie würden nach einiger Zeit von ſelbſt davon zurükkommen, und mir die Frage nicht mehr thun. Da Sie mich aber durch Freund R. haben erinnern laſſen, ſo muß ich freilich antworten. Aber denken Sie wirklich noch im Ernſt daran, Ihre Louiſe von der Mutter weg, aus dem väterlichen Haus in eine Penſion zu thun? Und warum? Weil Ihre Aeonie nicht Zeit genug hat, ſich mit ihr zu beſchäftigen, weil ſie dann verſäumt werden, und verbauren könnte? Verbauren unter den Augen Ihrer Aeonie, und den Ihrigen?

Verſäumt werden, im ſiebenten Jahr, da das Kind eigentlich nur ſeine Sinne üben, glauben und lieben, und ſein junges Leben genießen ſoll? Kaum kann ich glauben, daß Sie das ernſtlich fürchten. Die bloße Gegenwart der Mutter iſt im ſiebenten Jahr mehr werth, als der beſte Unterricht der beſten Lehrerin; und wenn das Kind in Gegenwart der beſchäftigten Mutter ſpielt, ſo lernt es mehr, als es von einer Genlis, oder Rudolphi lernen könnte. Ueberhaupt iſt das väterliche Haus das einzige Klima, in dem ein Kind, in den Jahren der Kindheit, gedeihen kann. Ein Mädchen, das noch eine Mutter hat, kann faſt an keinem andern Ort gedeihen. In dieß verſchloßene Beet hat der weiſe Gärtner die zarten Pflanzen geſäet, daß ſie da erſt eine gewiſſe Konſiſtenz erhalten und dann mit Sicherheit in das freie verpflanzt werden. Jedes fremde Erziehungshaus iſt ein Treibhaus, in dem man Sonnenwärme durch Ofenwärme erſezen will, aber nicht erſezt. Allerdings giebt es Fälle, wo weibliche Erziehungsanſtalten nothwendig, alſo auch wolthätig ſind. Haben Mädchen ihre Mütter frühe verloren; iſt die Mutter ſo kränklich, und die Zahl der Kinder ſo groß,

daß ſie ihre Töchter ſchlechterdings vernachläßigen muß, — ich ſage: muß; oder wäre ſie ſo wenig Mutter, daß in den Kindern durchaus, weder Zutrauen noch Liebe aufkeimen kann: ſo muß freilich in einem fremden Haus, durch fremde Perſonen das geſchehen, was unter den vorliegenden Umſtänden, im väterlichen Haus nicht möglich iſt. Man läßt ſich ja auch wol fremde Zähne einſezen, wenn die eigenen fehlen. Aber dieſe Surrogate wirken und ſind meiſt, wie die Kaffeeſurrogate. Es iſt Alles, nur kein Kaffee. Die Mutter, die nicht ſelbſt ihr Kind ſtillen kann, muß freilich eine Säugamme nehmen: aber wenn auch der Körper des Kinds genährt wird, ſo gut wie durch die Mutter, ſein Herz wird nicht durch Liebe genährt, wie es die Mutter thut. Und nun gar, unſere gewöhnliche weibliche Bildungs- oder vielmehr Verbildungsanſtalten! Es ſind Finanzſpekulationen von pfiffigen Frauenzimmern, die keine Männer gefunden haben, und ſich gern ein Kapitälchen für ihr Alter ſammlen möchten. Dieſem Zwek gemäs wird auch das ganze Weſen oder Unweſen eingerichtet. Möglichſt hohe Penſionen, und höchſt ſpärliche Koſt. Mancherlei für den äußern Glanz,

und wenig für den innern Werth. Die Mädchen lernen etwas Zeichnen, Stiken, ein Paar Sonaten klimpern, einige unverſtandene italieniſche Arien mechaniſch herſingen, machen einen Cours d'histoire, de Geographie et de Mythologie, ſo weit das angeſchafte Heft der Madame l'institutrice oder das Zuſammengeſchriebene eines brodſuchenden Privatlehrers reicht, lernen niedlich franzöſiſch tanzen, ſich puzen, minaudiren, radotiren, kokettiren, beſonders aber fertig franzöſiſch plaudern, was in unſeren Tagen das Weſentliche der weiblichen Erziehung iſt. Von den nothwendigen weiblichen Kenntnißen, Bekanntſchaft mit den menſchlichen, beſonders dem kindlichen Körper, und einer guten, darauf gebauten Diätetik, Bekanntſchaft mit den, im weiblichen Kreis vorkommenden Natur- und Kunſtprodukten, von Fertigkeit im Nähen, Fliken, Stopfen, und Führung eines Haushalts, iſt nicht die Rede. So etwas iſt zu bürgerlich, zu gemein. Nicht zu Hausfrauen, zu guten Müttern, ſondern zu Hofdamen werden die Mädchen erzogen; zum Aufſehenmachen, zum Glänzen, nicht zum ſtillen häuslichen Leben. Gelt' Ihre Lony etwa auch ſo etwas werden?

Nein, laſſen Sie ſie immer noch lange bei der Mutter. Sie werde vorerſt eine gute Tochter, eine gute Schweſter, ein gutes Mädchen; ſie lerne Leſen, Schreiben, Rechnen, ſie bilde ihr Denkvermögen aus, durch Erzälungen, Peſtalozzi'ſche Uebungen, kleine Aufſäze, und ihr Herz, durch das ſchöne Verkehr der Liebe, das zwiſchen Aeltern und Kindern, beſonders aber zwiſchen Mutter und Tochter beſteht. Sie übe ſich im Nähen und Striken, helfe der Mutter in ihren häuslichen Geſchäften, oder wähne nur, ihr zu helfen, damit ſie Intereße dafür bekomme. In ruhigen Abendſtunden zeichnet ihr die Mutter wol etwas leichtes vor, lehrt ſie die Taſten und Noten auf dem Klavier kennen; übt ihre Finger, ihre Stimme, und ihr Ohr nach der ſo zweckmäßigen Nägeli'ſchen Vorſchrift, weckt und bildet ihren religiöſen Sinn durch bibliſche Erzälungen und eigenes Vorbild in Andacht und Verehrung alles deßen, was heilig iſt; das Franzöſiſche wird nach und nach auch geübt — Ihre Aeone ſpricht es ſo fertig und rein, — und wenn der gute Saame denn recht aufgegangen, wenn das Gute zur Gewohnheit worden iſt: dann ſchiken Sie ſie auf ein Jahr oder einige,

nach Hannover zu einer Freundinn, oder nach Heidelberg zu der mütterlichen Rudolphi, oder nach Karlsruh, zu der kinder- und menschenfreundlichen Graimberg, oder nach Frankfurt in das Engelmannsche Institut, um dort völlig ausgebildet zu werden. Was ich nemlich vorhin von den gewöhnlichen Pensions gesagt habe, trifft diese drei Institute nicht, und ohne Zweifel, auch nicht manche andere die ich weniger kenne. Die Mädchen werden wie in einer guten Familie erzogen und zweckmäßig unterrichtet. Sie werden in jeder weiblichen Arbeit geübt, müßen sich abwechselnd der Haushaltung annehmen; über dem Innern wird nicht das Aeußere, und über dem Aeußeren nicht das Innere versäumt. Dort wäre sie gut aufgehoben. Aber immer die ersten Jahre im väterlichen Hause, unter den Augen und am Herzen der Mutter. Sie reden mir auch von Kloster- und sogenannter Herrnhutererziehung. Sie hat unleugbar viel Gutes, was in andern Instituten fehlt. Die Mädchen werden entfernt gehalten von der Welt, ihre Eitelkeit wird nicht genährt, so wenig wie ihr Hang zu sinnlichen, rauschenden Vergnügungen, dem Gift aller Häuslichkeit.

Durch ſanfte religiöſe Eindrüke wird auf ihr Herz gewirkt. Könnten die Menſchen bleiben in dieſer einfachen ruhigen Welt, wo es einen Tag wie den andern zugeht, und der Sonntag ſich nur durch weniger Arbeit und mehr Andachtsübungen auszeichnet; iſt auch nichts in ihnen, oder wird nichts aufgeregt, das ſie heraustreibt; gehen ihre Neigungen nicht zu Leidenſchaft über, ſondern ihr Weſen bleibt von Natur in einem gewißen Gleichgewicht; ſo kann eine ſolche Erziehung ſehr gut wirken, wie ſie es denn auch ſchon oft gethan hat. Ein ſolches Weſen erhebt ſich nicht über das gewöhnliche: aber es wird vollendet in einer glüklichen Mittelmäßigkeit. Das Mädchen bleibt ein züchtiges, beſcheidenes Mädchen, wird eine folgſame Gattin, eine treue Verpflegerin ihrer Kinder und eine ordentliche, arbeitſame Hausfrau. Sie trägt, was getragen, entbehrt was entbehrt, und thut, was gethan werden muß, bleibt dabei freundlich und ſanft. Wirklich iſt das Alles, was unſere gewöhnlichen Männer bedürfen, und weit mehr, als ſie verdienen. Aber kommen dieſe ſo erzogene Mädchen wieder in die Welt, in den Strudel von Weltvergnügungen und Weltzerſtreuungen; ſo

fallen sie desto tiefer hinein, und versinken leicht darin, weil alles für sie den Reiz der Neuheit hat, und weil die plözliche Veränderung meist mit den Jahren der höchsten Reizbarkeit zusammen trifft. Oder sind es sehr reizbare, feurige Wesen, mit reicher Phantasie und vielbedürfendem Herzen; so erhalten sie sich mit Mühe in solchen Erziehungsinstituten. Ihre Phantasie fliegt heraus in die Welt, versezt sich in andere Lagen und an dem Verhältniße, die ihrem Ideal von Lebensgenuß mehr zusagen, und sie leiden darunter, weil sie nicht ganz und selbst heraus können. Dem Strom ihrer Leidenschaften ist ein Damm, gerade vorgebaut. Die Flut steigt, bricht endlich durch und zerreißt den Damm, der ihr im Wege stand. Ich sah Beispiele davon, die wol Schauer erregen konnten. Eh' ein Jahr vergieng, war ein solches Mädchen gerade das Gegentheil von dem, was sie vorher wenigstens im Aeußeren gewesen war, und was sie hätte werden sollen. Kein in der Welt erzogenes Mädchen war so kokett, und so lüstern nach rauschenden Vergnügungen, als gerade sie. Nein, das allbekannte;

On peut on être mieux,
Qu'au sein de sa famille, —

paßt auf Niemand ſo gut, als auf Mädchen.

Da haben Sie mein Votum in wenig Worten.

Drei und vierzigſter Brief.

Hugo an Wandulf.

Lilienfeld.

Ich bin mit Selane in Holdheim, bei der achtungs- und liebenswürdigen Adelaide B. geweſen, wohin ich ſie ſchon lange zu bringen gedachte, und wir haben einige ſehr glükliche Tage bei ihr zugebracht. Soltan iſt mit der angenehmen Emma Klarfeld verheiratet; beide ſcheinen ſich innig zu lieben, und betrachten Adelaide als ihre Mutter. Sie hat die ganze Heirat geſtiftet, oder vielmehr die Menſchen einander näher gebracht, von denen ſie ahnete, daß ſie ſich einander glüklich machen würden.

An dem Tage, da wir ankamen, hatte ſie Geſellſchaft und auch ein Duzend franzöſiſcher Offiziere bei ſich. Aber wie ſie ſich hier in der Würde einer teutſchen Frau zu erhalten wußte! Sie ſprach franzöſiſch mit denen, die keine an-

dere Sprache verſtanden, aber es war ein Elſaſſer dabei. Mit dieſem ſprach ſie immer teutſch, ob ſie gleich ihr franzöſiſch ſehr gut und fertig redet. Es war nicht daran zu denken, daß die Unterhaltung allgemein franzöſiſch werden konnte; denn Adelaide ſprach mit ihrer übrigen Geſellſchaft teutſch, wenn nicht einer der Offiziere gerad' in das Geſpräch verwikelt war. Sie hatte bald dieſer, bald jener etwas zu ſagen, was ſie intereßirte, worüber ſie gemeinſchaftlich lachten, oder worüber ſich mehrere wunderten; ſie zeigt' ihnen einige neue teutſche Bücher, die ſie bekommen hatte, unter andern den treflichen Aufſaz von Stolberg über unſere Sprache, im vaterländiſchen Muſeum. Kurz die Offiziere mußten in dieſen Stunden alle wünſchen teutſch zu können; und wenn es alle teutſche Weiber ſo machten, gewis würden viel' Franzoſen teutſch lernen, ſo wie wir alle franzöſiſch lernen müßen, wenn wir nach Frankreich gehen wollen. Ueberhaupt hört' ich Manches von ihrer Art, die franzöſiſchen Offiziere zu behandlen, das gewis allgemeine Nachahmung verdient. Sie bleibt ganz bei ihren teutſchen Sitten und die Franzoſen müßen ſich fügen. Sie ißet um ein Uhr,

wie vorher, und die Offiziere, die sie zum Essen bittet, müßen um eben diese Stunde kommen, kommen auch gerne. Ihre Küche ist gut, aber teutsch. Nur manchmal läßt sie eine Schüßel auf französische Art bereiten. Morgens nimmt sie gar keine Besuche, und Nachmittags nicht vor fünf Uhr an. Sie dauren höchstens bis neun Uhr. Wenn die Herren dann nicht gehen, so empfiehlt sie sich ihnen, und sagt, ihre Stunde sey gekommen. In ihren vertrauten Zirkel kommt kein Fremder. Jezt sind sie schon daran gewöhnt. Uebrigens unterhält sie ihre Gesellschaft sehr angenehm, sorgt auch dafür, daß sich gute Gesellschaft bei ihr findet, und ist äußerst höflich gegen die Offiziere. Solten es nicht alle unsere Weiber so machen? Sie können den gesellschaftlichen Ton angeben, und dürften ihn von keinem Fremden angeben lassen. Wenn wir selbst unsere Nationalität nicht ehren, wie können wir wollen, daß Fremde sie ehren? Wenn wir unsere Sitten so leicht gegen fremde vertauschen, müßen die Franzosen nicht einen schlechten Begriff davon bekommen, durch uns; — sie, die ohnehin, so wie die Engländer geneigt sind, alles zu verachten, was nicht bei ihnen einhei-

miſch iſt? Und was das Schlimſte iſt: werden wir nicht durch Annahme fremder Sitten und einer fremden Sprache uns ſelbſt fremd werden; nicht aufhören Teutſche zu ſeyn? denn hat uns aber kein fremder Monarch und kein fremdes Volk unſere Nationalität genommen, ſondern wir ſelbſt. Und wir werden doch nie Franzoſen werden, ſondern ein unſeeliges Mittelding, das zum Teutſchen zu frivol und zum Franzoſen zu unbehülflich iſt. Teutſchen und Franzoſen werden wir unausſtehlich ſeyn. Nirgends wird dieß Verleugnen eigner Sitten und eigner Sprache weiter und lächerlicher getrieben als in den ſogenannten höheren Ständen. Dort iſt es gemein, unanſtändig, ſogar unhöflich, mit ſeines gleichen teutſch zu reden; nur wenn man mit einem bürgerlichen, zu dem Zirkel nicht gehörigen Menſchen redet, wird das Teutſche gebraucht, als ob das Franzöſiſche für ihn zu vornehm wäre. Könnten alt Adliche, oder Fürſten ſich ſelbſt mehr entehren und ihre ächtteutſche, auf ihre Teutſchheit ſtolze Vorfahren, und die ehrwürdige Nation zu der ſie gehören? Es giebt Nationen, die für alle heilige Gegenſtände eine eigene Sprache haben. Will man etwa für die

Sprache der französischen Nation auch so eine Art von Heiligkeit erobern? Gut; es wäre fast das Einzige, was sie noch zu erobern hätte, das Einzige, was ihr in einer gewissen Periode fehlte. Aber warum unsere Fürsten und unser Adel, gerade die Werkzeuge dazu seyn müßen, das seh' ich gerade nicht ein. Doch, sie bleiben sich auch hier gleich, daß ihnen das Fremde Alles, und das Einheimische Nichts gilt. Sind sie ja zu Manchem, Werkzeuge gewesen, worüber sie jezt erstaunen!

Ein andermal — es war an einem Sonntag Abend — fragte sie ein Offizier, wie es ihr möglich gewesen sey, diesen Morgen bei der Kälte so lange in der Kirche aufzuhalten, und was man nur so lange da mache? Er erfülle auch les devoirs de sa religion; das hieß: er gehe in die Meße; aber das daure nicht lange. Man würde allgemein sehr unzufrieden seyn, wenn einer ihrer Geistlichen einen Gottesdienst so lange hinziehen wolle. Dieß gab Anlaß zu einem Gespräche über Religion, Kultus, Gleichgültigkeit gegen beides und über den Unterschied zwischen dem protestantischen und katholischen Kultus. Der Offizier, der so gefragt hatte, war

ein ganz gemeiner, ſchlecht-unterrichteter Katholik. — Man findet deren viele, die von andern Seiten gebildet, und nur von dieſer Seite vernachläßigt ſind. — Er ſah das Meßleſen für eine Art von Kour an, die man Gott zu machen habe; glaubte, alle Pflichten ſeiner Religion erfüllt zu haben, wenn er die äußerlichen Kirchengeſetze beobachtete, d. h., ſo möglich, alle Tage eine Meß hörte, zu geſetzter Zeit beichtete und ſich abſolviren ließe. Adelaide ſagte ihm, daß ſie nicht um Gottes- ſondern um ihrer ſelbſt willen zur Kirche gehe; daß ſie dort für all ſ Gute neu erwärmt und belebt würde; daß ſie belehrt würde, über manchen Punkt der Religion, der ihr noch nicht klar genug ſey, und erinnert würde an manche Pflicht, die ſich bei ihr in Schatten geſtellt hätte. Davon verſtand aber der Franzoſe kein Wort. Nur das Wort: Belehrung (instruire) fiel ihm auf. „Ah! die Lehre! „ſagte er, „dieſe iſt für das Volk! Sie denken doch nicht, daß Ihnen ſo etwas nöthig ſey, — à une Dame, si bien instruite!“ — Adelaide verſicherte ihn, daß ſie das noch ſehr bedürfe, und jeder Menſch, wie ſie glaube; —

„und Ihr habt so freundliche Dinge. Ihr seyn nun auch Alle recht, und in der That sagt gelegt werde; so sieht man nicht so Alt hat. Darum sey es nöthig, daß es auch nun gemeinsiegt werde, damit es auch allen Leuten, und in seinen Schriften stehe. „Das wurde sehr langweilig sein,“ meinte der Gärtner; aber andere Freunde widersprachen ihm sehr eifrig. „Nun hat nur Langeweile bei dem auch und nicht interessirt. Und wir alle hat auch nicht interessirt, und die Welt hat Recht, aber hat es die Einfachheit Ihre wäre, und ihr zum Beispiele wurde? „Glauben Sie mir,“ sagte sie leise, „ich habe diese glücklichen Stunden, als wenn ich mich erinnere in der Nacht, also in seinen Einsamkeit, so dem Unendlichen nahen, und mit meiner tiefen Bedeutung hätte, und die Welt mit ihren Erinnerungen ausgefüllt kann.“ — „Ich bewundere Ihre Schwärmerei, aber sie verstehe ja kaum. Wenn man so hat ein solches Wesen (Gemüth) kommt. Die Langeweile sagte mehr kann, als sie Ihnen sehr nachsieht) ist, und diese Wissen erfüllen — „Und Ihre ist sehr wenig, und hat gewiß

[illegible] [illegible] [illegible] [

krank vergeht nicht leicht. Man hat Preise gesetzt, auf die Beantwortung der Frage: wie man die Menschen wieder zum Besuchen des öffentlichen Gottesdienstes bringen könne? Man hat geheizte Kirchen, Musik, theatralische Abwechselungen und Dekorationen, — ich weiß nicht, was Alles vorgeschlagen; aber Alles vergebens. Es ist eingetroffen, was Voltaire plump, aber wahr genug sagt: „un lavement trop chaud, rejaillit souvent au nez de celui, qui l'a donné!" Erlauben Sie mir, noch plumper hinzuzusetzen: besonders, wenn es Jemand gegeben wird, der ohnehin an der Diarrhe leidet.

Aber auch nun kein Wort mehr über das, woran ich so oft denke, worauf mich die treffliche Adelaide gebracht hat, und was gewiß auch Ihnen wichtig ist. Wollen wir unsere Nationaleigenthümlichkeit erhalten; so ist es durchaus, auch schon um deßwillen nöthig, daß wir fest halten an unserer Religion. Gewiß haben die Deutschen, das ächt Religiöse, zum Himmel Erhebende, am reinsten aus den Urkunden des Christenthums geschöpft und dargestellt. Davon zeugen die Schriften unserer christlichen Theolo-

gen, viele unserer Erbauungs- Gesang- Gebet- bücher, Katechismen, wenn man sie mit denen von anderen Nationen vergleicht. Gewiß sind den sie in unserer Nation die meisten aufgeklärten Christen. Dieß Heiligthum sollten wir fest halten. „Wir haben den besten Theil erwählt. Wenn wir ihn nicht selbst wegwerfen, so kann er nicht von uns genommen werden.“

Leben Sie wol.

Vier und vierzigster Brief.

Külthal an Theophan.

Brukholm.

Gewiß werden Sie ſich mit mir freuen, verehrter Mann, wenn ich Ihnen ſage, daß ich meine Ruhe wieder gefunden, und im Chriſtenthum gefunden habe. Dieſe tiefe Uebereinſtimmung mit meinen innerſten Bedürfniſſen und Wünſchen, mit der leiſen, oft überhörten, aber nie ganz zu beſchwigtigenden Stimme meines Gewiſſens; und die, mit jedem ruhigen Forſchen ſich vermehrende Ueberzeugung, daß die Natur den nemlichen Gang gehe, wie er in der Bibel vorgezeichnet iſt; daß ſich das Gute und Böſe, im Einzelnen und im Ganzen, ſo entwikele, wie ſich die Pflanzen der Erde entwikeln, worauf Jeſus ſo manchmal in ſeinen Parabeln winkt; die Einſicht, daß die Bibel auch die Räthſel in unſerem Herzen wie in un-

seren Schikſalen löſe, daß alſo die Natur, die Bibel und unſer Inneres, eigentlich nur drei Zeugen ſeyen, die uns im Weſen einerlei verkündigen, — dieſe Uebereinſtimmung, die ſich beſſer empfinden, als beſchreiben läßt, hat am Meiſten zu meiner Ruhe beigetragen. Beſonders war es die Beſſerungsmethode des Chriſtenthums, die Paulus ſo klar entwikelt, deren Unpaſſendes auf den Menſchen ich ſo klar einſah und ſo lebendig fulte, die mich in meinem Glauben befeſtigt hat. Die Wahrheiten:

Geſez allein beſſert nicht, im Gegentheil reizt es den, zur Freiheit geſchaffenen Menſchen, dagegen zu handlen; —

Allein wenn man ſeine Rechtmäßigkeit nicht bezweifeln kann: ſo wekt es das abgeſtumpfte Gewiſſen, bringt alſo zur Erkenntniß ſeines Verfalls; —

Muth iſt nöthig, wenn Kräfte zur Beſſerung aufgeregt werden ſollen, und volle Vergebung begangener Fehler macht Muth; —

Aller Gedanke an eigenes Verdienſt muß um ſo mehr wegfallen, je größer Gottes Gnade iſt. Nur dann, wenn dieſer Gedanke ganz wegfallt, wird die Beſſerung rein in ihrem

Grunde. Aus reiner Dankbarkeit und Liebe soll nemlich die Besserung fließen. Jeder Wahn von eigenem Verdienst vermindert aber die Größe der Wolthat, folglich auch die Größe der Dankbarkeit und Liebe. Stolz und Eigendünkel wird auch, gerade durch die Größe der Wolthat, leicht rege in dem Menschen, wenn er denkt, er habe sie verdient. Und das ist Gift aller Sittlichkeit. —

Die größte Wolthat wekt natürlich, Dank, Zutrauen und Liebe; —

Der Mensch thut am leichtesten etwas, auf das Wort eines Wesens hin, das sich seine Dankbarkeit und sein Zutrauen erworben hat.

Nichts regt so sehr alle unsere Kräfte auf, wie Liebe. Der Mensch kann und ist mehr als je, wenn er liebt. —

sind so tief in der menschlichen Natur begründet, daß man diese Natur ableugnen muß, wenn man sie leugnen will, daß man aufgehört hat ein Mensch zu seyn, wenn man sie nicht in sich empfindet. Und auf diese Wahrheiten ist doch offenbar die christliche Besserungsmethode gebaut. So ist ein großer Theil des Menschengeschlechts gebildet worden; und so können noch jezt Einzelne

Menſchen gebildet werden. Wer nun das wirklich glaubt, was ihnr die Evangelisten ſagen, wer ſich ſelbſt kennt, wer es fult, was er ſeyn ſolte, was er iſt, und was er bedarf, der wird ſicher auch die hohe Wolthat fülen, die ihm durch die Erſcheinung, den Gang und Ausgang Jeſus ward. Und ſo wird alles auf ihn wirken, wie es berechnet iſt, und wie es ſchon auf ſo viele tauſend Menſchen gewirkt hat. Adelheit gab mir vor einigen Wochen die Halliſche „neuere Geſchichte von den Mißionsanſtalten zu Bekehrung der Heiden in Oſtindien, die ganz das Gepräge der Wahrheit tragen, und ich bin wenig erſtaunt, als in meiner Ueberzeugung beſtärkt worden, daß die evangeliſche Beſſerungsmethode, ganz auf die menſchliche Natur berechnet ſey.

Zwar kann ich nicht leugnen, daß ich mir manche Zweifel noch nicht löſen kann, und daß manche Bücher der Bibel für mich durchaus ungenießbar ſind. So weiß ich gar nicht, was ich aus der ſogenannten Offenbarung Johannes, und noch weniger, was ich aus dem hohen Lied Salomons machen ſoll. Die Erſtere ſcheint mir in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt, und das Lezte würd' ich eher einem Wieland oder Roſt,

als einem bibliſchen Schriftſteller verzeihen. Aber meine Adelheit, mit der ich mich jezt auch über ſolche Gegenſtände, ganz eſſen unterhalte, brachte mich neulich halb im Scherz, auf den Gedanken, der mir wenigſtens meine Unwiſſenheit darüber, erklärt. „Ißeſt du ja auch keine Zukerwurzel,“ ſagte ſie, „darum hat ſie doch Gott wachſen laſſen!“ Ja, denk' ich ſeit dieſer Zeit, nicht Alles iſt für Alle, und ſoll für Alle ſeyn. Jede Pflanze zieht den Saft aus der Erde, der gerade ſie nährt, jedes lebende Weſen genießt das, aus der reichen Natur, was ihm angemeßen iſt, was ſeine Bedürfniße befriedigen kann. Nicht Alles iſt auch zu Allen Zeiten genießbar, weil alles erſt ſeine Reife haben muß. Es kann eine Zeit geben in der die Offenbarung Johannes den Chriſten das wichtigſte Buch wird. Jezt iſt ſie mir nichts, ob ich gleich einzelne treffliche Stellen, Warnungs- und Troſtſprüche darin finde. Und mag am Ende das hohe Lied Salomons und die Offenbarung Johannes in die Reihe der heiligen Schriften gehören oder nicht, das ändert nichts an dem Syſtem der Chriſtenthumslehren; und ſie ſind doch eigentlich, die meine geiſtige Bedürfniße befriedigen, die mir meine Aus

he wieder gegeben, deren Verluſt mir durch nichts erſezt werden konnte. Ich kann alſo wol warten und will warten, bis mir über Alles Licht wird. Und wird mirs auch nicht ganz, ſo will ich zufrieden ſeyn, mit dem, was mir ward. Ich denke, der Schöpfer meines Augs wird am beſten wiſſen, wie viel Licht es vertragen kann. Uebrigens find' ich es ganz wahr, was ich neulich in Lichtenberg las: „das neue Teſtament iſt ein Autor classicus, das beſte Noth- und Hülfsbüchlein, das je geſchrieben worden iſt; daher man jezt auf jedem Dorf der Chriſtenheit, einen Profeſſor angeſezt hat, dieſen Autor zu explicieren."

An meiner Adelheid hab' ich erſt jezt meinen rechten Schaz gefunden. Das Allerheiligſte ihres Weſens hat ſich erſt jezt vor mir geöffnet, konnte ſich mir auch nicht eher öffnen; und ich begreife daß man ſich erſt dann geiſtig recht berührt, wenn man ſich von der religiöſen Seite berührt. Die religiöſe Liebe heiligt erſt jede andere; die feierlichſte, die himmliſche Copulation eines Ehepaars, iſt erſt dann verrichtet, wenn Mann und Weib, in ihrem Chriſtenglauben und in ihren Chriſtenhoffnungen Eins ſind. Das hab'

ich erfahren. Ehemals mußten Sie, verehrter Mann, meiner Adelheid, von dieſer heiligſten Seite näher ſeyn, als ich, das war ſehr natürlich. Jezt weiß ich, daß ich ihr von allen Seiten der nächſte bin. Und mir nur deſto näher und lieber, weil ſie weiß, daß mir ihre Ruhe bei dem Verluſt unſerer Hella, den erſten Impuls zu meiner Sinnesveränderung gegeben hat. Sie ſieht ſich als ein Werkzeug in der höheren Hand an, um mich zum Chriſtenthum zu leiten, den Chriſtenglauben, die Chriſtenruhe alſo, die mir ward, als ein geiſtiges Kind, das ihr Gott gab. Und wir wißen ja, wie ſehr eine Mutter ihr Kind liebt. Kurz: ich bin ſehr glüklich, und von dieſem Glük verdank' ich vieles auch Ihnen und Ihrer weiſen Leitung, die mich auf den rechten Standpunkt ſtellte, von dem unſere Religion betrachtet werden muß. Ihr Herz lohnt es Ihnen ſchon jezt und wird es Ihnen einſt noch mehr lohnen. Mit dieſem Gefül leben Sie wol.

Fünf und vierzigſter Brief.

Edelwald an Wandulf.

Werdau.

Ich ſchreib' Ihnen dießmal mit betrübtem Herzen, lieber Wandulf. Nicht um Meinetwillen; denn wir alle ſind, Gott ſey Dank! geſund; und weiter fehlt uns nichts, um glüklich zu ſeyn. Aber ich war in Kaſſel, wohin mich ein Geſchäft und mein Herz trieb, um zu ſehen, wie es der guten verblendeten Amala gehe. Ach! meine Ahnung war nur allzurichtig geweſen; der Taugenichts Eſplandin macht ſie unglüklich, und wird ſie noch weit unglüklicher machen. Ich ſage nichts davon, daß ſein Aufwand bei weitem die Einkünfte überſteigt, daß faſt alle Kapitalien aufgezehrt, oder aufgekündigt, daß ſchon anſehnliche Summen auf die Güter geborgt ſind, das Uebel mögte wol nicht ſo ganz groß ſeyn. Wenn Eſplandin ärmer würde; ſo könnt' er

vielleicht eher auch beſſer werden. Aber er vernachläßigt Amala ſchon auffallend, ſo auffallend, daß ſie, troz ihres unbegränzten, noch immer feſten Zutrauens zu ihm, es doch bemerkt, und darunter leidet. Ich fand ſie mager, blaß und ſehr gedrükt, ob ſie es gleich durchaus nicht Wort haben wollte. Indeß bemerkt ich bald, welchen Ausweg ihre Gutmütigkeit genommen hat, um Eſplandins Vernachläßigungen, die ſie ſich nicht mehr verbergen kann, in Verbindung mit ſeinem edlen Charakter und ſeiner Liebe zu ſezen. Sie giebt ſich ſelbſt die Schuld. Bitter klagte ſie mir, daß ſie ſo wenig ſey: daß ſie das große, vielſeitige Weſen ihres Eſplandins nicht ausfüllen könne; daß er eine Gattin von weit mehr Talenten und Reizen haben müſſe, wie ſie. Das Herz blutete mir, als ich ſolche Klagen aus dem Munde des Engels hörte, der, unerachtet des nagenden Grams, der ſein Inneres verzehrt, doch noch an Reizen Alles übertrifft, was ich in Kaſſel ſah, nach dem alle Lüſtlinge gelüſten, und den alle Edle verehren; deſſen Blik immer an dem Auge des Unwürdigen hängt, um, wo möglich, hier einen Wunſch zu leſen, eh' er ihm zum Bewußtſeyn kommt. Eſplandin verbirgt ſich vor

mir, meidet mich, so viel er kann, affektirt aber immer noch die alte Freundschaft und Vertraulichkeit, die ich jedoch mit der größten Kälte erwiedere, wie natürlich. Ich weiß, daß er mit den ausgelaßensten jungen Leuten in der Stadt, Umgang hat, und mit ihnen allein. Er hat sich, etwas entfernt und abgelegen von besuchten Gegenden, ein Landhaus gemiethet, wo, wie man mir sagte, Orgieen gefeiert werden, so üppig und schamlos, wie sie je unter der heil- und schamlosen Regentschaft des Herzogs von Orleans gefeiert wurden, die ausschweifendsten Mädchen aus der Stadt werden dorthin gehole; ja man sagte mir, Esplandin habe noch einige aus Paris verschrieben, deren Bekanntschaft ihm dort lieb geworden sey. Ich stellte mich, als wüßte ich nichts von der Natur und dem Zweck dieser Versammlungen, und bat Anfangs Esplandin, mich bei seinen Bekannten einzuführen; er wich aber auf mancherlei Art aus, und einmal wurden sie gar nicht gehalten, weil er nicht mehr auszuweichen wußte. Ich bemerkt' ihm, gleich nach meiner Ankunft, daß ich seine Amala abgemagert, blaß und gedrükt fände. Er gab das, mit einer besorgten Mine zu, sagte mir aber

dabei, daß sie, nach der Aerzte Meinung, Landluft bedürfe, daß ihr Geist sich nur in einer schönen Natur erhebe, daß er sie darum, gleich mit dem Früling, auf eins ihrer Landgüter führen wolle; es thue ihm nur weh, daß seine Hofstelle (er hat sich zum Kammerherrn machen lassen) ihn abhalte, immer bei ihr zu seyn, u. d. gl. Ich antwortete ihm, daß sich Amala in der Einsamkeit, ohne ihn, gewis nicht erholen werde, da er mir ja selbst gesagt, wie sehr sie ihn liebe; daß die Gegend um Cassel, gewis die schönste sey, in der man irgend leben könne; daß er ihr eine Wohnung, nahe an Napoleonshöhe mieten soll; da er immer bei ihr seyn, und seinen Hofdienst doch versehen könne. In das alles wolt' er aber nicht eingehen, weil es seinem Lebensplan entgegen war. Ich glaube nicht, sagt' er, wie lästig ihr fast jede Gesellschaft sey; wie viel traurigr sie immer nachher werde; wie wenig ihre Gesundheit das lange Nachtwachen vertragen könne, das doch in einer Residenz, in der Nähe eines glänzenden Hofs unvermeidlich sey. So hatt' ich ihn denn, wo ich ihn haben wolte, nemlich, ihn dahin zu bringen, daß ich Amala mit nach Werdau in

meinen Familienkreis nehmen dürfe. Schon vorher hatt' ich mich mit ihrem Arzt beredet, der mir ganz beistimmte, daß ihr Veränderung des Orts und der Luft, nicht nur heilsam sondern nöthig sey, weil er sonst ein schleichendes Fieber befürchte. So war alles vorbereitet, um Amalien selbst, den Vorschlag zu thun. Ich habe bisher alles angewendet, um ihr Vertrauen wieder zu gewinnen, das ich durch meine starke Aeußerungen gegen Esplandin ziemlich verloren hatte. Ich hatt' ihr die innigste Theilnahme gezeigt, habe nichts gegen Esplandin gesagt, hatte nur ihren Gesundheitszustand, und ihre daraus entstehende Gemüthsstimmung bedauert; nur meine Verwunderung geäußert, daß ich ihn nicht öfter bei ihr finde. Uebrigens hatt' ich ihr all die liebevolle Achtung bewiesen, die sie in so hohen Grad verdient. Vielleicht mogte sie selbst, ohne es sich zu gestehen, dunkel ahnen, daß ich damals, als ich ihr abrieth, nicht ganz unrecht gehabt haben möge. Kurz: als sie auch mit ihrem Arzt gesprochen hatte, entschloß sie sich, obgleich mit schwerem Herzen, mit mir zu reisen. Ohnerachtet alles verstellten Ernstes und affektirter Traurigkeit, bei Esplandin, blikte doch die

Wahrheit se ſtark durch, daß das Herz der überguten Amala, dadurch warlich nicht leichter werden konnte.

Sie iſt alſo izt bei mir, und fült ſich glüklicher wenigſtens heiterer, bei meiner lieben Aeone, als ich ſie in Caſſel ſah. Mir bangt vor der Zeit, wo ich ſelbſt ihre Heiterkeit wieder trüben muß. Denn lieber Wandulf; wenn Sie mich nicht anders überzeugen; wenn ich es durchſezen kann, ſo ſoll Amala nie wieder zu Eſplandin zurükkehren.

Hören Sie meine Gründe!

Eſplandin brachte von Paris einen, wie es ſchien, noch ganz jungen Mann mit, der ein Paar Jahre in Teutſchland leben, teutſch lernen und noch eine Zeitlang bei ſeinem Freunde zubringen wolte. Es iſt ein ſehr ſchöner, feiner, gewandter, und äuſſerlich ſehr gebildeter Jüngling. Eine Zeitlang lebt' er in Eſplandins Haus, in der Folge bezog er hier ein ſehr ſchönes, geſchmakvolles Hotel garni, ſchafft' ſich Equipage und Bedienten an, gab nicht ſelten zu Eſſen, und lebte überhaupt auf einem groſſen Fuß. Eſplandin bringt ganze Tage bei ihm zu, auch wol Nächte, wenn ein Souper, — wie er

ſagt — zu lange dauerte, und er ſeine Amala nicht ſtören mochte. Manchmal machten ſie auch ländliche Exkurſionen zuſammen, die mehrere Tage dauerten. Aeone nahm ihn Anfangs ſehr freundlich auf, in der lezten Zeit aber, behandelte ſie ihn mit kaum zu verbergender Verlegenheit, und mit unbezwinglichem Widerwillen. Dieſer junge Menſch iſt nichts mehr und nichts weniger, als eine Tänzerin, die Eſplandin in Paris unterhalten hat, und die er auch hier noch unterhält. Amala ſcheint ſo etwas zu vermuthen, iſt aber zu gewiſſenhaft und zu gut, um weiter nachzuforſchen, und dies iſt die eigentliche Urſache des geheimen Grams, der an ihrem Herzen und Leben nagt. Eben dieſer ſich verbergen wollende und doch überall hervorblikende Widerwille, gegen einen ſehr artig, feinen, mit ausgezeichneter Achtung ſie behandelnden jungen Mann, den Eſplandin ſeinen Freund nannte, und wie ſeinen innigſten Freund behandelte, bei einem ſo guten Weſen, wie Amala iſt, die alles vergöttert, was Eſplandin achtet, und ſich für Alles intereßirt, was er nur einmal mit Wolgefallen anſieht, war mir unbegreiflich, und brachte mich zuerſt auf den Ge-

danken, ob es nicht eine Art von unwillkürlicher Eifersucht bei Amala sey. Ich beobachtete den jungen Menschen genau, und fand in seiner Gestalt, manchmal auch in seinem Benehmen, so manches weibliche, ich spürte manchmal einen verstohlnen Blik zwischen Esplandin und dem Jüngling auf, wie man eben keinen auf einen Freund wirft, und endlich traf ich beide einmal des Morgens auf dem Sopha, in einer so vertraulichen Stellung, daß mein Verdacht die höchste Wahrscheinlichkeit bekam. Indeß wo ich meiner Sache gewis seyn, nahm mir also einmal den alten Bedienten auf mein Zimmer, der mit Esplandin in Paris gewesen war, und dessen Treue mir Amala so oft gerühmt hatte. Ich sagt' ihm auf den Kopf zu, ich wiße gewis, daß Esplandins guter Freund ein Mädchen sey, das er liebe; ich drang in ihn, er solle mir sagen, wer sie sey, ob Esplandin sie nicht aus einer Familie entführt, sie nicht unglüklich gemacht habe. Wenn dieß der Fall sey; so könne man schwerlich helfen, sey es aber eine Person, die sich freiwillig an Esplandin hingegeben habe; so könne vielleicht Rath geschaft, und der Engel Amala von ihrem schweren Kum-

mer befreit werden. — „Könnte das seyn?“ — brach der treue Mensch aus mit Thränen in den Augen. „Ach! der verdiente einen Stul im Himmel, der unsere engelsgute gnädige Frau wieder froh machte, wie sie sonst war.“ Jezt erzält er mir alles; auch daß die Dirne, neben all ihrer Verschwendung, sich noch Geld sammle, sich große Geschenke machen laße, und den Herrn ausziehen werde, wie sie es schon mehreren gemacht habe. Er bat mich um Gotteswillen, ihn nicht zu verraten, und ich versprach es der treuen Seele, werd' es auch gewis halten. Geben Sie mir nun nicht recht, Wandulf, daß Amala nicht wieder zu Esplandin zurük darf, — der Engel nicht zu dem Satan? Gewis thun Sie das! Aber nun rathen Sie mir, wie ich es anfangen, ob ich Amala langsam vorbereiten, ihr geheimes Mistrauen gegen Esplandin, das gewis in ihr ist, nähren, und sie allmälich zu dem Entschluß bringen soll, sich von ihm zu trennen; oder ob ich schnell zufahren, und sie auf einmal überzeugen soll, daß ihr hochwerther Esplandin — aus einem Lüstling, ein Wüstling, und aus einem Wüstling ein verblendeter Böse-wicht worden ist. Schreiben Sie mir bald,

wenn Sie alles reiflich geprüft haben. Ich sehne mich unbeschreiblich nach der Zeit, wo ich fest entschlossen bin, wie ich handlen soll.

Leben Sie wol.

Sechs und vierzigſter Brief.

Wandulf an Edelwald.

Grenzau.

Schrecklich, wohin dieſer Hang, ſeine Begierden zu befriedigen, die Menſchen führen kann! Wir kannten dieſen Eſplandin als einen biederen, offenen, freimüthigen, dabei recht kräftigen, oft edel handelnden Mann, unfähig, eine Unwahrheit zu ſagen, ſich zu verſtellen, hinter dem Rüken eines Freundes, oder irgend eines Menſchen, gegen ihn zu handeln. Die beſten, edelſten Männer ſucht' er auf, und gefiel ſich auch nur in der Geſellſchaft der beſſeren Weiber. Ein Durſt nach Vergnügungen war in ihm, und es wurd' ihm ſchwer, ſich ein Vergnügen zu verſagen. Aber was iſt nun aus ihm geworden! Ein Böſewicht, der mit Ruhe, Glük und Leben eines trefflichen Mädchens ſpielt, — eines Mädchens, das ihn unbeſchreiblich liebt, alles

für ihn thut und hingiebt. Sie mordet er langſam, ſchrecklich und verſäzlich, blos um ſeine Wolluſt, ſeine Sinnlichkeit zu befriedigen, lügt, betrugt, ſucht alle ſeine Freunde zu täuſchen, heuchelt ihnen, und giebt alles einer ſchlauen Kokette hin, die ihn auslacht, und weggeht, ſobald ſie ihn bis aufs Hemd ausgezogen hat.

Sie haben recht Edelwald! Nein, in die Klauen dieſes Menſchen, oder Unmenſchen muß Amala nicht wieder kommen; ſie muß gerettet werden, weil ſie noch zu retten iſt. Sie fülen indeß wol ſelbſt, daß ſie erſt von ihrer eigenen Gutmütigkeit, von ihrem felſenfeſten Glauben — ich möchte ſagen, gerettet werde, ehe man ſie von Eſplandin retten kann. Dieß iſt aber möglich. Sie haben Eſplandins Briefe noch in Händen, die von ſeinem Plan auf Amala unwiderruflich zeugen. Suchen Sie ſich eben ſolche Gewisheit zu verſchaffen, daß Eſplandin ein Mädchen mit von Paris gebracht habe, daß er mit ihr lebe, daß er ihr Vermögen mit ihr durchbringe, und ſie wird ſich retten laſſen. Amala ſcheint mir ſehr gut, aber nicht ſchwach. Wo ein ſo feſter Glaube iſt; wo man gegen alles Zureden ſeinem Glauben ſo ruhig folgt: da

iſt keine Schwäche ſondern Kraft. Es wird ſchwer halten, Amala zu überzeugen, daß Eſplandin ein Böſewicht ſey. Iſt ſie's aber einmal überzeugt, ſo wird ſie eben ſo feſt in ihrem Entſchluße ſeyn, ſich von ihm zu trennen, wie ſie bei einem andern Glauben, feſt in dem Entſchluß war, ſich zu verbinden mit ihm. Haben Sie ſich alſo einmal die Zeugniße von Eſplandins ſchändlicher Behandlung eines liebenden Weibes verſchaffe; dann zögern Sie nicht. „Gießen Sie ihr den Treyſen Geiſt nicht in einen Eimer voll Waſſer," wie Odoardo ſagt. Bereiten Sie nicht lange vor, ich fürchte ſie iſt ſchon vorbereitet genug, ſondern reißen Sie ſie, wo möglich, in einer Stunde aus der Ungewißheit. Es giebt keinen peinlicheren Zuſtand, als Ungewißheit über etwas, wovon unſer Glük und unſere Ruhe abhängt. Die ärgſte Gewißheit iſt erträglicher. Und iſt Amala gewonnen; dann muß gleich auf Scheidung geklagt werden. Man muß alle Papiere vorlegen, die Beweiſe für das ehebrecheriſche Leben Eſplandins und über ſeine ſinnloſe Verſchwendung beibringen, und von den Gütern noch retten, was zu retten iſt. Ich hoffe, Amala hat ſie noch in Händen,

Eſplandens Schrift, daß er Verzicht auf das Geſchenk ihrer Güter thue, ſo bald ſie es wolle. Jezt macht ſie Gebrauch davon. An dem Urtheil des Richters iſt nicht zu zweifeln; und ſo iſt ſie den Taugenichts los, der ihr ganzes Vermögen verzehrt, ſie arm und kränklich verlaßen hätte, und auf ein anderes Abentheuer ausgegangen wäre. Sie haben dann gewis ein ſehr gutes Werk gethan. Sorgen Sie für alle nöthige Beweiſe, ehe der Sturm losbricht, der ſchrecken aber auch die Luft reinigen wird.

Sieben und vierzigſter Brief.

Adelaide B. an Roſalie Grambold.

Holdheim.

Sagte dir denn dein Inneres nichts, als du meinen Rath begehrteſt, ob du nicht deine Aemilie zu einer Heirat mit dem reichen, aber, wie du ſelbſt ſagſt, etwas abgelebten Harthaus bereden ſollteſt? Fühleſt du nicht, ehe du es hinſchriebſt, wie mein Rath ausfallen werde? Man ſieht, daß du nie liebteſt, oder nur oberflächlich geliebt haſt, wenn du die Liebe einen Rauſch nennſt, der bald verübergehe, und uns meiſt noch Kopfweh hinterlaſſe. Man ſieht, daß deine ehemalige Heftigkeit, dein Steifſinn, der Deſpotismus gegen deinen Mann, ſich unvermerkt in einen Deſpotismus gegen dein Kind verwandelt hat, weil du einen frevelhaften Eingriff in ihre heilige Freiheit machen willſt. Ja; es iſt nichts anders. Deine Aemilie iſt ein

freies Wesen, so gut wie du, weil sie, so gut wie du, ein Mensch ist. Die sechszehen Jahre, die du älter bist, machen sie nicht zur Sklavin, und dich zur Despotin; und dein Verhältniß, als Mutter, eben so wenig. Wärest du Mutter, so würdest du die Freiheit deiner Tochter respektiren, und nicht ihre Neigungen zwingen wollen, die kein Mensch auf Erden zwingen kann, also auch nicht soll. Du würdest sie nicht zwingen, Heuchlerin zu werden, gegen den Mann, den sie vor Andern ehren, dem sie ihr volles Zutrauen geben soll. „Ich will sie nicht zwingen," sagst du, „sondern ihr nur zureden, und ihr vorstellen, was zu ihrem Glük dient." — Als ob Zureden einer Mutter nicht der ärgste Zwang wäre, den man gegen eine gute Tochter anwenden könnte! — Es lautet hart, wenn man es sagt, aber es ist wahr: durch dieß Zureden willst du sie zwingen, das Unmögliche sich zur Pflicht zu machen. Ihre Pietät gegen dich willst du zum Kerkerraum brauchen, um sie — laß mich's gerade sagen — in eine Hölle zu reiten, aus der sie nur durch den Tod erlöset werden kann.

„Du willst ihr vorstellen, was ihr Glük

ſey!“ — Du — ihr? Weißt du denn, was das Glük deiner Aemilie iſt? Weiß ſie es ſelbſt, wenn ſie nicht ihr Herz befragt? Ein reichliches Auskommen, ein gutes Wirtum, macht es das Glük des Herzens, das Einzige, was dieſen Namen verdient? Kann nicht das Herz ſchmachten und verſchmachten bei allem äuſſeren Ueberfluß, und ſind nicht, wer weiß, wie viele tauſend Herzen verſchmachtet, und viele tauſend Mädchen an einer unglüklichen Liebe, oder wie die Engländer ſehr menſchlich ſagen, an einem gebrochenen Herzen geſtorben? Und wenn ſich deine Aemilie auch in ihr Schikſal fügt, alſo nicht poſitiv-unglüklich wird, kannſt du ſie ſchadlos halten, durch einen warmen Ofen, und höchſtens ein Paar farbenloſe Landſchaftszeichnungen, für den Früling der Liebe, den ſie genießen konnte, zu genießen berechtigt war? Wird nicht dieſer entbehrte Früling, dieſer froſtige April gegen einen blühenden May, mit ſeinem Einfluß das ganze Lebensjahr verderben, ſo daß keine Traube häuslicher, im Herbſt des Lebens erſt recht erquikender Freuden, zur Reife kommen kann? Hoher Liebesgenuß im Früling des Lebens, ſtält

gegen die Leiden, die noch kommen können, wie voller Frülingstrieb in den Pflanzen, gegen Insekten schüzt. Wie wird deine Aemilie die Lasten des ehelichen Lebens tragen, wenn sie seine Freuden nie geschmekt hat? Nichts veredelt mehr, als Liebe, die sich mit Pflichtgefühl einen darf. Das Heiligste im Menschen fließt mit Liebe zusammen, erhält durch Liebe seine Schwungkraft, um sich zu erheben zu dem Unendlichen, der die Liebe heißt. Und du wolltest dem Kind deines Bluts und Herzens, dieß Veredlungs- und Erhebungsmittel, zur Sünde machen? Zu Gift sollt' ihm dieser Lebensbaum werden, der in sein Paradies gepflanzt war, da es doch nicht gesündigt hatte? Ja, zu Gift, Rosalie! Liebte deine Aemilie jezt schon, so muß sie, als würd' es den Tempel in der Asche legen, dieß stille, heilige Feuer in sich auszulöschen suchen, das sie, wie eine Vestalin bewahren sollte. Liebt sie noch nicht, bist du sicher dafür, daß sie später, den Mann findet, den sie lieben, vielleicht allein lieben kann? Und wenn sie ihn findet; wie wird und muß sie ihr Leben durchtrauren, durchwachen, durchkämpfen, wie man in gewissen Kopfkrankheiten

gegen das natürlichſte Wirkungs- und Heilmittel, den Schlaf, wählen und kämpfen muß? Welchen Verſuchungen iſt ſie ausgeſezt, durch ihr Herz, durch das heiligſte Gefül, was in einem Menſchen erregt werden kann? Und dieſen, lebenslang dauernden Bewachen, Kämpfen, Trauren, dieſen mächtigen, für innerlich geſunde Menſchen grade ſchwerſten Verſuchungen wolteſt du deine Aemilie ausſezen, blos damit ſie — beßeres Brod zu eßen, ſchönere Kleider anzuziehen habe, vielleicht, statt ihre Füße zu brauchen, in einem Wagen fahren könne? Nein, Roſalie, das kannſt und wirſt du nicht.

Wie? wenn nun deine arme, hingeopferte Aemilie wirklich ein Opfer würde, ſich überwinden wolte und nicht konnte, und ſich abhärmte, und eine wolthätige, vielleicht von ihr herbeigeſehnte Schwindſucht ihr Herz frei machte für eine andere Welt, wo keine Mutter und kein Vater mehr durch zärtliches Zureden deſpotiren, biſt du ſicher, daß dir dein Gewißen nicht den fürchterlichen Namen: Kindermörderin, in die Ohren und ins Herz ruft, und du nun, wie einſt Kain, keine Ruhe mehr findeſt auf Erden, und wie Malbet den blutigen Dolch, ſo die todten:

blaße, abgezehrte Gestalt deiner Aemilie immer vor dir siehst, wie sie den Tod an ihrem Herzen heransteigen fült, und dir die Hand reicht, und ohne Worte sagt: „Ich hab' ausgelitten!“? Nein Rosalia, das kannst und wirst du nicht.

Du sagst mir, gar viele Ehen aus Neigung seyen unglüklich und gar manche aus Convenienz seyen glüklich. Das mag seyn und ich selbst kenne solche Beispiele. Aber welche Menschen sind es, die auf diesem Wege unglüklich oder glüklich wurden? Und unter welchen Umständen wurden sie es? Die Unglüklichen täuschen sich entweder in Hinsicht ihrer Neigung; wähnten zu lieben, und liebten nicht. Aber ein Theil war vorher verdorben durch Koketterie, Liebelei oder Ausschweifungen. Und die sogenannten Glüklichen sind Menschen die zu keiner eigentlichen Liebe fähig, eben eßen und trinken, wirtschaften und spielen, sich amusiren und fortvegetiren, die Jedermann hätten heiraten können wenn ihnen Gelegenheit dazu, in der Ehe hätte werden können. Die beßeren Weiber unter ihnen, dehnen die Flitterwochen zu Flittermonaten aus, bis sie ein Kind haben, das denn ihr ganzes Liebesbedürfniß befriedigt und ihnen jede an-

dere Glükſeligkeit erſezt. Geſezt alſo auch, dies könnte geſchehen, es wär' ein möglicher Fall; weltest du denn Ruhe und Glükſeligkeit deiner Tochter auf ein ſo fürchterliches Hazardſpiel ſezen, auf ein Spiel um Leben und Tod? Nein Roſalie; das kannſt und wirſt du nicht.

Was dein Grambold ſagt, Liebe ſey ja ohnehin nur ein kurzer Rauſch, den man nicht verſchlafen aber wegarbeiten müße, eine Kongeſtion nach dem Herzen, die man ohne großen Widerſtand, durch das Mittelſalz des Spotts ins Gleichgewicht bringen könne, oder durch eine külende Aderlaß heilen müſſe. — Das alles zeigt nur, daß er Liebe nie kannt', alſo gar nicht urtheilen dürfe, ſo wenig wie der, ohne Augapfel geborne, von den Freuden und Leiden reden muß, die man durch die Augen genießen kann.

Daß von dieſer Heirat, das Glük die Ruhe Eures Alters abhänge; daß doch ein Kind ſchuldig ſey, auch etwas für das Glük ihrer Aeltern zu thun, da ſie ſo viel für es gethan haben — Roſalia ich bitte dich, rede mir keine Sylbe mehr davon. Es empört mein Inneres, ein Kind zu haben, das ſo etwas ſagen kann. Ich be-

ſchwöre dich, kein Wort darüber deiner Aemilie zu ſagen, wenn du wilſt, daß ich je dein Angeſicht wieder ſehen ſoll. Wie? das nennſt du etwas für Euch thun, wenn dein Kind das ganze Glük ſeines Lebens hingiebt? Und das könnte für Euch ein Glük ſeyn? Das könnt' Euch Ruhe geben? Nur ein böſer Geiſt könnt' Euch ſo ein Glük, ſo eine Ruhe bereiten und er würde hohnlachen, wenn er Euch das Aqua toffana eingeflößt und eingegeben hätte. Mit ſolchen Zinſen hätte nie ein Erzwucherer einen Gedrängten zu Grunde gerichtet, wie Ihr Aeltern Eure Tochter zu Grunde richten würdet, für die Sorge und Koſten ihrer Erziehung. Ihr würdet jenen Götzendienern gleich, die ihre eigene Kinder dem Molech opfern, — auch um Ruhe zu haben für ihr Innerers.

Nein, ſo kann Grambold, ſo kann meine Meſalie nicht handeln.

Laſſet Eurer Tochter völlig freie Wahl. Ihr ſelbſt, Eure Anſicht darf dabei gar nicht in Betrachtung kommen: denn nicht Ihr ſollt mit dem Manne leben, ſondern ſie. Gebet ihr Zeit, den Mann kennen zu lernen, ſorget aber vielmehr, daß ſie ihn von allen Seiten kennen

lernt. Zeigt ihr wieder Verdruß und Traurigkeit, wenn sie sich zurückzieht, Hartheit muß wissen, daß Amalie nicht bezwungen und nicht beredet werden soll. Und sie läßt es seinen Weg gehen, und Ihr könnt ruhig seyn, wie er aufgehen mag. Eure Mutter wird es auch seyn; nie aber, wenn Ihr durch Zureden in das Schicksal Eurer Amalie eingreift, die mir so lieb ist.

[illegible]

an die Tagesordnung gekommen.*) Bienen-, Baum-, Vieh- und Rindszucht, Fischen-, Hopfen-, Tabak-, Baumschulen- und Schul- [illegible], Kinder-, Eltern-, Gatten-, Ges- ind- und Menschenliebe soll aufgemuntert werden — durch Geld oder Medaillen. Es ist freilich unstreitig, daß das öffentliche Aufmuntern, vorzüglich, ein lobenswerter Akt, was wirklich [illegible] gelungen werden kann. Was aber [illegible] Hoffnung giebt, ist die große Hoffnung, die man von diesen Aufmunterungen zu haben scheint. Man fürchtet nemlich offenbar, daß die Anlockung der, einer Aufmunterung Würdigen oder Bedürftigen, zu groß werden möge, weil das Gegentheil mit weiser Vorsicht erklärt, daß man nur im Mittelstand Verdienste um den Staat haben, und daß nur Bürger, als Glieder des Staats anerkannt werden können. Mit Recht glaubt man, dabei nichts für den Staat zu verlieren, da man aus langer Erfahrung weiß, daß die übrigen Stände nicht

*) [illegible]

[illegible]

leicht schlummern, also nicht ermuntert zu werden brauchen. Diese Einrichtung verdient also nicht den Tadel, den sich manche Aufmunterungssüchtige darüber erlauben; denn alle Prämien und Aufmunterungen werden nicht bestimmt, wenn Jemand sie schon verdient hat, sondern, damit man sie verdienen möge. Man will jezt blos Schätze geben, und giebt sie, damit man sie einst verdiene. Weise Regierungen haben es immer so gemacht; denn noch erinnr' ich mich, daß ich als [illegible] Jüngling einmal fragte, warum man bei einem elenden Weg, doch Chausseegeld bezahlen müsse, wurd' aber sogleich belehrt, daß man es eben darum bezahle, damit der Weg gebessert werden könne; eine Wahrheit, deren [illegible] Vortheil mir auch bald einleuchtete.

Man will die Regierung Vorschläge haben, wie man sämtliche [illegible], [illegible] Platz, [illegible] Verdienst, [illegible] Geschäfte, aufmuntern könne, daß sie, auch zu schlummern scheint. Es ist von [illegible] [illegible] die Rede. Ich habe meine eigenen Gedanken dabei, traue mir selbst aber nicht recht, und hätte Sie da-

her, mir Ihre Meinung zu sagen. Thun Sie's aber bald, weil ich das Gutachten so geschwind wie möglich, vom Hals und vom Herzen haben möchte.

Neun und vierzigster Brief.

Wandulf an Hugo.

Grenzau.

„Wenn doch alle Weiber nur den Fehler dieser Sclave hätten!“ So sprach es unwillkührlich in mir, lieber Freund; als ich ihren Brief gelesen hatte. Immer bleibt es ein Fehler, oder vielmehr eine Schwachheit, Kleinheit, ein häusliches, heimisches Wesen, sich nie aus seinem gewohnten Zirkel herauswagen zu wollen, vor Allem zurükzuheben, was anders kommt, als es alle Tage ist; aber ich bin sicher, die Männer leiden weniger unter dieser Kleinheit, als unter Manchem, was als Größe bewundert wird. Werden Sie also nicht ungeduldig, wenn Ihnen die wunderliche Aengstlichkeit manchmal lästig wird, was ich wol glauben will. Der Wolstand, die Freundschaft, die feinere Humanität kann es manchmal erfordern, Menschen bei sich zu sehen, die Mancherlei außeror-

dentliche Arbeiten im Hause nöthig machen. Sagen Sie es mit Ruhe, mit kurzen Winken auf die Gründe. Wegängstelen dürfen Sie sich die Sache natürlich nicht lassen. Sie würden so den Wolstand, die Freundschaft, die feinere Humanität beleidigen. Verfallen Sie also nicht in die Schwachheit mancher Männer, die um des lieben Friedens, oder vielmehr um ihrer geistigen Gemächlichkeit willen, Alles im Hause gehen lassen, wie es geht, wenn auch Wolstand und noch höhere Pflichten darunter leiden sollten. Das wäre ja nicht männlich; und könnt' im Grund Ihrer Selane selbst nicht gefallen, wie denn das Unmännliche keinem Weib gefällt. Nein; Sie bestehen auf Ihren Sinn; aber sanft sey die Art, wie Sie darauf bestehen. Selane ist gut; Sie werden von ihr geliebt; also wird sie nicht trozen, noch weniger maulen. Sezen Sie also voraus, daß die Einrichtung gemacht werden müsse, und bereden Sie sich nur mit ihr, über die beste Art, wie es geschehen könne. Ueberlassen Sie Manches, Ihrer freien Wahl, oder geben Sie ihr nach, wenn es nicht Wesentliches betrift. Ich bin sicher, daß sie weniger ängstlich, in der Aus-

führung ſeyn wird, als in der Vorſtellung davon. Billigen Sie die Aufführung, wo Sie es mit Recht können, und es wird mit der Zeit beſſer gehen. Kommen Fremde zu Ihnen, oder überhaupt Männer, denen Selane eine höhere Bildung zutraut, mit denen ſie keine Unterhaltung fortſezen zu können wähnt; ſo thun Sie Alles ſie ins Geſpräch zu ziehen. Lenken Sie es auf etwas hin, worüber ſie gut und gern redet. Haben ſich Fremde einmal mit ihr eingelaſſen; dann iſt das Eis ſchon gebrochen; Alles kömmt in Gang und Niemand wird oder bleibt verlegen. Selane verdient auf alle Fälle, daß Sie ihr Muth machen, und ſie immer ſanft behandeln, wenn auch Ihre Ungeduld manchmal gereizt wird.

Ueber die ſogenannten Aufmunterungen möcht' ich eigentlich kein Wort ſagen. Schon längſt haben ſie mich angeekelt oder empört. Durch Geld zu Menſchenverachtung oder Menſchenliebe ermuntern, heißt die Leute auf einen Miſtwagen zum Olymp erheben wollen. Wer ſein Leben wagt, und eines Andern Leben rettet, um zwanzig Gulden oder zwanzig Louisd'or zu verdienen, den ſelte man gleich in ein

Tollhaus einsperren; wer es thäte, um sich eine Medaille zu verdienen, der hat sich selbst an einen moralischen Pranger gestellt, von dem er sich so leicht nicht losarbeiten wird. Und that er's aus Mitleid, aus innerem Drang; muß er nicht innerlich entehrt werden, wenn man ihn durch ein Paar elende Goldstücke belohnen will; belohnen, da ihn sein Herz, sein Bewußtseyn, über alles Geld der Erde erhebt? Recht, daß der Staat solche Menschen schätzt, daß der Regent ihnen seine Wertschätzung zu erkennen giebt. Aber er soll sie nicht entehren, durch Bezahlung; er soll nicht den demütigenden Gedanken in ihm wekken, als hält' ihn sein Fürst für eine so feile Seele, die sich für eine Handlung der Menschlichkeit ablohnen ließ. Er gehe zu ihm in sein Dorf, in sein Wohnhaus, mit der Obrigkeit des Orts, oder laße ihn zu sich kommen, auf die Parade, auf den Schloßplatz, an einen öffentlichen Ort; er drüke ihm die Hand, und bezeug' ihm seine Freude, wieder einen braven Mann in seinem Lande zu kennen. Er geb' ihm sein Bild, und laß' ihn selbst malen zu einer Sammlung braver Männer, zu denen ein eigener Saal bestimmt ist,

in dem ſich das Miniſterium oder der geheime Rath verſammlet. Das wird beſſer wirken, als eine, für Rettung eines Menſchenlebens beſtimmte Taxe, und wenn ſie auch höher als zwanzig Gulden wäre. Ich ſah einſt, daß der Schulviſitator in Ligtheim, einen Schullehrer öffentlich, in Gegenwart aller Aeltern und Kinder umarmte, und der Schullehrer mit ſeiner ganzen Familie fülte ſich geadelt für immer, weil der Schulviſitator im allgemeinen Anſehen ſtand. Nur durch hohe Achtung, durch Liebe belohnt man Liebe und Menſchlichkeit, wenn anders ein Fürſt ſie zu belohnen im Stande iſt.

Ja, man mag durch Prämien zu gewiſſen Zweigen der Induſtrie aufmuntern, die der Staat für vortheilhaft hält, wiewol evidente und allbekannte Beweiſe von den Vortheilen dieſer Induſtriezweige immer die beſte Aufmunterung ſind. Aber etwas Inneres, Menſchliches Heiliges ſoll man nie belohnen, dazu ſoll man durch keine äußere Vortheile ermuntern wollen, wenn man es nicht zu einer Waare herabwürdigen, und das Heilige mit Koth beſudeln will. Geld iſt auch Koth, und beſudelt mehr als jeder andere.

Aber nun gar — ſtille häusliche Tugend, Kinder- Aeltern- Geſchwiſterliebe hervorziehen, zur Schau ſtellen, lobpreiſen, belohnen, das iſt ein Beginnen, das kein Satan ſcharfſinniger hätte ausdenken können, um das Menſchengeſchlecht in ſeinem verborgenſten Keim zu verderben, um auch dahin Gift zu bringen, wohin es auf keinem andern Weg kommen konnte. Eine ſtille Tugend will man recht zur Schau ſtellen, damit es mehr ſtille Tugenden gebe! Einen Sinn, deſſen größter Werth darin beſteht, daß man ſeinen Werth ſelbſt nicht kennt, will man weken, durch eine Anſtalt, bei der er dem ganzen Lande bekannt werden muß! Ob man es nicht auch in die Landeszeitungen wird einrüken laſſen, wenn Jemand andächtig gebetet hat, um die Landeskinder zur Andacht zu ermuntern! Sicher welken die Roſen des ſchönſten Mädchens, an dem Tag', da ſie als Roſenmädchen gekrönt wird. Auf landesherrlichen Befehl ſezt man feierlich in der Kirche, eine Knoſpenraupe an die ſchönſte Roſenknoſpe des Mädchens, das als Roſenmädchen ausgerufen wird, die denn, ihrer Natur nach, die Knoſpe zerſtört, daß ſie nie eine Roſe werden kann. Es iſt uns

begreiflich, daß man dies nicht einſieht. Das Mädchen, das bisher ſeine kranken Aeltern verpflegte, ſeine Geſchwiſter verſorgte, an öffentlichen Vergnügungen wenig Theil nahm, auf ſeinen guten Namen hielt, und dabei nichts anderes zu thun glaubte, als was recht ſey, was jedes ordentliche Mädchen thun würde, die wird jezt hervorgezogen, ſchön gepuzt, im Triumph zur Kirche geführt, öffentlich andern zum Muſter vorgeſtellt, mit Roſen bekränzt, und erhält die Glükwünſche von allen denen, die ſie zu verehren gewohnt waren. Muß denn das Mädchen nicht eitel und thöricht werden? Wird ſie nicht mit einer gewiſſen Verachtung auf andere Mädchen herabſehen, die nicht ſo zur Kirche geführt, gelebt, gekrönt und beglükwünſcht wurden? Muß ſie nicht verderben, wenn ſie kein Engel iſt? Würde ſie es nicht, wenn ſie auch ein Engel wäre? Stolz bringt auch Engel zum Fall. Und die übrigen Mädchen, — welcher Neid wird in ihnen aufgeregt werden! Mit welchen ſcheelen Blikken werden ſie die gekrönte anſehen, die vorher nicht beßer, nichts anders war, als ſie! Statt befruchtenden Regens, hat man einen Mehlthau in die Gefilde des Dorfs fallen

laſſen, der alle Inſekten entwikelt und alle Blüten verdirbt. Und wie werden die Folgen ſeyn! Jedes Mädchen im Dorf wird ſich jezt bemühen, die gute Tochter, die gute Schweſter — nicht zu ſeyn, ſondern zu machen, — nicht um ſeine Pflicht zu erfüllen, nicht aus gutmütiger Liebe, aus ſchönem Inſtinkt, ſondern um auch einmal gekrönt zu werden. Wie wird man intrikiren, wie vielerlei Beſtechungen verſuchen, um eine gekrönte Schweſter oder Tochter zu haben, oder um ſelbſt gekrönt zu werden!

Ich kannte ein ſchönes tugendhaftes Mädchen, die ihre Tugend aufopferte, um als die Tugendhafteſte gekrönt zu werden.

Der Prinz von Ligne ſagt: „die Philanthropie (die bekanntlich einmal in Frankreich alle poſitiſe Religion erſezen ſolte) oder vielmehr die Philanthropomanie (die Menſchenliebelei nicht) iſt eine ſonderbare Erfindung. Iſt denn ein griechiſcher Name eine Sekte, ſind Verſammlungen und Schriften nöthig, um ſeinen Nächſten zu lieben?“ Ich möcht' auch ſagen: die Roſen-

feste, oder vielmehr die Schirlingsfeste sind eine sonderbare Erfindung. Ist denn ein Zug in die Kirche, eine Lobrede, eine Krönung nöthig, um seine kranke Aeltern zu verpflegen oder für seine verwaiſete Geſchwiſter zu ſorgen? Wer ſtärkende Arzneien bedarf, um ſeine häusliche Geſchäfte zu verrichten, der iſt ſehr ſchwach; und wär' er es nicht, ſo wird er's durch die Arznei.

Will eine Regierung wirklich häusliche Tugend, und mit ihr häusliches Glük befördern; ſo ſorge ſie für gute Beamte, Prediger, und Schullehrer. Nicht für Prediger, die in eine Zeitphiloſophie eingeweiht, oder neben ihrer eigentlichen Religionswiſſenſchaft, noch gute Oekonomen, Pomologen, Bienenwärter, Halbärzte oder etwas der Art ſeyn ſollen; ſondern für ächt religiöſe Männer, die wahres Catechetenthum ohne Schulformen, einfach und herzlich, nach der Bibel lehren, und feſt glauben, was ſie lehren und thun, ſich beſtreben, nach dem, was ſie glauben; die den Saamen der Religioſität in die jungen Gemüther ſtreuen und durch Wachſamkeit über Sitten ihn pflegen, die Betrübten tröſten, Kranken zureden und Geter-

bende hinüber begleiten bis an die Pforten jener Welt; die sich durch ihr ganzes Wirken und Leben, Zutrauen bei ihren Gemeinden zu erwerben wissen, und dieß Zutrauen zu nichts anders brauchen, als zur Beförderung der Religiosität, also wahre Pastoren, Hirten ihrer Heerden sind, Priester Gottes und Christus, und dessen Stellvertreter in ihrem Kreis. Nicht für Beamte, die blos Prozeße entscheiden, sich mitunter auf eine feine Art, bestechen lassen, ihr Ansehen durch Despotismus gelten machen, die Strafkassen füllen, die Berichte ordentlich einschiken, und sich vor ihren Obern außer Verantwortlichkeit erhalten, sondern für Männer, die in Hinsicht des Herrschens das sind, was die Pfarrer in Hinsicht des Herzens sein sollen; die väterlich über Gesundheit, Wohlstand, und Sitten ihres Amtsbezirks wachen, die Unordentlichen zur Ordnung weisen, die Nachläßigen anspannen, die Fleißigen, Guten auszeichnen, Prozeße vergleichen oder abkürzen, und mit ernster Festigkeit gesezliche Ordnung erhalten, damit es den Pfarrern dieß leichter werde, durch Vertrauen und Liebe, Sittlichkeit und Religiosität zu befördern. Der Staat sorge für Schullehrer, die, nicht

roh, aber nicht überbildet und noch weniger verbildet, die höchste Ehrfurcht vor Sittlichkeit und Religiosität im Herzen haben, und aussprechen in ihrem ganzen Wesen, die selbst vom Geist der Liebe beseelt, sich die Liebe der Kinder zu erwerben wissen; die Respekt haben, vor der kindlichen Natur, und den Kindern Respekt einzuflößen verstehen, vor der menschlichen; die Bibelkenntniß und Naturkenntniß genug haben, um in die Kinder aus Natur und Bibel, die ersten Keime der Dankbarkeit, des Zutrauens, der Ehrfurcht und Liebe zu Gott, zu pflanzen; die übrigens nicht mit neuen Lese-, Schreib-, Rechen- und Sokratisirmethoden prunken, sondern alles auf das Einfachste und Natürlichste betreiben, sich von ihren Pfarrern leiten lassen, durch das alles aber ihr Ansehen bei den Aeltern der Kinder, gründen und erhalten. Diese Männer, die wahren Stützen des Staats, halte man in Ehren, verschaff' ihnen ein sorgenloses Auskommen, wenn auch darum fünfzig Pferde weniger im Marstall — müßig stehen, ein Dutzend Kammerherrn und Kammerjunker weniger müßig gehen, ein halbes Dutzend Geheimräthe weniger müßig sizen, oder ein Paar hundert

Gardisten weniger müßig herumreiten, wenn auch die Maskeraden, die Opern und Hoffeste weniger glänzend seyn müßten. Der Regent selbst sey Vorbild jeder häuslichen Tugend, und sorge dafür, daß es auch die Ersten des Hofs und des Staats seyen, und was die Hauptsache ist,

er zeige Ehrfurcht vor Religion und ihren würdigen Verkündigern

vor diesem Quell, aus dem die häuslichen Tugenden und jede andere von selbst, rein und lauter fließen, dann wird es keiner Rosenfeste und keiner Medaillen, und keiner Art von Reizmitteln bedürfen, die ohnehin nur eine Rolle spielen, zu einer Maskerade ermuntern, von der nichts als Erschlaffung zu erwarten ist.

Jede Regierung, der das Wohl des Staats am Herzen liegt, wird hierin das herrlichste Mittel zur wahren religiösen Bildung finden.

Fünfzigſter Brief.

Aeone an Wandulf.

Werdau.

Ich muß Ihnen doch von einer Geiſteshypochondrie erzälen, die meinen Edelwald befallen hatte, von der er aber nun glüklich geheilt iſt, und — ohne Ruhm zu melden, — durch mich. Es war eine gar komiſche Geſchichte. Manchmal mußt' ich bei Seite gehen, um zu lachen, weil ich vor Edelwald nicht lachen durfte, da er die Sache ſo ſehr ernſthaft nahm, und darum war mir manchmal auch ganz weh dabei, weil doch wirklich ſeine Ruhe geſtört zu ſeyn ſchien. Sie wiſſen, daß Thorilda von B—s noch in unſerer Nähe lebt. Am folgenden Tag, als Edelwald zurükgekommen war, machte ſie uns einen Beſuch. Sie betrachtete Edelwald von unten bis oben, bracht ihn auf Geſpräche über mancherlei Gegenſtände, ließ ihn erzälen

und urtheilen, widersprach ihm, sagt' ihm hier und da etwas Angenehmes, behauptete die tollsten Sachen, beharrte darauf, oder gab nach, wie es ihr einfiel, kurz: sie begukte seinen Kopf, sein Herz, seine Festigkeit, so wie sie seine Augen, seine Nase, seine Figur beguke hatte. Flüchtig, im Weggehn sagte sie mir: „es scheint etwas an deinem Edelwald zu seyn.“ Edelwald schien indeß eben nicht sehr erbaut von ihr. „Ein sonderbares Geschöpf!“ sagt' er, als sie weg war. „So viel Talent, Scharfsinn und Bildung, und Alles mißbraucht, um ja nicht liebenswürdig zu seyn!“ — „Das wollen wir sehen!“ antwortete ich; denn sie kann wirklich sehr liebenswürdig seyn. Sie kam öfter, stritt sich mit mir und Edelwald, oft hartnäkig mit ihm; gab aber am Ende meist nach. Edelwald behauptete seine ganze Männlichkeit gegen sie. Einst, als sie anfieng, ziemlich frei über Religion, besonders über christliche zu sprechen, sagt' er ihr ganz ruhig, aber schneidend-ernst, das Christenthum sey ihm heilig, wie Jedem, der es kenne; wer darüber disputiren möge, der zeige eben dadurch, daß es ihm noch nicht heilig sey. Er lasse jedem

Menſchen gerne ſeine Ueberzeugung; allein man ſolle ihm auch die ſeinige laſſen, und das nicht zum Gegenſtand des Spottes machen, was ihm Gegenſtand ſeiner tiefſten Verehrung ſey. Er werde nicht einmal von Friedrich II., (er iſt ihr Abgott,) in ihrer Gegenwart, leichtſinnig reden, ob er gleich über Manches leichtſinnig geredet und geſchrieben habe, was weit mehr Verehrung verdiene. Dieſe feſte Männlichkeit gefiel ihr. Sie kam faſt täglich und endlich fand auch Edelwald Geſchmak an ihrem Umgang. Wir beſuchten ſie zuſammen, Edelwald auch wol allein. Wir machten Muſik, laſen, urtheilten, plauderten; es kam endlich ſo weit, daß es uns Beiden gar nicht recht war, wenn Therilda nicht zu gewöhnlicher Zeit kam, oder wir abgehalten wurden, zu ihr zu kommen. Ich fand nichts natürlicher als das; auch daß Edelwald lieber mit uns, auch wol mit Therilda allein, ſpazieren gieng, und nicht mehr ritt. Indeß neke' ich ihn manchmal, ſein Pferd müſſ' ihn von Rechtswegen abwerfen, wenn er ſich wieder darauf ſeze, weil er gar nicht mehr reite. Ich würd' es am Ende wol ſelbſt noch reiten müſſen, wenn ich nicht zu ſehr Weib,

und das Reiten kein so männliches Beginnen wäre. Ich lacht' ihn aus, wenn er Abends gegen sechs Uhr, wo Therilda gewöhnlich kam, unruhig in der Stube auf- und abgieng. „Ist sie nun nicht doch, dir zum Troz liebenswürdig werden?" fragt' ich dann einigemal. Und nun gieng mit Edelwald eine sichtbare Veränderung vor. Er war zurükhaltend und betreten in Therildas Gegenwart, vermied sie augenscheinlich, ritt, wenn wir gehen wolten, und gieng, wenn wir zu Haus blieben. Er wurde verlegen, wenn sich ihm Therilda näherte, wie sie in ihrer Unbefangenheit, immer gethan hatte, und näherte sich ihr nie, wie ehemals. Schwer war er zu bewegen, ein Terzett mit uns zu singen; zu einem Duett mit ihr brachte man ihn kaum mehr. Anfangs neke' ich ihn, nach meiner unlöblichen Gewohnheit, sagt' ihm mit Lachen, daß sich alle Phaenomene eines Verliebten an ihm zeigten, daß ich ihn aber nicht loslassen, sondern fest genug halten werde. Verstehen Sie mich, mir kam kein Gedanke daran. Therilda ist ein Wesen, mit dem man sich gern' unterhält, die man interessant finden, deren Umgang man suchen, sich zum Bedürfniß

machen, die aber ein Mann nicht lieben kann, aus dem einfachen Grund, weil ſie kein Weib, ſondern ein etwas fein-gegliederter Mann in Weibskleidern iſt. Ich kenn' eine Menge Mannspersonen, in Aemtern und Würden, die weniger Mann ſind, als Thorilda. Ich kam alſo auf den Gedanken, Edelwald glaube Eiferſucht in mir zu ſehen. Ich ſagte kein Wort, aber ich zeigt' ihm, daß mir kein Gedanke daran gekommen war. Ich ließ ihn mit Thorilda allein, ſo oft es angieng, lud ſie bei jeder Gelegenheit ein, veranſtaltete ihnen einſame Spaziergänge, und war, wenn beide zurükkamen, in meiner roſenfarbenſten Laune. Ich gab ihr Gelegenheit, jedes Talent gelten zu machen, wozu ſie ſich dann auch eben nicht zwingen ließ. Aber Edelwald wurd' immer verlegener, ängſtlicher, und vereitelte meine Abſicht meiſt. Das war's alſo nicht. Auch bat er mich am Ende dringend, ihn mit Thorilda nicht ſo zu peinigen. Ich fragt' ihn, ob er denn ihren Umgang nicht mehr gern habe, und er geſtand mir, daß das der Fall nicht ſey. Ich drang liebevoll in ihn, und endlich kam es heraus, daß er fürchte, ſie möge ihn nur zu ſehr in-

teresiren. Das war's also! der gute, ehrliche Edelwald, fürchtet eine Untreue an seiner lieben Aeone zu begehen; er hielt sein Interesse an Thorildens interessanten Umgang für aufkeimende Liebe, und wolte sich, wie ein Tugendheld zurükziehen. Mogt' ich ihm sagen, was ich wolte; er glaubte mir nicht. Ich nahm mir also vor, ihn gründlich von dieser hypochondrischen Flirre zu heilen, ihn durch sein eigenes Gefül zu überzeugen, daß ihm seine Aeone noch weit unentbehrlicher als Thorilda sey. Ich ließ mich durch eine Freundin nach Hannover einladen, zu einer Zeit, da ich wußte, daß Edelwald mich nicht begleiten konnte. Ungerne sah er's, aber ich that, als merkt' ich es nicht. Ich reisete ab, — auf einige Tage nur, wie ich sagte. Thorilda empfal ich' meinen Edelwald, während meiner Abwesenheit, zu unterhalten; und sie würd' es gethan haben, wenn ich es ihr auch nicht empfolen hätte. Sie kam also regelmäßig am Abend; denn unter ihre Unweiblichkeiten gehörte auch diese, daß sie von aller Verlegenheit Edelwalds nichts bemerkte, die er freilich auch sorgfältig vor ihr zu verbergen suchte. Als die Paar bestimmte Tage

herum waren, ſchrieb ich ihm, daß meine Freundin mich gar zu gerne, noch acht Tage bei ſich zu behalten wünſche; daß ſie ſich nicht recht wol befinde, und durch meine Nähe erheitert würde. (Daß dieß leztere wahr war, verſteht ſich.) Edelwald antwortete mir, daß es ihm zwar leid ſey, mich zu miſſen; daß er es aber meiner Freundin nicht verſagen dürfe. — Von Thorilda kein Wort! — Nach acht Tagen ſchrieb ich noch einmal, daß mich herzlich nach Haus, zu ihm und den Kindern verlange; daß mich aber meine Freundin gar zu dringend gebeten habe, nur noch einige Tage zuzugeben; ich habe den Muth oder die Härte nicht gehabt, es ihr bei ihren Leiden abzuſchlagen. — Edelwald antwortete nicht, kam aber am folgenden Tag ſelbſt. Er verſicherte mich, es ſey ihm unerträglich worden, mich ſo nahe zu wiſſen, und mich doch nicht zu ſehen. Ueberall hab' es ihm gefehlt, und er wolle die wenigen Tage lieber hier zubringen, und mich zurück begleiten. Ich bezeugt' ihm meine Freude über ſeine Anhänglichkeit, ſezt' aber hinzu, daß ich mich gewis nicht würde haben bereden laſſen, wenn ihm Thorilda nicht Geſellſchaft geleiſtet hätte.

„Ja," sagt' er, „wenn du auch da bist; dann hab' ich sie gerne um mich, unterhalte mich gerne mit ihr, und kann ordentlich verlangen auf die Stunde, wenn sie kommt. Aber als du weg warst, wars ganz anders. Ich hört sie nicht recht an, und mogte ihr nicht viel widersprechen. Es war, als wenn mir mit dir das Band fehlte, das uns zusammen häle. Wirklich hätt' ich selbst geglaubt, sie sey mir mehr, als sie mir wirklich ist." — „Also fürchtest du doch nicht mehr, daß sich eine Liebe zu ihr, in deinem Herzen anspinne?" — Ich hieng an seinem Hals, mit vollem Erguß meiner Liebe, als ich dieß sagte. Und nun bekannt' ich ihm den ganzen Zwek meiner Reise, die Ursache meines Zögerns, Alles. Ich bemühte mich, ihm seine eigene Empfindung zu erklären; daß er an dem Umgang, an dem vielseitig-gebildeten Geist, an der Originalität Therilda's Geschmak gefunden, sich in gewissen Stunden, nach diesem Umgang gesehnt habe, wie sich manche Menschen um sechs Uhr Abends nach einer Parthie Ombre sehnen; daß dabei aber noch eine dritte Person, ich z. B. nöthig sey, wie zum Ombre; daß man überhaupt,

manche Perſonen nur durch oder vermittelſt einer Dritten, recht genießbar finde, wie die Quinte zur Terzie und Oktav angeſchlagen werden muß, um einen Akord zu machen, oder wie man manche Landſchaften nur bei Mondſchein recht intereßant finde, oder Hakert'ſche Transparenten, blos von hinten erleuchtet, in einem verfinſterten Zimmer. Daß man Thorilda als Menſchin intereßant finden, aber nie als Weib lieben könne. Es fiel ihm Anfangs auf. Sein männlicher Stolz ſchien etwas beleidigt. Als ich ihm aber alles entwikelte; daß unſer häusliches Glük durch ſeinen Wahn hätte geſtört werden können; was Thorilda von ihm gedacht haben müſſe, wenn er ſich noch merklicher, endlich auch ihr merklich, von ihr zurükgezogen hätte, daß ſie am Ende ſelbſt hätte glauben müſſen, was er ſich eingebildet habe; daß mein Zureden und Vorſtellen fruchtlos geweſen ſey: daß ich eben kein anderes Mittel habe ausdenken können, ihn zur Ueberzeugung ſeiner immergleichen Liebe zu mir zu bringen, und zur Ruhe. Da erkannt' er das Wohlthätige meines Heilmittels, und ſeit der Zeit iſt alles gut. Nur eine gewiſſe Schaam vor mir iſt ihm zurükgeblieben, und ein gewiſſes

Mißtrauen in seine Menschenkenntniß, was ich nicht leiden mag, was auch noch weg muß. Nie muß sich ein Mann vor seiner Frau schämen dünkt mich; nie muß er irre werden an sich selbst nie die Zuversicht verlieren, die dem Mann in hundert Fällen unentbehrlich ist. Manchmal ist mir's deßwegen so, als hätt' ich's nicht thun sollen, wenigstens wolt' ich das heroische Mittel nur dem Weibe rathen, das der Liebe ihres Mannes ganz sicher ist, und eben so sicher, daß sein Stolz nicht allzutief gekränkt werden könne daß seine Liebe noch größer sey, als sein Stolz.

Unsere gute Amalia ist jezt in einer Krise die alles entscheiden muß. Ihr Inneres ist sehr krank, wie das Aeußere bei jeder Krise. Sie fühlt, daß sie alles verlieren werde, wenn sie ihren Grafen verliert, und doch — aber Edelwald wird Ihnen nächstens darüber schreiben.

Ein und fünfzigster Brief.

Amala, geborne Lindow, an Theophan.

Werdau.

Meine mütterliche Freundin, Adelheid Külthal, hat mir so viel Gutes von Ihnen gesagt, ehrwürdiger Herr, Ihre Briefe, die sie mir vorlas, und der würdige Herr Oberamtmann Edelwald, mein Beschüzer und hoffentlich mein Retter, haben es so ganz bestätigt, daß ich in meiner Bedrängniß meine Zuflucht zu Ihnen nehme, und mir, mit vollem Vertrauen, Ihren Rath erbitte, in einer Sache, von der das Glük und die Ruhe meines Lebens, vielleicht aber auch mein eigenes Heil abhängt.

Ich bin seit zwei Jahren an einen gewissen Major Esylandin verheiratet, einen sehr liebenswürdigen Mann, den ich für sehr gut hielt, der aber nicht ganz gut ist, wenigstens nicht

gut an mir gehandelt hat; von dem ich glaubte, er liebe mich, der mich aber nicht liebte, vielleicht nicht lieben konnte, und nur mein liebendes Herz befriedigen wollte. Ich quäle mich sogar noch manchmal mit dem Gedanken, daß er vielleicht gut geblieben wäre, wenn er eine liebenswürdigere Person, als mich gefunden hätte, daß er vielleicht aus Verzweiflung sich in ein Gewirr von Lustbarkeiten geworfen habe. Freilich zeigen seine Briefe an den edlen Edelwald, schon vor seiner Verbindung mit mir, daß er — Nebenabsichten dabei gehabt habe, die nicht edel waren; daß er schon damals entschlossen war, nach Paris zu reisen. Freilich hat er in Paris viel Geld gebraucht, und man sagt mir allgemein, daß die Kunstsachen, die er mitgebracht, nicht viel werth seyen. — Aber was thut das? Ist es ja nur Geld, das mich nicht glüklich macht, ohne das ich aber recht gut glüklich seyn könnte. Indeß bin ich mir bewußt, daß ich ihn treu und redlich geliebt, daß ich an seine Redlichkeit wie an Gott geglaubt habe. Und noch jezt — ich wäre weit ruhiger, wenn er mir gleichgültiger wäre. Noch jezt will mir's oft nicht in meinen Sinn, daß er es nicht red-

lich mit mir gemeint haben ſolte. Daß er mich indeß nicht mehr liebt, vielleicht nie geliebt hat, deſſen bin ich zu gewiß, weil er — eine andere liebt, und mit von Paris gebracht hat. Weiter etwas darüber zu ſagen, kann ich nicht über mich gewinnen; Herr Oberamtmann Edelwald wird Ihnen beſtimmtere Kunde geben.

Sie werden daraus ſehen, daß ich mich von ihm ſcheiden laſſen muß, wenn ich nicht mein ganzes Vermögen — doch, das wäre noch das Wenigſte! — wenn ich nicht das Glük und die Ruhe meines Lebens verlieren will. Das ſeh' ich ſelbſt ein. Allein ich muß das alles verlieren, aufopfern, und bin bereit dazu, ſo bald die Scheidung von unſerer Kirche verböten, alſo vor Gott unrecht iſt. Lieber hier eine kurze Zeit unglüklich, wo mir doch kein Glük mehr werden kann, als dort. — Ich habe Sie als einen Mann kennen gelernt, der ungeſcheut die Wahrheit ſagt, wenn er gefragt wird, wenn ſie auch den Fragenden noch ſo hart auffallen ſolte. Sagen Sie mir alſo auf Ihr Gewiſſen, wenn Sie Herrn Edelwalds Brief geleſen haben, ob ich mich nach den Geſezen unſerer Kirche ſcheiden laſſen darf, oder nicht. Ich weiß wol, daß

manche Lehrer unſerer Kirche behauptet haben, Scheidung ſey erlaubt: aber das wird mich nicht beruhigen. Sagen Sie mir, was die Vorſchrift der Kirche iſt, durch ſie redet Gott zu mir; ihr will ich folgen. Entſcheidet ſie, daß ich in Verbindung mit Eſplandin bleiben ſoll; ſo will ich ihn zwar durch meine Gegenwart nicht beläſtigen, ſondern ihn ungeſtört leben laſſen, mit der Perſon, die er liebt, und die er ſich ohne Nebenabſichten gewält hat. Aber ich werde mich immer als ſeine Gattin betrachten, ihm mein Vermögen überlaſſen, und nur ſo viel behalten, als zu meinem Unterhalt und zu den kleinen Wohlthaten nöthig iſt, die ich ſchon ſeit mehreren Jahren einigen armen Familien beſtimmte; ich werde den Reſt meines Lebens in einem Kloſter, oder ganz abgeſondert von der Welt zubringen und Gott danken, daß ich noch hier büßen kann, für die Eitelkeit, zu glauben, daß ein Mann von Eſplandins hohem Geiſt und Genialität, an einem gutmütigen aber unbedeutenden Mädchen alles finden könne, was ſein Weſen bedarf.

Ich erwarte mit Sehnſucht Ihre Antwort.

Zwei und fünfzigster Brief.

Edelwald an Theophan.

Werdau.

Ich lege Ihnen, verehrter Mann, hier einen Brief von einem der beſten kindlichen Weſen bei, das ſich je an einen Mann mit ihrem ganzen Herzen gehängt hat, und von ihm getäuſcht worden iſt. Es iſt ein ehemaliger Bekannter von mir, der Major von Eſrlandin, dem ſie Herz, Hand und Vermögen hingegeben, und der ſie um das alles betrogen hat. Da er jedes Jahr mehr ausgab, als einnahm, und Luſt hatte, noch weit mehr auszugeben: ſo baut' er einen Finanzplan auf das Vermögen des guten Mädchens, das ziemlich anſehnlich iſt, und er that dies um deſto lieber, da er ſie kennen gelernt, und ſie ihm gefallen hatte. Auch ihre gutmütige Kindlichkeit, Beſcheidenheit, ihr prätenſionsloſes Weſen paßte ganz in ſeinen Plan. Er machte ſich

mit ihr bekannt, und wurde bald von ihr geliebt, da er sehr liebenswürdig ist. Sie verlobten sich; er wußt' es so einzuleiten, daß sie ihm gleich im Ehekontrakt ihr ganzes Vermögen schenkte, und nun ging er nach Paris, wo er sich allen Ausschweifungen überließ, 80,000 Livres durchbrachte, und dafür ein halbes Duzend schlechte, wol durchgeschwärzte Copien von guten Originalmalern mitbrachte, die ihm etwa 800 Livres gekostet haben können, die er aber für die Originale ausgab. Zugleich brachte er eine Tänzerin mit, die dort aufgedient, die er unterhalten, und die ihn zu fesseln gewußt hatte. Sie war als Mann verkleidet, um keinen Verdacht zu erwecken. Eine Zeitlang hatt' er sie im Hause unter dem Titel seines Freundes; bald wurd' ihr aber ein Haus mit allem Zubehör eingerichtet, und dort ungeheuer verschwendet. Amala vernachläßigte er ganz; ich erfuhr dies alles, als ich nach Kassel kam, sah des armen verlassenen Weibes Gram, und beschloß, sie zu retten, wozu ich schon vorher einige mißlungene Versuche gemacht hatte. Aus Esplandins, Amalens und meinen Briefen, die ich Ihnen beilege,

können Sie das Nähere sitten*). Sie lebe bei mir, weiß alles, [illegible] zu glauben was sie doch schon in Erfurt [illegible] hatte, daß Esplandier nemlich mit einer andern Person lebe, und sowol vor, als nach ihrer Verheirathung, mit ihr in dem nemlichen Hause gelebt habe. Indeß mußte sie sich überzeugen, durch Esplandiers eigene Briefe, durch das, was ich selbst gesehen habe, und durch die [illegible] Aussage eines alten ehelichen Bedienten, der mir in Paris gewesen war, [illegible] mit angesehen, und den Einfluß und die Engelsseele Amala dahin gebracht hatte, alles zu eröffnen. Esplandier hat nemlich die Unvorsichtigkeit gehabt, ihn wegen einiger Beschwerungen aus dem Dienst zu zeigen. Jetzt ist sie überzeugt, daß sie sich von ihm scheiden lassen könne, und [illegible] nur etwas von ihren Vermögen nimmt, und nicht die ganze Ruhe ihres Lebens, einem Elenden aufopfern wolle. Nur hat sie noch Gewissensskrupel, ob sie es auch nach den Gesetzen der Kirche dürfe. Sie ist fromm, hält also sich an

*) [illegible]

Vier und fünfzigster Brief.

Clarchen an Wilhelm.

Dresden.

Ein der dichte Damm, die ich je kannte,
ein Strauch, wie es wenig Personen, eine
Stelle, wird wenig Gedanken, ein Stadt
wurde, und es wenig Meere gibt, für mich
einmal so große Bedeutung, als wie die Frau
empfinden die schönen Blumen. Sie kann
nie so lieben und Erinnerungen die
Welt mit. Die von Gedanken hat sie nur
so so gelesen, als manche Menschen die Tat
sind, die nur die edlen Seelen in
den Herzen lebendig gemacht haben. Ich
kann mir Dir nicht so recht alles sagen
so weiß. Du es wissen, wenn Du bei
mir. Jetzt sitz' ich hier stille, wie es sonst
immer ist, und in mir ist eine Zufriedenheit
wie die Ruhe selbst. Ich denke dich

sie heißt sie: ich glaube, ich hätt' es ihr sonst auch gesagt.

Diese Nachricht soll Ihnen, meine theure Freundin, nur ankündigen, daß ich über Ihre Aengstlichkeit gelächelt habe. Daß mich dies aber nicht abhalten wird, Sie endlich zu beruhigen, das wissen Sie. Wäre ja das ein harter Mensch, der eine Aengstlichkeit bei einem Andern nicht achtete, weil er sie für grundlos hält. Sie sollen ja darum den Aengstlichen nicht weniger!

Mutter können Sie Ihnen nie werden, die nicht Ihre leiblichen Kinder sind. Es ist nur eine Redensart, wenn man das von irgend Jemand sagt, die die Kinder nicht geboren hat. Stiefmutter ist also ein widersprechender Begriff. Das Wort Mutter muß immer allein stehen, die Mutter ist so einzig in der Natur, wie Gott. So wenig man Stiefgott sagen kann, so wenig sollte man Stiefmutter sagen. Wir können sie also das für andere Kinder empfinden, was sie für ihre eigene empfindet; das liegt in der weiblichen Organisation; und sich vorstellen, daß man nicht Stiefkinder wie eigene lieben kann, ist ihm so thöricht, als es man

sich ängstigen wollte, daß man mit dem Ohr nicht sehen, oder mit der Nase nicht hören kann. Ehe eine Frau Kinder hat, kann sie indeß, die Kinder ihres Gatten, auf eine Einzige, nach ihrer Meinung, nicht zu übertreffende Art lieben, wenn sie ihren Gatten liebt. „Wer liebt den, der Andere geboren (oder gezeugt) hat, der liebt auch die, die von ihm geboren (oder erzeugt) sind.“ So sagt der große Vertraute der Liebe, Johannes. Ein Kind des geliebten Mannes ist auch wirklich das Beste, Höchste, nach dem Manne, für ein edles Weib. Aber es wird anders, wenn sie selbst Kinder bekommt. Ein neuer Sinn wird in ihr geöffnet; ein neues Leben entwickelt sich. Was sie jetzt empfindet, konnte, ahnete sie selbst nicht in sich. Es ist eine Fülle des Gefühls über sie ausgegossen, wie über jene Christen am Pfingstfest. Man kennt sie an, und sie sich selbst, wie jene. Ihr Kind ist ein Wesen, das ihr angehört, wie Niemand; sie ist mit ihm zusammen gewachsen, wie mit Niemand. Das ist heiliger Organismus der Natur, und wehe dem Menschen, der etwas dazu oder davon thun, der diese Einzige Empfin-

dung noch auf ein anderes Wesen leiten wolte. Es wäre Sünde, wie es nur Abgötterei ist, und im Grund auch Abgötterei. Ihr leibliches Kind liebt die Mutter, ohne es zu sagen, ohne es zu wollen. Sie müßt' es lieben, und wenn diese Liebe Sünde wäre. Jezt muß sie sich sagen: die Kinder deines Gatten müssen auch deine Kinder seyn: du liebst sie auch, obgleich mit einer andern Liebe: du mußt sie behandlen wie dein leibliches Kind. Jezt tritt Pflicht ein; aber Pflicht, die durchaus nicht als kalte Pflicht erscheinen darf. Sie muß Natur werden, muß die Stelle jener Einzigen Mutterliebe ersezen, so weit sie ersezt werden kann. Mit weiser Milde hat die Natur dafür gesorgt, daß sich die Mutter vorbereiten kann auf diese Pflicht: hat sie ihr erleichtert durch Liebe zu den fremden Kindern, zu der ihr Herz schon gewohnt war, ehe sie eigene Kinder hatte. Jezt wissen und werden die Stiefkinder nie merken, daß sie Stiefkinder seyen: daß es noch eine andere Art von Mutterliebe gebe, als die, die man gegen sie äußert.

Nie also breche sie vor ihren Stiefkindern aus, jene einzige, heilige Zärtlichkeit, die sich

allein gegen ein leibliches Kind ergießen kann. Der Hohepriester unseres Herzens darf überhaupt nicht, als solcher erscheinen vor andern Priestern. Allein geht er ins Allerheiligste; kein gemeiner Priester ist Zeuge. Drükend ist es immer für die, die uns nahe sind, und zu den Nächsten zu gehören glauben, wenn sie es sehen, wie viel nähere Wesen wir haben: und warum solten wir sie drüken? Viel weniger wird es ein edles Weib denen thun, die ja keine andere Mutter haben als sie!

Ein Anderes wär' es mit erwachsenen Töchtern. Ich sage: Töchtern; denn erwachsene Söhne muß nie eine Mutter allein erziehen, vielweniger eine Stiefmutter. Ihnen ist der Unterschied nicht immer zu verbergen; das Verhältniß wird unnatürlich, peinigend, wenn man ihn immer verbergen wolte. Den Unterschied aber empfinden lassen, ohne sich zu erklären, wär' eine Art von Härte, könnte wenigstens so mißdeutet werden. Mit ihnen rede also die Stiefmutter offen, doch mit der Zartheit und Schonung, die dem edlen Weibe natürlich, also leicht ist. Sie sag' ihnen, daß sie nach der Natur des Menschenherzens nicht Al-

let das Ihr sie empfinden könne, was sie gegen leibliche Kinder empfinde; daß sie ihnen also nicht leibliche Mutter sey, aber wie eine leibliche Mutter an ihnen handeln wolle. Und das halte sie auch. Unparthenische Gerechtigkeit, herzliche, sich immer gleichbleibende Gutmüthigkeit, gewissenhafte Treue kann unbeschreiblich viel ersetzen. Ich kenne eine Frau, die Stieftöchter, erwachsene Stieftöchter bekam, und auch noch eigene Kinder, deren Stieftöchter noch dazu, durch Zöglinge der Hölle, gegen sie eingenommen waren, und dadurch das Zutrauen dieser Töchter so gewann, ohne alle Kunst, blos durch ihre Redlichkeit, Güte und Liebe, daß man lange in dem Hause seyn konnte, ohne einen Unterschied zwischen den Kindern und Geschwistern zu bemerken, daß Alle die Mutter liebten, wie eine leibliche Mutter, und alle Geschwister sich unter einander, wie leibliche Geschwister. Das kann und wird sicher auch Ihr Fall seyn, wenn Sie sich nur ohne Aengstlichkeit und Klügelei überlassen Ihrem gesunden Herzen und gesunden Verstand, und der höheren Leitung, die Ihnen so heilig ist.

Aber seyen Sie ja nicht gelinder gegen Ihre Stiefkinder, als Sie gegen Ihre eigene seyn würden; nicht gelinder, oder vielmehr schwächer, als Sie vorher waren. Dann wären Sie eine arge Stiefmutter, blos um keine zu scheinen. Nein: so fest Sie bisher auf Ihrem Wort bestanden haben; so fest bestehen Sie auch jezt darauf. So wenig Sie vorher Gehorsam erbeten, erschmeichelt haben: so wenig thun Sie es jezt. Ein erbettener Gehorsam ist kein Gehorsam. Die Liebesbeweise der Kinder müssen nicht erbettelt werden, sondern sich von selbst ergeben. Gehorsam der Kinder ist kein Liebesbeweis, sondern heilige, unerläßliche Pflicht. Bei dem unerwachsenen Kind hängt es oft von seiner Laune ab, ob es Liebesbeweise gerade jezt geben will: aber Gehorsam darf von seiner Laune abhängen. Gehorsam muß ein Theil seiner sittlichen Organisation werden, wie Athmen ein Theil seiner physischen ist.

Leben Sie wol, und grüßen Sie mir zu seiner Zeit Ihren Külchal.

Fünf und fünfzigster Brief.

Theophan an Amala, geborne von Lindow.

Brukholm.

Mit der innigsten Theilnahme hab' ich Ihren Brief, meine Gnädige, und Edelwalds weitere Nachrichten gelesen. Nur der Allreiche, der Alles ersezen kann, darf so viel nehmen, als Ihnen genommen ist; und nur einem allweisen Vater, der nur weh thun kann, um wol zu thun, vermag man es zuzutrauen, daß Er diese schmerzende Wunde an Ihrem Herzen zu einem Reinigungs- und Veredlungsmittel für Ihr ganzes Wesen nöthig gefunden habe. So wie es Menschen giebt, die zu Helden im Handlen für das Gute gebildet werden; so giebt es andere, besonders Personen Ihres Geschlechts, die Heldinnen im Dulden werden sollen. Indeß ist Ihnen noch bei Weitem nicht Alles genom-

men. Sie haben noch eine lange Reihe von Jahren vor sich, in denen Sie wirken und genießen können, und eine noch weit längere Ewigkeit, in der Wirken und Genuß Eins ist, zu der uns Alles Erdenwirken und Erdenduld den und aller Erdengenuß bilden soll. Ohne Hinblik auf sie wäre freilich manches Menschenleben, ein unauflösliches Räthsel, und ich getraute mir nicht, eine Vorsehung zu behaupten, nicht einmal die Kraft, sie zu glauben. Aber izt ists anders. „Frage mich nicht, schuldloser Unglüklicher (wenn du in diesem seltenen Fall bist)“ — so sagt ein gehaltreicher und tief-religiöser Schriftsteller — „auf deinem Sterbebett, mit gebrochener Stimme: wo dann deine Vorsehung sey? — Schreitet hinter zu großem Glük die Nemesis strafend: so geht sie auch hinter zu großem Unglük belohnend. Stirb nur, so mußt du sie sehen.“

Doch; so weit sind Sie noch nicht. Ich mögt' Ihnen vielmehr sagen: Leben Sie nur; handlen Sie entschlossen, und Sie werden die vergeltende Vorsehung erbliken, noch in diesem Leben.

Ich schätze Ihren Sinn, der lieber Alles dulden, das Glük und die Ruhe des Lebens aufopfern, als unrecht thun, und die Gesetze der Kirche übertreten will. So denkt eine ächte katholische Christin. Was sie als heilig bekennt, muß ihr auch heilig seyn; und dem, was ihr heilig ist, muß alles Andere nachgesetzt werden. Aber die Kirche verbietet Ihnen in diesem Fall nicht, sich Hülfe zu verschaffen; Vernunft und Christenthum befiehlt es Ihnen vielmehr. Sie dürfen sich scheiden lassen; so müssen Sie es auch.

Nur das ist ein von Gott auferlegtes Leiden, was wir geduldig tragen müßen, wenn wir ohne Unrecht, schlechterdings nichts thun konnen, uns davon zu befreien. Können und dürfen wir etwas thun; so müßen wir's auch; so gewis wir Arznei nehmen müßen, um uns von einer Krankheit zu heilen, oder richterliche Hülfe suchen müßen, wenn man uns ungerechter Weise um unser Vermögen bringen will. Sie würden das Glük und die Ruhe Ihres Lebens morden, wenn Sie sich von dem Wüstling Eglandin nicht scheiden ließen; und das

ist auch ein Selbstmord, ein Selbstmord der ärgsten Art.

Denn, meine Gnädige, weder Jesus, noch die Apostel, noch unsere Kirche verbieten eine Scheidung, in Ihrem Fall; vielmehr wird gänzliche Scheidung ausdrücklich erlaubt.

Sie wissen, wie sich unser Herr über die Scheidungen ausdrükt. Zwar schränkt er sie sehr ein; aber, wenn der Mann oder das Weib durch Untreue die Ehe selbst gebrochen hat, dann setzt Er voraus, daß man sich scheiden dürfe. Und daß Er nicht zu der Obrigkeit, sondern zu dem Gewissen rede, das zeigt die ganze Rede deutlich genug.

Die Tradition, oder die, auf uns gekommene Meinung der Kirchenväter, der Kirchenversammlungen, und der Praxis, stimmt ebenfalls für die Scheidung in dem angegebenen Fall. Hören Sie nur einige Thatsachen.

Drei Kirchenversammlungen, die man für allgemeine Konzilien hielt, die also das höchste Ansehen in der Kirche hatten, erlaubten den morgenländischen, doch mit den abendländischen im Glauben vereinigten Christen, die Lösung des Ehebandes, wenn wichtige Ursachen da seyen.

Die lezte dieser Versammlungen nahm sogar den, gegen alle Ehescheidungen schon gefaßten Beschluß wieder zurük. Sechs Jahrhunderte lang erlaubten christliche Kaiser solche Ehescheidungen, und gaben Erlaubniß, sich wieder zu verheiraten, ohne daß die wachsame, für Glaubensreinheit so besorgte und damals noch so mächtige Kirche, je mit einem Wort widersprochen hätte.

Vier und zwanzig Kirchenversammlungen oder Päyst, als Päyste, wo ihr Urtheil für entscheidend gehalten wird, erlaubten die Ehescheidungen aus wichtigen Ursachen, und eine zweite Heirat; vier ohne solche Heirat, und einmal wurde die zweite Heirat abgerathen. Zwölf Kirchenväter waren für die Scheidung mit einer zweiten Heirat, sieben dafür, ohne zweite Heirat, alle aber dafür, wenn Ehebruch bewiesen war.

Die Kirchenversammlung zu Trident, erklärt sich nicht gegen die Scheidungen, sondern läßt die Sache unentschieden; sie vertheidigt sich nur gegen die Neuerer, die behaupten, man irre sich (das hieß damals so viel, als: man falle in eine Ketzerei) wenn man lehre, daß Ehescheidung ganz unerlaubt sey. Schon war der Be-

ſchluß entwerfen, daß der von der Kirche verwerfen ſeyn ſolle, wer behaupte, durch Ehebruch könnten vollzogene Ehen ganz aufgelöſet werden. Als man der Verſammlung aber vorſtellte, daß ſo viele Kirchenverſammlungen, in dieſem Fall' erlaubt hätten, daß auch ſehr viele unter dem römiſchen Papſt ſtehende griechiſche Katholiken dieß bisher, allgemein für erlaubt gehalten hätten, ſo wurde der Beſchluß dahin abgeändert, daß nur diejenigen von der Kirche verworfen werden ſollten, die anders Denkende eines Irrthums oder einer Ketzerei beſchuldigten. Sie ſehen, man wolte über die Sache ſelbſt nicht entſcheiden, aber auch verhüten, daß nicht über ſtrenger oder ängſtlicher denkende, ein Verwerfungsurtheil geſprochen wurde. Er war alſo mehr ein Intolerantzverbot, als ein Verbot der Eheſcheidungen. Hätten die tridentiniſchen Väter, die Auflöslichkeit der Ehe für einen Glaubensirrthum gehalten, ſo hätten ſie es geradezu erklären müſſen, und auf keine Vorſtellungen achten dürfen. Sie hätten ſich erklären müßen, wie ſie ſich faſt unmittelbar vorher gegen die Scheidungen, aus Urſachen der Ketzerei, wegen Beſchwerlichkeit des Zuſammenlebens, oder wegen Entfernung des

Einen Theils erklärt, und solche Scheidungen geradezu für verboten erklärt hatten. Daß sie es nicht thaten, zeigt klar, daß sie hierin nichts entscheiden wolten.

Seit sechs bis siebenhundert Jahren wird freilich die Wiedervereheiratung nach einer Scheidung verboten; allein in dem Fall', der Sie getroffen hat, die Scheidung selbst, oder Trennung von Tisch und Bett erlaubt. Und seit Weckmeißer, Ruppert, Socher und mehrere unserer angesehensten Theologen, diesen Gegenstand untersucht und Gutachten darüber ausgestellt haben, werden auch wieder Vereheiratungen nach einer rechtmäßigen Scheidung, von der Kirche erlaubt.

Was wäre nun die Folge davon? die Tradition ist nicht einstimmig, was sie doch nach den Grundsätzen unserer Kirche seyn muß, wenn sie eine Glaubenslehre begründen soll. Im Gegentheil! wolte man auf die Mehrzal der Beschlüße sehen; so wäre sie offenbar für die Scheidung in wichtigen Fällen, und für die zweite Ehe sogar. Die Lehre gehört also zur veränderlichen Kirchendisziplin; und es gilt, was unser heilige Augustin so wahr sagt: „Im Nothwendigen sey

Einheit, im Zweifelhaften Freiheit, in allem Liebe.“

Sie ſehen, meine Gnädige, ich kann es ſicher auf mein Gewiſſen nehmen, wenn Sie ſich ſcheiden laſſen, was auch nach dem Napoleoniſchen Geſetzbuch, ſobald Beide es verlangen werden, ohne Anſtand geſchehen wird. Laſſen Sie alſo Ihre Freunde all dazu nöthige Schritte thun, und ich weiß, daß Sie nach einiger Zeit Ihre verlorne Ruhe, und dann auch ein ſicheres Glük, ein wahres finden werden.

Laſſen Sie mich Ihrem fernen freundlichen Andenken empfohlen ſeyn.

Sechs und fünfzigster Brief.

Edelwald an Wandulf.

Werdau.

Ich habe wegen Amala noch einen harten Kampf bestanden; aber ich hoffe, den lezten. Esplandin war hier, mit zwei seiner Freunde, oder vielmehr, seiner Orgiengesellen. Zum Glük, daß er so spät gekommen ist, daß ihn sein Leichtsinn erst jezt etwas fürchten ließ. Gewiß hätt' er sonst das übergute Wesen noch einmal getäuscht und bethört. Jezt, als sie von allem überzeugt war, als sie die Beweise seiner Untreue, nicht blos aus dem Munde des alten treuen Kaspars gehört, sondern in Händen hatte. — Ich weiß nicht, ob ich es Ihnen schon sagte, daß der alte Mann mehrere Billets von der Tänzerin an Esplandin, und von ihm an sie, aufbewahrt und mir gegeben hatte — jezt kostet es Mühe, sie fest zu erhalten. Ich mußte sie

immer fragen, ob sie denn noch einmal ein agneau, ein brebis, eine imbecille seyn wolle. — So hatten beide sie immer genannt — ich mußte ihr Zeilen aus Eßlandins Brief vorlesen; ihr alles frisch ins Gedächtniß rufen, die plumpe Betrügerei mit den schlechten Copien, ihr immer wieder auftischen, um sie zu stärken in ihrem Entschluß. Aber ich muß auch sagen, daß Eßlandin alle Rollen mit der größten Gewandheit spielte und zu spielen wußte. Durch die Rolle des Reuigen hätt' er sie beinahe wieder bethört. Nachdem er nemlich alles angewendet hatte, um Amala zu überzeugen, daß man ihm Unrecht thue, daß er sich freilich [illegible] sinn vorzuwerfen habe, und Versicherung, daß er aber in ihrer Nähe und durch die reine Athmosphäre ihres Wesens, schon solider geworden sey, und es gewiß ganz werde: daß er ihr nichts habe versagen wollen, und bloß deßwegen diese Entfernung zugegeben habe: daß er ihre Entfernung nicht länger habe tragen können; daß er mit den Gemälden bloß sey betrogen worden und was dergleichen Windbeuteleien und Schmeicheleien mehr waren; und als dieß vergebens war, weil ihn Amala nie allein, son-

dern nur in meiner Gegenwart ſprach, und weil ich immer eingriff, ſobald ich eine Schwäche an ihr merkte: ſo kam er an einem Morgen, ganz in dem Coſtume und mit dem Weſen einer männlichen Maria Magdalena, wie ſie faſt von allen Malern gemalt wird. Er war ſo reizend wie möglich, und ſchien von Schmerz zu Boden gedrükt, ſo ſehr wie möglich. Den Ehekontrakt und mehrere Briefe hatt' er bei ſich; ſeine beide Reiſegefährten und Mitſpieler kamen mit ihm. Er machte ſeine Confessions, mit einer Natürlichkeit und Wahrheit, die dem beſten Schauſpieler Ehre gemacht hätten. Auch macht' ich einigemale Mine zu applaudiren, und es wäre wirklich dazu gekommen, wenn es die Schonung der tiefgebeugten Amala erlaubt hätte. Er ſagte denn unter andern, daß er durch eine Kokette ſey bethört worden; daß er allerdings einer Amala nicht werth ſey, indeß alles zurüknehmen und gut machen wolle. Hier gab er ihr den Ehekontrakt zurük. Er verdiene die Güte nicht, die ſie darin für ihn geäußert habe, wolle deßwegen auch keinen Gebrauch davon machen. — Der ſchlaue Vogel wußte wol, daß er dadurch nichts verliere; er mußte ahnen, daß ſich Amala

ohnehin ſeiner Erklärung, ihr ihn zurükzugeben, ſobald ſie es verlange, bedienen werde, um ihn für null und nichtig zu erklären. Durch ſcheinbare Großmuth hatt' er die gute Seele ſchon einmal bethört; er hoffte das zweitemal die nemliche Wirkung. Der Cokette, die ihn bisher beſtrikt, hab' er in dieſem Briefe, den er mir hinreichte, förmlich entſagt, und hier auch (er legt' einen andern Brief vor mich hin) das Hotel, das ſie bewohne, aufgekündigt. Er ſelbſt ſey Willens, auf ſein Landgut in Weſtphalen zu gehen, wenn es ihm Amala überlaſſen wolle; dort wolle er den Reſt ſeines Lebens, ſtill mit dem Landbau ſich beſchäftigen, und die Menſchen um ſich her glüklich zu machen ſuchen. Von ſeinen beiden bisherigen Gefährten habe' er ſich auch getrennt, weil er auch durch ihren Umgang verführt worden ſey. Die beiden Verbündeten waren erſtaunt und empört über Eſplandins Monolog. Sie redeten ihm zu, er ſoll' es doch nicht zu weit treiben. Die Franzöſin möchte er allerdings fortſchiken, da es der gnädigen Frau unangenehm ſey; aber es ſey doch unſinnig, ſich in eine Wüſte zu vergraben; das werde die gnädige Frau ſelbſt nicht wollen. Sie ſpot-

teten über ihn, riethen ihm, einen Sak ſtatt Uniform, und Aſche auf den Kopf, ſtatt eines großlokichen Titus. Sie baten Amala, ihn doch wieder zum Verſtand zu bringen, ſie allein könne es. Schon lange hätten ſie einen ſolchen Ausbruch gefürchtet; er habe ſchon mehrere ſolcher melankoliſcher Anfälle gehabt, habe dann ſo viel von Amala geſprochen. Man müßte für einen Arzt ſorgen, der ihm eine tüchtige Aderlaß verodne, um ſein Blut zu verdünnen u. ſ. w. Auch ſie ſpielten ihre Rolle meiſterhaft. Eſplandin beſtand aber darauf, ſie ſollten ihn ſogleich verlaſſen; auch er wolle noch heute abreiſen, was auch aus ihm werden möge. Er begehre gar nicht, daß Amala ihn begleite. Das verdiene er nicht. Wenn er nur ihre Verzeihung erhalte. Amala war ſehr bewegt; ſie bebte und ihr ſanftes Auge ſchwamm in Thränen. Sie hat mir in der Folge geſtanden, daß ſie auf dem Punkt geweſen ſey, ihm die Hand zu reichen, und ſich völlig mit ihm auszuſöhnen. „Er bereut ja alles!“ habe ſie ſich gedacht. „Er will ja alles gut machen was er kann. Da vergibt Gott ja; ſolt' ich nicht vergeben?“ Immer, als ſie ſchon Eſplandins Leichtſinn nicht blos geahnet

sondern gekannt habe, sey ihr der Gedanke so lieb gewesen, vielleicht durch ihre Liebe, ihn zu bessern. Der gefährlichste Wahn, der aber bei unschuldigen, mit der Welt unbekannten Mädchen ziemlich gewöhnlich ist; da sie doch wissen, wenigstens von Erfahreneren sich belehren lassen könnten, daß ein Wüstling keine Liebe fühlt, nie liebt, nicht einmal an reine Liebe glaubt; daß er also nicht durch Liebe, sondern nur durch hohe Schiksale und durch Religion, wenn er deren noch fähig ist, gebessert werden kann. Ich merkte etwas von ihrer Stimmung, und fürchtete diese schwache Weichheit, die Esplandin so oft und arg mißbraucht hatte. Natürlich glaubt' ich also auch eingreiffen zu müßen. Ich faßte den Heuchler bei seiner Heuchelei. „Die Verzeihung des guten Wesens will ich Ihnen wohl bewirken" — sagt' ich; „und da Sie weiter nichts wollen, so werden Sie auch ohne Zweifel, gleich in die Scheidung einwilligen, die schon eingeklagt ist; und in Amala's Erklärung, daß sie den Ehekontrakt mit der Schenkung ihres Vermögens zurüknehme, wozu Sie ihr von Paris aus die Freiheit gegeben haben." Wie ein Blizstral durchbebt' es ihn. „Ist das wirklich so, Amala? fuhr er auf, und

ſtürzte auf Amala los. „Wollen Sie eine Unwahrheit aus ihr herausſchreken?“ ſagte ich, und trat dicht bei ſie. „Dadurch wird doch die Sache nicht anders. — Laſſen Sie es Eſplandin aus Ihrem eigenen Munde hören, daß ſchon geſchehen iſt, wozu er ſich ſelbſt verdammt hat.“ „Ja Herr von Eſplandin,“ ſagt' Amala bebend. „Sie haben mich zu dem Schritt gezwungen, und man hat mirs zur Pflicht gemacht,“ — Jezt erſchien er in ſeiner wahren Geſtalt. „Das haſt du gethan, Teufel,“ ſtürzt' er wütend heraus. „du arbeiteſt ſchon lange an meinem Verderben, Erbſchleicher. Amalens Güter wilſt du ſchluken, aber noch vorher ſoll dich der T— holen!!“ Er ſprang auf mich zu, einer ſeiner Helfershelfer ebenfalls, der andere rannte zur Thüre hinaus, vermuthlich um Piſtolen zu holen. Es war aber ſchon für alles geſorgt, weil man einen ſolchen Auftritt erwarten mußte. Die Piſtolen hatt' ich in Verwahrung bringen laſſen. Den abgeſchwächten Eſplandin ſtieß ich ſehr leicht zurük, daß er hinter ſich taumelte; Amala gab ich einen Wink zu entfliehen, ſie rettete ſich in ein nahes Kabinet, und riegelte ſich ein. Den Spiesgeſellen hielt ich mir, obgleich mit Mühe,

mit der einen Hand vom Leib, und mit der andern zog ich die Klingel. Der Amtmann mit drei rüſtigen Amtsdienern trat herein, wie ich es beſtellt hatte. Eſplandin hatte ſich aufgerichtet, ſeinen Getreuen ließ ich los; es ſchien alles friedlich zu ſeyn. „Haben Sie doch die Güte, Herr Amtmann,“ — ſagt' ich nun ruhig, denn ich war auf meine Rolle ganz vorbereitet, — „den Reiſewagen der Herren vorfahren zu laſſen. Sie wollen in dem Augenblike abreiſen. Ihr wartet, ob die Herrn noch etwas einzupaken oder zu beſtellen haben.“ Wirklich hatt' Eſplandin, um die Komödie täuſchender zu machen, den Reiſewagen aufpaken und anſpannen laſſen. Konnt' er ja leicht wieder abgeſpannt und abgepakt werden. Kurz: die Herren hatten keine andere Wahl, als — ſich öffentlich beſchimpfen zu laſſen, oder davon zu fahren. Sie wälten das Lezte, ſtiegen zähneknirſchend in den Wagen, nachdem Eſplandin noch den Wunſch geäußert hatte, Aconen zu ſprechen, — vermuthlich, um auch bei ihr noch einen Verſuch zu wagen, was ich aber ablehnte, ob ihm gleich Acone gewiß die derbe Wahrheit geſagt haben würde. So war denn Amala die Taube von dem Geyer be-

freit, der bisher von ihren Lebenssäften gezehrt hatte.

Freilich hatten wir Anfangs viel mit ihren Skrupeln zu thun; — ob sie nicht doch zu hart gewesen sey? Ob Esplandin sich nicht hätte bessern können, wenn sie ihn wieder aufgenommen hätte? Ob er jezt nicht zur Verzweiflung gebracht werde? Ob er nicht zu einem Selbstmord fähig sey? Wir suchten sie auf alle Art zu beruhigen, die Hauptsache bewirkte aber der treffliche Theophan, der ihr auch die Skrupel über die Ehescheidung benommen hatte. Hauptsächlich hat er sie überzeugt, daß ein schwacher Wüstling, wie Esplandin, zu einem Selbstmord keine Lust habe, so lang' es noch Austern, Champagner und feile Dirnen gebe, und keinen Muth, wenn er auch mit Hausmannskost verlieb nehmen müsse, und das Laster ihn verlassen habe. Sie will also jezt dem Prozeß seinen Lauf lassen der ohne Zweifel sehr bald zu ihrem Vortheil entschieden werden wird. Zum Besten Esplandins hat sie indeß noch einen Plan im Kopf, den sie mir zu entdeken — sich ohne Zweifel scheut. Mag sie ihn dann immer ausführen. Reich wird sie ohnehin nicht bleiben; und was

ſoll ihr auch der Reichthum, da ſie auf dem Land' ganz in der Stille leben will, und überhaupt ſo einfach zu leben gewohnt iſt?

Mir iſt's, wie nach einem ſchweren Gewitter, das ſich recht ausgetobt hat. Es lag mir wie Blei auf der Bruſt; jezt athme ich freier, auch meine Acone und wir alle.

Leben Sie wol; wir thun es jezt auch.

Sieben und fünfzigster Brief.

Edelwald an Wandulf.

Werdau.

Amalas Ruhe iſt doch noch einmal, und zwar ziemlich heftig erſchüttert worden. Eſplandin hat ſich ein Gutachten von einem beſchränkten, unwiſſenden katholiſchen Geiſtlichen erkauft, nach welchem jeder Katholik verdammt iſt von der Kirche, wenn er ſich ſcheiden läßt. Er führt viele Stellen aus den Kirchenvätern an, und einzelne Beſchlüße von Konzilien, auch Stellen aus der Bibel, in denen der ehelose Stand wegen der damalig für die Chriſten ſo bedrängten Zeit angerathen wird. — Als wenn es der guten Amala um das Wiederverheirathen zu thun wäre! — das alles iſt aufgeſtuzt mit einer Kapuzinerrede über den Leichtſinn und die Ruchloſigkeit der Welt; daß Katholiken nicht mehr katholiſch ſeyen, allerlei Sitten, Gebräuche und

Behauptungen von den Ketzern annähmen, die doch von der Kirche längst verdammt seyen, u. s. w. Es ist das elendste Gewäsch' was man lesen kann. Was aber den tiefsten Eindruk auf Amala machte, ist die, vermuthlich von Espландin selbst angegebene Deklamation, wie schändlich es für ein Weib sey, wenn sie ihren Mann öffentlich beschimpfe; sie, die jede seiner Schwächen und Fehler vor der Welt verbergen solte. Ich bemerkte, daß dieser lezte Vorwurf sie tief kränkte, und vielleicht, so wie ich ihren Charakter kenne, immer kränken würde. Da ich nun ohnehin mit Grund ahnete, daß sie etwas für das künftige Schikſal Espландins thun wolle, und da ich Espландin genug kenne, um überzeugt zu seyn, er werde jeden Vorschlag annehmen, der ihn aus einem für ihn so fatal gewordenen Handel ziehen könne: so ließ ich Amala durch Aeone den Vorschlag thun, sich mit Espландin zu vergleichen, ihm eine gewisse Summe jährlich auszusezen, und dann sich mit seiner Bewilligung nach der vorgeschriebenen Form, von ihm scheiden zu lassen. Jezt lebte Amala von neuem auf, denn nun waren ihre geheimsten Wünsche erfüllt; jezt kam sie von Espландin los, auf eine

Art, die ihrem weichen Sinn angemessen war. Ich schrieb also deßwegen an Baillet, und erhielt gleich Antwort, daß Esplandin zu allem bereit sey, weil ihm allgemein gesagt worden war, daß er den Prozeß nicht anders als verlieren könne. Amala bestimmte ihm also jährlich 800 Thaler so lange er lebe; Esplandin mußte dagegen allen Ansprüchen auf ihr Vermögen entsagen, und allen Ansprüchen auf sie selbst; mußte versprechen, sie nie wieder zu sehen, um ihre Ruhe nicht weiter zu stören. Er gieng alles ein. Anfangs wolt' er zwar, statt der jährlichen 800 Thaler, ein Capital von 16,000 Thalern haben, — ohne Zweifel, um es auch noch in wenigen Jahren zu verzehren: aber auf meine Vorstellung, daß er dann am Ende doch nichts mehr haben werde, blieb sie bei ihrem Anerbieten, und der Vergleich ist geschlossen. Jezt wird die Ehescheidungsklage wegen Ehebruch zurükgenommen, und beide Theile übergeben eine Erklärung, daß sie sich freiwillig scheiden wollen. Freilich muß nun noch ein Jahr gewartet werden. Aber Amala ist so vergnügt, wie sie vorher nie war, als sie in vier Wochen die völlige Scheidung mit Sicherheit erwarten

kennte. Und nun hoff' ich zuverlässig volle Ruhe für das gequälte Herz. Sie will sich in das liebliche Haus einmieten, in dem die unstäte Dorilda eine Zeitlang gelebt hat. Dieß bizarre Wesen, das überall Glückseligkeit ahnet, wo es nicht ist, und nirgends auf die Dauer Glückseligkeit findet, weil es sich überall hin selbst mitbringt, ist in die Schweiz gegangen, wo sie jetzt auf dem Rigi hausen soll. Auf dem Vesuv sollte sie ihren Wohnsitz aufschlagen, das wär' ein passender Ort für sie.

Acht und fünfzigster Brief.

Adelheit Költhal an Theophan.

Lindenfeld.

Vorgestern ist denn unsere Lina wirklich mit dem braven Löwenstein getraut worden. Ich hab' ihr alles vorgestellt, was bei der Verbindung mit einem Witwer, der noch eine Mutter, eine Mutterschwester und zwei Kinder hat, und mit einem Abkömmlichen aus einer sehr guten alten Familie zu bedenken ist; sie hat auch alles wol überlegt, hat die Personen, mit denen sie leben, und die Kinder, für deren Erziehung sie sorgen muß, kennen gelernt; ich habe den Mann selbst auf alles aufmerksam gemacht, was ihn auch bei seiner Familie in Verlegenheit setzen, oder ihm zur Verdruß gereichen könnte. Die Kinder haben aber unserer Lina so wol gefallen, der Mann hat sie etwas herzlichst, bedeutet; ist so gebildet, natürlich also auch über die vorzüge-

[illegible]

Unserer Lina
an ihrem Geburtstage
im Dezember.

[illegible]

Gieb es Dir ganz Glückliche,
Die Du auf Ihre Augen hast erzieht,
Du mir wichtig regne, heilige Zeit,
Du gewinnen, willst Christkindlein Gut.

Und willkommen kann mir keines Eigen
Bildung gibt mir hin, in andern Augen auf,
Nur sonst weiter Ding ist, Ding ringsum;
Jenes Bildnis weiß ja mir in Ihr
Innerst.

Weihnachten gibt in den Stub,
Pflanz es Paradies an die Pfennige;
Ich Augenheimer, so sonnig
Gab mir dem Baum, mit so Lichter wie!

Dann Freuden mit Ihr, so wie Ihr gehen,
Einen Freund in Ihr Licht mit nicht
mit sehn,
Du mit Bild in Ihrem wie Glänzlein
Und mit seinen Augen, sind in Gold
und Licht.

Dann Stube weiß in Ihr gleiten,
Du ist Christkind, so in mich sieht;

Glaube, keine Stunde sey verloren,
Wie man ohne sie kein Haar vom Haupt verliert.

Wie er wollte, ihr Beruf im Leben,
Einem Gatten, oder Aeltern, Glück zu seyn:
Möge sie, dem Vater still ergeben,
Sich des göttlichen Berufes ewig freu'n.

Auch der Abend ihres reinen Lebens
Sey ihr heiter wie der heut'ge Tag es ist,
Blumen bringen Früchte! du blühst nicht vergebens,
Wenn du Freudeschöpfer'rin eines Christen bist.

Stellen
aus
Löwensteins und Linas
Trauungsrede.

Im Blick auf Gott, der Menschen zu Menschen führt, und Menschen durch Menschen segnen will, wird auch diese Handlung vorgenommen, die Menschen mit Menschen verbindet. Amen.

Ja! hier steh' ich vor Euch Geliebte; um sie öffentlich und feierlich zu bestätigen, die Verbindung, die Eure Herzen geschlossen haben, durch Segnung dessen, der jedes anderen Schicksale in seiner Hand hat. Was mir dabei vor der Seele schwebt, und sich meinem Herzen gar oft aufdringt, und aufdringen muß; das wisset Ihr, ohne daß ich es sage. Ihr verstehet diese Thränen, ohne daß ich sie deute. Ihr wisset, daß es keine Thränen des eigentlichen

Schmerzes sind; sondern Thränen einer rührenden Erinnerung, an die Verklärte, die dir, mein Sohn nahe war, die dir wie mir gewiß nahe bleiben wird, dort, wo keine Verbindung der Liebe einer andern im Wege steht, wo jede den Genuß der andern erhöhet. — Warum solt' ich nicht davon reden, da mein Herz voll davon ist; da Ihr es doch wisset, daß es davon voll seyn muß. An sie erinnert mich ja Alles! Dieß vor Euch stehen, diese Handlung, diese Reize, und — die rührendste Erinnerung! — diese Kinder, ihr Ebenbild im Aeußern und im Sinn! Warum solt ich die Empfindungen zurückpreßen wollen, in das Herz, wohin sie sich bei dieser Gelegenheit, doch nicht ganz zurückpreßen lassen, da das Zurückpreßen so unnatürlich wäre, und hier ja wol nicht Pflicht seyn kann? — Nein; laßt mich's aussprechen, was mir doch jetzt so lebendig vor dem Gemüth' ist: So stand ich vor acht Jahren, vor dir, mein Sohn, um dich mit der zu verbinden, die Tochter meines Herzens, wie meines Bluts war, und es ja wol ewig seyn wird. Ich legte Eure Hände in einander — ach! ich dachte nicht auf so kurze Zeit! — Doch warum dieß Ach? Sie hatte ja

ein Herz voll Liebe, und gieng hin, in das Vaterland der Liebe. Sie hat den Sohn ihres Herzens und Leibes bei sich *); gewiß ists ihr vergönnt, thätig zu seyn für die künftige Glükseligkeit ihrer Geliebten. Und so kann sie warten, bis sie sich Alle um sie her versammlen, und seelig sind mit ihr!

Ihr verstehts ja wol! — ich würde nichts davon sagen, wenn ich es Euch nicht zutraute. — Diese Erinnerung hält mich nicht ab, den innigsten Theil zu nehmen, an Eurer Glükseligkeit. O! dann würd' ich dir schlecht gleichen, verklärtes Kind, das in anderer Vergnügen, schon hier seine Glükseligkeit fand, und es jezt gewiß noch mehr finden wird, — dort, wo das Klima selbstloser Liebe ist.

Ihr verstehet mich ja wol! Erinnerung an die Verklärte kann mich nicht abhalten, Euch zu erinnern, an die Verpflichtungen in Eurem neuen Stande. Sie wird und muß ja die Herzen öffnen, in die Stimmung sezen, in der jedes gute Wort tiefer in das Herz fällt. Die Thränen, die wir ihrem Andenken weinen, sind

*) Unser guter Louis.

wie warmer Gewitterregen, der das Land erweicht, daß nun mit mehr Erfolg gesäet werden kann. Ich denke, diese Erinnerung wird das heiligen, was ich sage; wird es mehr in Verbindung setzen mit jener Welt, die die größern Verpflichtungen nöthig macht. Die, an die ich denke, an die mich Alles erinnert, bemühte sich ja, gut zu seyn; und lebendiges Andenken an ein gutes Wesen erleichtert uns das Gutseyn; besonders wenn es wegging von dieser Erde! Gehört ja auch diese Rücksicht zu dem Grund des Abendmahls, das der Edelste einsetzte zu seinem Gedächtniß! —

Ihr versteht mich ja recht! Diese Erinnerung wird mich nicht abhalten, Segen herabzubeten auf Eure Ehe! Sie wird mich noch mehr ermuntern, es zu thun. Weiß ich ja gewiß, daß auch sie meine verklärte Tochter, es in dieser Stunde thut, wenn sie weiß, was jetzt geschehen soll.

Und so trokne ich denn meine Thränen! Sie sollen wenigstens sanft fließen, und sich gleichsam vermischen mit den Freudenthränen die Ihr weint! Ich will thun was in dieser Stunde geschehen soll.

Du, meine Tochter übernimmst heute noch eine Pflicht, die an sich stets viel leicht ist, und in diesem Verhältniß allerdings noch schwerer wird — du wirst Mutter zugleich, indem du Gattin wirst. Schon von heute gehen deine Mutterpflichten an; und gegen Kinder, die keine leibliche Kinder von dir sind. Ich kenne deinen guten Willen, dein Herz gegen diese Kinder. Jede Thränen, das du ihnen abgewinnen hast, thut unsern Herzen unaussprechlich weh! Aber doch laß dich in dieser heiligen Stunde ins Herz reden: Du versprichst Muttertreue für diese Kinder, indem du deinem Gatten Treue versprichst. Seine Kinder müssen deine Kinder seyn, wenn er dir recht lieb und nahe ist. Deine Kinder, die du nicht blos gütig behandeln, sondern auch leiten sollst zum Guten, mit allem Ernst der Liebe. Deine Kinder denen du nicht viel kein Leid thun, denen Kopf und Herz du viel thun durch Mißbrauch deines Vertrauens und ihrer Liebe! Deine Kinder, auch wenn du selbst Kinder haben wirst! Vergiß nie, daß Gott dir auch diese Kinder zuführte indem Er dir deinen Gatten zuführte. O! sey ihnen Mutter, im schönsten, edelsten

Sinne des Worts; und Gott wird dein Vater seyn. Der Vater ihrer verklärten Mutter bittet dich öffentlich und feierlich darum, in dieser heiligen Stunde. Er würde dich beschwören, — kame dies M ſchen zu! Sey ihnen Mutter und ihre verklärte Mutter wird dirs einst vergelten, mit grenzenloser himmlischer Liebe.

Das Veilchen im Blumengarten

für

Lina Küfthal

an ihrem Geburtstage.

Der König eines schönen Landes, das die besten Geschichtschreiber so gerne beschrieben und die besten Dichter so gerne besungen, hatte sich einen Garten anlegen lassen, in dem die schönsten, ausgesuchtesten Blumen blühten. Da prangten

Tulpen, Roſen, Nelken in mannichfaltiger Pracht. Orangenbäume, Akazien und Tulpenbäume erhoben ihr Haupt, weit über alle Blumenſtauden weg. Der König mocht' eben allerlei im Garten ſehen. Auch ein Veilchen hatt' er hineinpflanzen laſſen, von lieblichem Duft.

Er ließ jetzt den Garten öffnen; Fremde traten herein. Die Roſen, die Nelken, die volle Hortenſia fiel ihnen in die Augen. Sie ſahen an der ſchlanken Akazie, an dem runden Orangenbaum und den hohen Tulpenbaum hinauf. Das verborgene Veilchen entdeckten ſie nicht. Zuweilen hing' es der Gärtner manchmal in ein ſchönes Gefäß neben die Nelken geſtellt; aber der König wollt' es nicht. „Nein," ſagt' er, „das wäre ja, als ob es eine Nelke ſeyn wollte! Wer ein Veilchen ſucht, ſucht es nicht auf einem Gerüſt; und wer keins ſucht, ſoll es auch nicht finden." Indeß wurde mancher Roſenbeet durch die Blumenliebhaber geplündert, manche Nelke abgeriſſen, manche volle Hortenſia wol gar geſtohlen. Die Zweige der Akazienbäume lagen zerſtreut unter dem Stamm. Die geraubten Blumen prangten auf Hüten und am Buſen; am Abend waren ſie welk. Indeß wurde das Veil-

chen sorgsam begossen, der Gärtner liebt' es. Selbst der König hatt' es schon einigemal begossen, an einem schwülen trokenen Sommerabend. Denn er liebte was im verborgenen wächst. Auch hatt' er ein Maiblumchen und ein Jelänger je lieber in seine Nähe pflanzen lassen, damit es nicht unter lauter Gras stände; und es war, als freut' es sich der Nähe. Die kleinen Zweige der Blumen wuchsen durcheinander. Manchmal kamen Knaben und hätten es getreten, oder aus Muthwillen gepflükt: aber der Gärtner hatt' es mit einem Zaune verwahrt. Sie konnten es nicht erreichen.

Eines Abends brachte der König einen Naturfreund in seinen Garten, den er lieb hatte. Sie giengen durch die Nelkenbeete und Nelkengestelle durch, bewunderten ihre Schönheit und ließen sich auf einer einfachen Bank nieder. Bald entdekte der Naturfreund das Veilchen und labte sich an seinem Duft. Keine Hand hatt' es noch berühret; kein unreiner Hauch hatt' ein Blatten gekrumpft. Gesund war es, als wär' es erst gestern aufgeblüht. „Dürft' ich es in meinen Garten versezen?" fragte der Naturfreund. „Ja, schon diesmorgen," antwortete

der König, „weil du es nicht blos pflücken wilst. Doch mußt du den Gärtner fragen. Er hat es gepflegt; billig daß er auch gefragt wird, ob er es entbehren wolle.“ Der Gärtner wurde gefragt. „Ja,“ sagt' er, „dir gönn' ich's, weil du es fandst.“ Er grub es aus, mit einem Stük des gewohnten Lands; es wurd' in den Garten des Naturfreunds verpflanzt. Dort fand es einen guten Boden. Sonnenschein und Regen wechselten schön ab. Knospen entwikelten sich zu Knospen; Knospen zu Blüten. Lange hinaus in den Herbst erhielt es sich Frisch. Zwar welkt' es auch im Winter; aber im Frühling blüht es herrlicher auf. Es ist kein Sommergewächs.

Blühe liebes Veilchen blühe,
Wie das Veilchen blühen soll:
Himmelthau regt in dich ziehe,
Er bekömmt den Veilchen wol.

Gärtner liebt dich und begießt
Sorgsam und mit Liebe dich;
Heute, liebes Veilchen fließt
Viel ein ganzer Strom auf dich.

Deiner Lieben manche, haben
Sich verſammelt um dich her:
Du erhältſt Geſchenk und Gaben,
Als ob heut' ein Feſttag wär'.

Und der König! — Er blikt Segen
Heute freundlich auf dich hin;
Er verſpricht, dich ſelbſt zu pflegen,
Wenn ich Gärtner nicht mehr bin.

Den Naturfreund wird er bringen,
Wenn es eben Niemand denkt;
Dann wird man Te deum ſingen,
Dem, der alles weislich lenkt:

Neun und fünfzigster Brief.

Theophan an Adelheid Külthal.

Brukholm.

Herzlich wünsch' ich Ihnen und Ihrer sanften Lina Glük zu der Verbindung mit Löwenstein. Ich kenn' ihn. Er ist adelich, nicht blos durch seine Vorfahren, sondern durch sich selbst. Auch seine Mutter und Tante sind gute Menschen. Fürchten Sie also nichts davon, daß die bescheidene, prätensionslose Lina in eine altadeliche Familie geheiratet hat. Lebte sie in einer Residenz, wo ein Hof ist; so könnt' es in manchen Lagen etwas drükendes haben, daß sie, ein bürgerliches Mädchen, mit einem alt Adelichen verbunden ist. Und doch giebt es Höfe, wo man nur fragt, ob ein Von vor dem Namen steht, mögen die Aeltern gewesen seyn, was sie wollen, wo man zufrieden ist, wenn Jemand ein: Von vor seinen Namen zu sezen, also sich selbst zu adeln, frech und verächtlich genug ist: ja wo

man ledige Frauenzimmer in die Hofgesellschaften aufnimmt, wenn sie gut aussehen, und etwas Rechts auf ihren Puz wenden, blos pour meubler le bal, wie sich der Adel dabei ausdrükt. Auf dem Land, oder in kleinen Städtchen kommt man von dieser Seite in gar keine Verlegenheit. Weil nicht Adel genuz da ist; so muß er sich wol mit dem Bürgerstand vermischen; er würd' oft eine jämmerliche Rolle spielen, wenn er es nicht thäte. Ueberhaupt muß ich Ihnen, liebe Freundin, zwei Bemerkungen machen, die Sie, wenig Ausnahmen abgerechnet, immer bestätigt finden werden. Der gute, alte Adel ist, in der Regel, nicht auffallend stolz auf diesen Adel. Er sucht sich meist andere Vorzüge zu erwerben, die mehr persönlich sind. Wie die besseren Fürsten weiß er, daß ihm ohnehin jeder Vernünftige die nun einmal hergebrachten Vorzüge willig einräumen wird, ohne daß er nöthig hätte, sich durch ein stolzes, verächtliches Benehmen lächerlich zu machen. Der ältere Student, oder Offizier ist nicht mehr so eitel auf seinen Degen. Er läßt ihn weg, wo es irgend angeht. Nur der Anfänger oder der junge Student sieht sich nach seinem

Degen um, und thut stolz gegen Jeden, der keinen trägt; nur der parvenu hat seinen neuen Adel immer im Kopf und in der hochgehobenen Nase. Und dann kommt es auch darauf an, wie es um Geist und Herz des Adels aussieht. Ist er gebildet, so wird er natürlich seines Gleichen suchen, d. h. gebildete Menschen, mit denen er Ideen wechseln, sich über interessante Gegenstände, Schriften, Musikalien, Kunstwerke, Begebenheiten unterhalten, mit denen er leben kann. Rein ist ihm jede Gesellschaft, in der sich lauter gebildete Menschen befinden, und wenn es auch größtentheils bürgerliche wären. Unrein jede, in die sich ungebildete einmischen, und wenn sie alle sechszehen Ahnen hätten. Ganz anders ist freilich der Fall bei ungebildetem Adel. Er will sich doch durch etwas auszeichnen; das kann nur der Geburtsadel seyn. Mit gebildeten Menschen kann er nicht leben, mag also auch nicht. So sucht er sich dann Personen aus, mit denen er leben kann. Das kann wieder nur der Adel seyn, oder vielmehr der ungebildete Theil des Adels; denn die gebildeten sind ihm noch drükender, weil sie den einzigen Vorzug, worauf er stolz ist auch haben, und noch andere, die ihm fehlen, und weil sie gegen den beschränkten esprit de corps der Kaste, auch mit andern gebildeten Menschen umgehen, und sich mit andern Dingen unterhalten, als er. Wenn daher nur je-

mand von Adel ist, einen anständigen Aufwand macht, Whist, Boston oder l'Ombre spielen, tanzen, essen und trinken kann; so gehört er in ihren Zirkel und zu ihres Gleichen, denn weiter können und thun sie ja auch nichts. Das alles ist in seiner Ordnung; und man muß solche Gesellschaften nicht anders ansehen, als wie Spiel-, Trink-, Eßklubs, wie geschlossene Gesellschaften, zu denen man nicht gehört. Man würde sich selbst davon ausschließen, wenn man nicht ausgeschlossen wäre. Sie denken doch nicht, daß ich gegen den Stand eingenommen sey, wie es so viele bürgerliche sind. Ich würde mir nie verzeihen, über eine so große Menge Menschen einerlei, und noch dazu ein übles Urtheil zu fällen, wenn ich auch lauter gemeine Menschen darin kennte. Aber es ist gerad' umgekehrt. Viele der trefflichsten Menschen, die ich kenne sind aus diesem Stande. Mit Adelichen steh' ich in Verbindung, wie mit sehr Wenigen meines Standes. Aber diese denken über den adelichen Pöbel, gerade wie ich, und urtheilen oft schärfer über ihn, als ich, weil sie ihn genauer kennen. Außerdem weiß ich, daß es einen Rathe-, Geistlichkeits-, Kaufmanns-, Krämers-, Reichthumsstolz giebt, der oft noch weit unleidlicher ist als der Adliche.

Also die Verbindung mit einem Adlichen ist nicht bedenklich; kann bei einem Mann wie

Löwenſtein, und bei ſeiner Mutter, nie bedenklich werden.

Aber mit der nahen Verbindung zwiſchen Mutter, Tante und Schwiegerrechter verhält es ſich etwas anders. Schwerlich wird ihnen doch Ihre Lina ganz nahe kommen; ſchwerlich ſie von den meiſten und wichtigſten Seiten berühren. Dazu iſt Alter Erziehung, und ſo viel ich weiß ſind auch die Charaktere zu verſchieden. Und was ſich nicht ganz berühren kann, muß ſich nicht zu nahe berühren. Sehr hätt' ich alſo gewünſcht, daß Ihre Lina mit Löwenſtein nicht mit ihnen zugleich in einem Hauſe lebten. Das hätten Sie, liebe Freundin, auf alle mögliche Art hindern ſollen. Man ſieht ſich freundlicher, wenn man ſich nicht immer ſieht. Man iſt ſich mehr, wenn man ſich nicht immer etwas ſeyn will oder ſoll. Und dann dieſe älteren Weiber, die bisher alles regiert haben, nach ihrem Sinn, und nun zuſehen ſollen, wie alles geht, nach einer Andern, Jüngern Sinn; die bisher an den Kindern erzogen oder verzogen haben, nach ihrer Weiſe, und es ruhig ſollen geſchehen laſſen, wenn ſie gebildet werden nach einer ganz andern Weiſe: das kann ſchwerlich ohne Verdruß und Reibungen abgehen. Und Ihre Lina wird doch nicht wie eine Kellnerin im Haus leben, ſondern Hausfrau und Mutter ſeyn wollen, was auch ihre heilige Pflicht iſt. Da wird es mit einem wohlgemeinten, unmaaßgeb-

chen Rath anfangen, deſſen Befolgung man aber ſicher erwartet. Man wird von längerer Erfahrung, von der Weisheit unſerer jungen Weiber, von alter und neuer Zeit reden, und ſich in die neue Zeit und die neuen Verhältniße nicht fügen wollen. Man wird dem Sohn und Neffen, Winke geben, und ſeufzen und ſich gekrankt finden, wenn er ſie nicht achtet. Man wird ermahnen, warnen, predigen, und die gute Lina wird als die verſtockte Sünderin erſcheinen müſſen, bei der alles Ermahnen, Warnen und Predigen vergebens iſt. Ich ſeze nemlich voraus, daß Lina die Ermahnungen nicht befolgen kann, ohne ihre Pflichten als Mutter und Hausfrau zu verlezen. Und davon bin ich wenigſtens in Hinſicht auf Erziehung der Kinder, zum voraus überzeugt. Nie oder ſelten hat eine Großmutter ihre Enkel gut erzogen, und wenn ſie auch ihre Kinder zu erziehen wußte. Die weiche Schwäche, Beſorgtheit, Stumpfheit, die dieſem Alter angemeſſen iſt, auf der einen; und die Scheue vor allem Geräuſch, vor allem, was Unordnung verurſacht, Umſtände macht, dieſer Gewohnheitsmechanismus, nach welchem jeder Stul da ſtehen muß, wo er immer ſtand, und alles gehen muß, wie es ſeit dreißig Jahren gieng, auf der andern Seite, das engt die Kinder zu ſehr ein, und giebt ihnen zu viel nach, macht ſie ſo abwechſelnd zu Deſpoten und Sklaven, verleitet ſie ſo oft zu Ungeduld und Ver-

ſtellung, verkümmert oder verpeſtet ſo früh, ihren jugendlichen Frohſinn, daß das die vernünftigſten Großmütter ſind, die ſich mit Erziehung gar nicht mehr abgeben, ſondern ihren Enkeln und Enkelinen blos Liebe zeigen, allenfalls eine Stunde mit ihnen ſpielen, und ihnen das Chriſtkindchen etwas ſchönes beſcheeren laſſen. Daran ſolte Lina die Großmutter und Großtante der Kinder auch gewöhnen; und das würde weit leichter gehen, wenn ſie nicht mit ihnen in einem Hauſe wohnt.

Doch; das iſt nun einmal ſo, und wenigſtens vorerſt nicht wohl zu ändern. Was hätt' alſo Ihre Lina zu thun, um als Hausfrau nicht eingeengt zu werden, und ihre Kinder nicht verziehen zu laſſen? Ich will Ihnen und ihr rathen, ſo gut ich zu rathen weiß; wenigſtens werd' ich keinen Rath geben, den ich nicht erprobt gefunden habe.

Was man ſie nicht zu erinnern braucht, iſt, daß ſie beiden, beſonders der Großmutter alle mögliche Achtung und Liebe beweiſet. Beide Weſen müſſen ſehen, daß ſie ihnen das Leben ſo ſüß wie möglich machen, und alles zu ihrem Vergnügen beitragen will. Lina hat viel gewonnen, wenn ſie einmal dieſen Glauben begründet hat. Dann werden ſie ſich weit eher überzeugen laſſen, daß ſie aus Pflichtgefül handle, wenn ſie etwas gegen den großmütterlichen Sinn thut.

Sie muß immer äußerſt höflich und voller Attentionen ſeyn, wenn eins von beiden zu ihr kommt, oder ſich in ihrem Zimmer aufhält. Das nehmen alle Leute für Ehrerbietung, und ſie mögen es immer dafür nehmen. Solche Geſinnungen gebühren einer Schwiegermutter von ihrer Schwiegertochter. Jene Höflichkeit bringt aber noch einen andern Vortheil. Sie iſt das feinſte Mittel, um jemand in einer gewiſſen Entfernung zu halten, manchen Anmaßungen vorzubeugen, und zu ähnlicher Attention zu nöthigen. Wenn Lina z. B. ſich immer ungern vor ihnen im Negligé antreffen läßt; wenn ſie dann immer um Entſchuldigung bittet, und ſich in ihrem Kabinet etwas kleidet; wenn ſie nie hinauf zu ihnen geht, ohne vorher um Erlaubniß gefragt zu haben; wenn ſie um Erlaubniß fragt, ob ſie die Kinder mitbringen dürfe, wenn ſie immer zum Frühſtük, im Garten, zum Spaziergang, zur Theilnahme an einem Beſuch einladen läßt: ſo wird man ihr nicht in jeder Tagesſtunde kommen, nicht halbe Tage lang bei ihr ſizen, nicht überall mit hingehen, und die Kinder nicht den ganzen Tag bei ſich haben wollen. Eine Ehre iſt der andern werth, und eine Höflichkeit fordert die andere auf.

In Hinſicht auf die Kinder rath ich beſonders: durch Löwenſtein erklären zu laſſen, daß er ihre ganze Erziehung, ſeiner Lina übertragen habe.

Die Kinder nie, oder doch so selten wie möglich, und immer seltener, allein zu der Großmutter gehen zu lassen;
— sie an den pünktlichsten Gehorsam, auf einen bloßen Wink hin, zu gewöhnen;
— nie ihnen etwas in Gegenwart der Großmutter zu gestatten, was ihnen sonst versagt wird, und auch gegen deren Willen, fest auf ihrem Wort zu bestehen, mit der Entschuldigung, daß sie es schon verboten habe;
— wenn Lina mit den Kindern bei der Großmutter ist, ihre Aufmerksamkeit von denselben abzuziehen suchen, durch Erzälungen, Zeigen von allerlei Arbeiten, Kupferstichen ꝛc.
— zugleich dafür sorgen, daß die Kinder beschäftigt und vergnügt sind,
— sie überhaupt viel bei sich zu beschäftigen, damit sie mit Wahrheit sagen kann, sie versäumten etwas, wenn sie zu oft bei der Großmutter wären.

Ihre Lina hat einen feinen weiblichen Takt: sie wird also ab- und zuzugeben wissen, je nachdem die Empfindlichkeit der Großmutter größer, oder geringer ist; sie wird manchmal um Rath fragen über Dinge, die man nach Gutdünken machen kann, oder bei denen sie voraus sieht, daß man das Rechte rathen werde; sie wird der Schwiegermutter und Tante manchmal eine unerwartete Freude machen, sich in allem, wo sie es thun darf, nach ihrem Geschmak richten, und

so denk' ich, wird es gut geben, ohne daß sie die Pflichten der Mutter, oder der Hausfrau zu übertreten braucht.

Sagen Sie Ihrer Lina und Löwenstein viel Freundliches und Herzliches von mir.

Sechzigster Brief.

Edelwald an Wandulf.

Werdau.

Endlich ist unsere gute Amala zur Ruhe gekommen. Sie ist von Esplandin, mit seiner Bewilligung, geschieden. Sie hat ihn aber äußerst großmütig behandelt. Eins ihrer Güter hat sie verkauft, und den Kaufpreis, sammt einigen Kapitalien dazu verwendet, um seine Schulden zu bezalen, die sich auf 100,000 Thaler beliefen. Ihm hat sie kein Kapital ausgesezt, damit er es nicht verzehre, und im Alter doch darben

möchte. Aber es sind ihm jährlich 800 Thaler angewiesen, womit er ordentlich leben kann, wenn er seine Gage und die Einkünfte seines kleinen Guts in Westphalen dazu nimmt, wovon sie ihm die Schenkungsurkunde natürlich zurükgegeben hat. So bald die Tänzerin, die er unterhielt, diese Maasregeln erfuhr, und daraus abnahm, daß nicht viel mehr bei Eiflandin zu holen seyn möchte, ließ sie sich alles von ihm schenken, was er noch an Kostbarkeiten besaß, borgte noch so viel als man ihr borgen wollte, und gieng mit einem jungen Engländer davon, dessen Guineen ihr schon lange in die Augen geglänzt hatten, nahm aber ihren eigentlichen Liebhaber, einen Tänzer mit, der die nemliche Rolle spielen mußte, die sie bei Eiflandin gespielt hatte; er stellte ihr Kammermädchen vor. Eiflandin mit seinen Helfershelfern eilte ihr nach, aber vergebens; und nun war er in Verzweiflung, nicht über den Verlust seines Geldes, sondern darüber, daß das Mädchen ihn betrogen hatte. Freilich ein schlechtes Zeichen für seinen Verstand, aber ein gutes für seinen Charakter. Kein Mensch ist ganz versunken, wenn er noch an die Treue eines andern Menschen glauben kann. Seine meisten sogenannten Freunde, denen nur seine Tafel, seine Weine und seine Böcke lieb war, haben sich izt von ihm gewendet, da er keine Diners mehr geben, kein Haus mehr machen, keine hundert Louisd'or

in einem Abend verlieren kann. Sie können denken, wie es ihm seyn muß, da ihm mit dem Maas gemessen wird, mit dem er der guten Amala gemessen hatte; da er ärger betrogen ist als sie betrogen ward. Mag er denn vorerst erndten, was er gesäet hat!

Amala dagegen ist ruhig und glüklich. Sie will doch nicht das ganze Jahr durch bei uns bleiben, sondern im Winter nur einige Monate, sonst aber ein schönes, fruchtbares und romantisch gelegenes Gut bewohnen, das sie im Liegnitzischen, an der Weser besitzt. Die 500 Thaler, die sie sonst auf Verpflegung alter Leute und auf Erziehung armer Kinder verwandte, hat sie auch in Zukunft, und selbst nach ihrem Tode dazu bestimmt; und sie kann es, da ihr nach Abzug aller Abgaben, noch 2500 Thaler Einkünfte bleiben, die bei ihrer mäßigen Lebensart und ihren wenigen Bedürfnissen, völlig für sie hinreichen. Ihre vertraute Freundin, Jenny Waldheim hat sie zu sich genommen, beide wollen zusammen leben und eins will dem andern die Augen zudrüken. Die feinfühlige Amala will aber nicht, daß Jenny sie für ihre Wohlthäterin halten, und daß ihr am Zartgefühl dadurch vielleicht manchmal wehe getan werden soll. Sie liegt sich also von ihr ein mäßiges Kostgeld bezahlen, hofft aber, wie sie Aemen im Vertrauen gesagt hat, daß sie einst ganz in Gemeinschaft der Güter leben werden. Ihre Be-

schäftigungen sind ihnen jezt gemeinschaftlich. Jede hat sich ein Mädchen gewält, das beide erziehen und einst versorgen wollen. Die Besorgung des Hauswesens wechselt wochenweise unter ihnen ab. Auch die — Industrieschule muß ichs ja wol nennen, die sie mit einigen Mädchen des Dorfs angefangen hat, wird gemeinschaftlich besorgt. Sie haben nemlich zwölf der sittlichsten, ordentlichsten, aber ärmsten Mädchen gewält, die sie im Nähen, Stricken, Flicken, auch wol, wenn sie Talent und Lust dazu haben, im Feinnähen und Kleidermachen unterrichten. Dabei wird ihnen etwas Gutes vorgelesen, aus Schmidts oder Ewalds biblischer Geschichte, aus Krummachers Festbüchlein, Bekers Noth- und Hülfsbüchlein, aus den Palmblättern und andern guten Schriften. Sie werden um den Sinn mancher Gleichnisse gefragt, im Singen guter Lieder nach dem Gehör geübt, zum Auswendiglernen munterer Lieder aufgemuntert, und allmälich sollen sie auch zu den Kenntnissen angeleitet werden, die eine gute Kindermärterin haben müßte, die aber selten eine hat. Der Pfarrer im Dorf, der zum Glük auch eine gute, gebildete Frau hat, unterstüzt sie darin. Beide sind musikalisch, so wie auch Jenny Waldheim. Daß Amala es im hohen Grad ist, wissen Sie. Diese macht dann den Musikdirektor, und studirt ihnen vielstimmige Sachen ein, die sie denn zusammen aufführen. Im Sommer soll Leone

mit den Kindern einige Monate bei ihnen zubringen; ich komme, so oft es meine Amtsgeschäfte erlauben. Mein Senner macht die zwölf Stunden ganz gemächlich in einem halben Tag. So leben diese zwei gute Menschen ruhig und vergnügt und nicht unnüz für die Welt. Wohlthätige Wirksamkeit ist der beste Balsam für ein wundes Herz.

Ich freue mich unbeschreiblich, daß alles so weit ist, und Sie gewiß mit mir.

Ein und sechzigster Brief.

Adelaide B. an ihre Tochter, Rosalie Grambold.

Heldheim.

Der höchste Wunsch meiner guten, kindlichen Emma Solian ist nun auch erfüllt; sie hat eine Tochter geboren; ein wunderschönes, gesundes, liebliches Kind. Was das für eine Freude ist, bei Vater und Mutter! Schon glaubte Emma, sie würde keine Kinder bekommen, und es that ihr

unbeſchreiblich weh. Sogar hatte ſie ſich in den Kopf geſetzt, ihr Mann würde ſie weniger lieben, weil er ſich ſo ſehr Kinder wünſchte. Sie fühlte ſich unnütz in der Welt. Wirklich darf es auch einem Weib, das ganz Weib iſt, nicht an Kindern fehlen, wenn ſich ihr ganzes Weſen entwikeln ſoll. Das wahre Weib will etwas zu warten, zu pflegen, zu verſorgen haben. Sie muß irgend einem Weſen recht viel Gutes thun, ſich dafür recht aufopfern, um es auch hernach recht lieben zu können. Hat ſie kein Kind; ſo ſucht ſie ſich etwas anders; ſie legt keinen rechten Werth mehr auf ſich: ſie vernachläßigt ſich leicht, wenn ſie ſich nicht den Verrichtungen ergibt, und ſich ſelbſt verliert. So etwas fieng bei Emma ſchon an, wie es bei einem ſo guten Weſen anfangen kann. Oben begann ſie, ihre Bella zu verzärteln, ihr wie einem Kind zu ſchmeichlen. Sie war manchmal mißmutig, und war ſich nicht bewußt warum. Sie fragte manchmal forſchend und ängſtlich Soltau, ob er ſie auch noch ſo lieb habe, wie vorher. Dies alles ward anders, ſo bald ſie Hoffnung hatte, Mutter zu werden. Sie achtete mehr auf ihre Geſundheit, ihre Handlungsart und ihr Herz. Sie war ſich ſelbſt wichtiger, heiliger. Wenn ſie manchmal eine Laune überfiel, die eine phyſiſche Urſache hatte, und Soltau ſie nur aufmerkſam darauf machte, daß ſie Einfluß auf die Gemüthsart des Kindes haben könne: ſo nahm ſie ſich ſo zuſammen, daß die Laune in ganz kurzer

Zeit überwunden ward. Sie, die Zärtliche gegen Witterung höchst Empfindliche, machte sich jeden Tag Bewegung, wie auch die Witterung seyn mochte. Sie tanzt so gerne! Aber kein Bitten und Zureden, selbst die Erlaubniß ihres Mannes konnte sie dazu bewegen, weil er früher gesagt hatte, daß es doch besser sey es zu unterlassen. Aber sie ist darum belohnt. Ihr Kind ist ein herrliches Mädchen; ihr Soltau ist selig, und sie liegt da, wie eine Verklärte. Stundenlang kann Soltau an dem kleinen Kinderbettchen stehen, und dem wachenden oder schlafenden Mädchen zusehen, wie es wacht oder schläft. Neulich bracht' er mir ein Wiegenlied, das er in einer solchen Stunde gemacht hatte, das dir zeigen wird, wie wichtig ihm schon jetzt das Mädchen ist. Ich lege dir's bei. Jetzt eil' ich aber zu der guten Emma, die mich so gern um sich sieht, und mich überhaupt wie ihre Mutter betrachtet, daß ich auch im Herzen bin.

Wiegenlied für Elise.

H[illegible]! [illegible]! Was liegt da im Bett?
Sehe nur das Mädchen, so schmuck und so nett!
Sieht es nicht so mollig und freundlich immer
Gleich, als ob's wirklich das Christkindchen wär!

Wundert sich ob der [illegible] Welt,
Die ihm so neu in die Äuglein fällt;
Thut aber bald seine Äuglein zu,
Kennt noch nichts besser als Schlafen und
Ruh.

Schlaf du nur, liebliches Mägdelein klein;
Schlaf dich nicht [illegible] in's Leben hinein;
Bringst es [illegible] weiter mit Schlafen und
Ruhn,
Als wir Erwachs'nen mit [illegible] und Thun.

Wachst du so [illegible] und [illegible] dann auf;
Schaust du die Mutter [illegible] herauf;
[illegible] war und [illegible], [illegible]
[illegible];
Das kann kein Kaiser und König nicht so!

Wer dich für arm hält, wie irrt sich der doch!
[illegible] du so [illegible], als [illegible] es [illegible]
[illegible], als [illegible] [illegible]
Reicher ist wirklich kein König der Welt.

[illegible] und [illegible] [illegible] Leben zu [illegible];
[illegible] wie [illegible] sich noch [illegible];
[illegible], und [illegible];
Kindlicher Sinn ist des Himmelreichs werth.

Will und Ne Lorge ins Kopf kann nehmen;
Darben wir hier an der Kugeln Ehre:
Bilden sie Leute und rufen Lebewohl zu,
Sagt's auch, all habe Ihre Hilfe so gethan.

Hurra! Hurra! Schlacht muthig und gut!
Stumme zum Leben Geschwister und Blut.
Wenn Ihr in Wonne am Herzen uns hätten,
Denn kann auch Schutz nur in uns all sein.

[illegible], gekommen[illegible]. Die Berge [illegible]
einen Tanz, wie Bergsteiger, und in den
Tälern wachsen dichte Bäume heran mit
Früchten und Farben, [illegible] Blüten, wie
man sie auf [illegible] exotischen Kulturen in den
botanischen Museumsbüchern findet.
Und man tanzt in Zelten, in [illegible] einer dicken
Luftschicht wird [illegible] [illegible], [illegible] [illegible],
Feuer, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
Kühlen. Der gesamte Landschaftsraum [illegible]
wird, [illegible] [illegible] [illegible], und es wird
ein Spiel. Kaum ist [illegible] [illegible] [illegible]
wollen, wie es vor meiner Tür [illegible], ist wie
ein Buch [illegible], ein Kostüm und
ein Gesicht gelöst, wie ich [illegible] wollte.

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
auf [illegible] [illegible], wie [illegible] [illegible]
Jahre [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible]
entfalten und einen [illegible] [illegible]. In
[illegible] Augenblick [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible], wie [illegible] [illegible]
[illegible]. Und [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible], [illegible] [illegible] [illegible].

und Hände bei der Hand, die auf Kommando Be-
wegungen; die Füße, Fußbrett, Zeiß-
kalen standen auf dem Tisch, wo sie bei ge-
wöhnlichen Stunden, die Aufgelassenen für eine
Zeitlang ließ sitzt, und, um die Erklärung
zu vollenden, empfing ich meine Kunst in ei-
nem ganz kleinen Maße mit gelbem Zeiß an Ge-
wicht, wie man es damit trug. Die zweiten
und vierten Male, wie es damit bei vielen
den Gelegenheiten gleich. Wir verfügen und
ging in seine Gedankenwelt, und wieder
noch ein Tier als Person tief gekränkt
ist gleich, wie denn auch Kindheitsreize
erfassen. Jetzt lässt es mich nach den
Gedankenlichen nicht durchlas. Es hätte sich
sagt Ehrlich, wie man sich, und ich konnte
die Tiere kein Gewicht leisten. Jetzt ist nur
das alle vor gültig, so wie wir auch
gelernt und mehr gewusst, genug der auf
gelesen. Was sich in seiner Kunst nicht
so verwirrt, wie ich mir die Lehre. Er
glaubte mich hier, ist es klein, auch die
Tiere zu sehen, ist es ganz Lage hier wenn
Kunst ob die beiden Wesen nicht ganz wenn

bitten, daß er wieder in Turbenen sein möge, und ich — einen Brief von ihm haben können.

Lebe wohl, meine liebliche Kathrin. Schreibe mir bald einen lieben Brief. Ich umarme Dich, und drücke zehn tausend zärtliche Küsse auf Deine Augen.

Drei und sechzigster Brief.

Kallisne, an Selimar I.

Straßburg.

Du bist ein wunderlicher Mensch, Selimar; und wenn ich Dich nicht genau kennte, so könnt' ich in Versuchung, zu glauben, daß Du Dich vor Ihrem so gelebt, wie ein Original zu schauen, und Besitzer von Dich bei zu nennen. Daß ich nun durch Dein Fall nicht, ob Du gleich Deine Kinder Gedichte auch hast, wie alle Männer, aber die Sache ist Ihrem nicht hohe. Eine Welt haben, die die gänzlichen Stunde übersehen und bei der Sonne wandeln, ist eben so unmöglich, als im Winter eine Sonnenfinsterniß hoffen, als im Schlag gerichtet. Ja, ich weiß dies, daß manchmal eine kurze Entfernung des Gesetz der Kunst d'gutes Gegenwart wäre, wie denn die unwiderstehlichen Formen der Männer immer höher gewogene Gründe bekämpfen. Nur eine Gestalt

nung von einem halben Jahr; Entfern... mehr, als Nähe, das ist zu arg. Man k... sich nicht gewöhnen; man hat sich nicht. W... man genießt, ist nur ein Phantasiebild, e... das geliebte Wesen selbst. Mich dünkt, so li... der Prinz in Göthes Triumph der Empf... samkeit, eine Modellpuppe, die eine Pe... war. Und doch mochte dieser etwas Sinnlic... haben; Du weißt aber gar nichts. Das ... so ein überverfeinerter Platonismus e... Phantasieismus, der in die menschliche Na... hineingefälscht wird. Doch; um Deinem ... ehelichen Sinn auch eine Materie für ... zu geben, erinnere ich Dich an die schö... Verse von la Fontaine:

Amans, heureux amans, qui voulez voyage...
Que ce soit aux rives prochaines.
Soyez l'un à l'autre un monde toujo...
beau,
Toujours divers, toujours nouveau.

Mich dünkt, wenn nicht Alles an ... Menschen liebt, so liebt er gar nicht, und ... Sinne wollen auch etwas, wenigstens die ... ersten Sinne das Auge und Ohr, wenn ...

ganz [illegible] befriedigt werden soll. Durch die Sinne drückt sich auch das Bild des Geliebten weit näher in das Gemüth [illegible], als durch die Phantasie; und wenn auch das letztere schöner, vollkommner wäre, so will ich lieber dein wahres Bild vor mir sehen, und die paar Schönheiten sammt den Fehlern auf der Stirne übersehen, als mir bloß ein Bild von Dir schaffen, das nicht Du ist. Ich würde mir auch bei dieser phantastischen Ergänzung sagen, daß ich nicht Dich liebe, sondern meine Phantasiegeburten. Nein; ich gelobe Dir die wechselseitige und das [illegible] (wie [illegible] in Einem Bild [illegible] [illegible], verzeih' ich [illegible] nicht.) die [illegible] den Haare, die ich nicht habe, ([illegible], außer Dir, [illegible] die [illegible]) und die übrigen Herrlichkeiten, womit mich Deine Phantasie ohne Bedenken beschenkt hat. [illegible] [illegible] kann ich [illegible], und zu einer [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], wenn Du [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Die [illegible] [illegible] nicht [illegible], wenn Du [illegible], und ich [illegible] Dir [illegible], daß [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], als Dein [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

Mondlauer, von ihm her, in Erinnerung, als
ob es gestern wesen wäre. Und wenn ich Dir
dann manchmal sage, Geliebte, Verborgene und
Du Geheimnisvolle für, was Du mir seit so
vielen und neu so Dir Mond zu sein brauchst,
dann ist Du wirklich selbst, Du weißt
ich Du Dich liebst, Du kannst nicht
mehr weil niemand gelingt, etwas Einmaliges
mit zu sagen, weil Du Dinge tun mußt, und
Dich kannst, so und immer anders können
so weit so lieb bist, ist Du mir noch nicht
weniger teil, als bei Deinem Kommen und
Deinen hervorgestürzten Worten, mit wir
Allergrößt stehn da gar nie und bei Stelle hin
aus. Du liebst alle immer, Du kannst Dich
fühl ich mit, Du kannst zu sagen, daß Du
Du Freiheit erwarb und Du Mensch bist Freiheit
Dich gewählt weißt, — in Wissen. Niemand
muß Du lieben, Du schenkst Dich einfach wie
wir, weil Du uns nicht hältst. Wie Gott
kannst all Dich glauben, und unendlich kann
Dich werden, und wir andere gläubig Menschen
finden: Dann ich muß Dir gehören, daß ich
nicht so ganz an mich aus Dir selbst leben
kann, sondern auch einen Mittelpunkt haben

Vier und sechzigster Brief.

Erlimar J. an seine Gattin, Kalliane.

Haldau.

Daß ich doch meine geliebte Kalliane noch nicht auf den höhern, geistigen Standpunkt heben kann, auf dem ich stehe! Daß Dir, mit dem weiten, großen, vielumfassenden Sinne, der Sinn fehlen muß für die Art von Genuß, die mich beglückt, und die auch Dich beglücken könnte! Sieh, wenn ich mir jetzt andre Menschen denke; wie ich Dich aus deiner frommen Höhe, in der paradiesischen Gegend von Wilhelmsgen; wie die Sonne Alles um und her weit, enthüllet, gereinigt, so daß die Blumen nicht mehr Erdenblumen, die Bäume nicht mehr Erdenbäume, die Berge nicht mehr irdische Dom

ge Gott, sondern Alles ätherisch, himmlisch; wie Du mir dann entgegen fliegst, mit dem weißen, sanft an Deinen Körper sich anschmiegenden Gewand, mit dem fliegenden Haar; dem hochklopfenden Busen, Dein Auge voll Himmel und Seligkeit; wie ich dann Deine Flötenstimme höre, Deinen brennenden Kuß auf meinen Lippen fühle; hätten wir auf eine solche Viertelstunde, einen solchen Augenblick harren können, wenn wir immer vereinigt geblieben wären? Solche Szenen werden nur durch Entfernung möglich; und eine solche Liebe nach Innen. Schön sind die Verse von la Fontaine, die Du mir anführst; schön, aber nicht wahr. Immer, ist das Wort der leidenschaftlichen Liebe, der höchsten Glückseligkeit durch Liebe. Diese Glückseligkeit ist aber hier nicht wandelbar. Das Erste Entzücken der Liebe geht vorüber. Die hohe Spannung läßt nach. Das hohe, poetische Leben sinkt unvermerkt zu einem prosaischen Alltagsleben herab. Alle [illegible] heit und Phantasie, meine [illegible], glaubt und in den [illegible] [illegible]. Sie [illegible] das Verlangen, [illegible] und [illegible] alle [illegible]. [illegible] ist man sich nahe durch [illegible]

und die Welt erhielt gleichsam Maß durch Ihr
entdeckt. Was ist Ihre eigentliche Tendenz
die Nacht, die Ihr eigene Existenz fortgesetzt?
Und warum ist sie Ihnen so viel? Weil er sie
so lange entbehrt hat. Wie viel ist Ihnen Ihr
kühnes Selbstbewußtsein eine Belohnung auf Ihre
Tat? Und warum? Weil es so lange nur
Selbstsucht schien, weil ihre nächsten Blicke
scheuten. Wie oft Tränen und Schmerz
kostet, mit Erhörung sich und nicht mehr,
wenn wir sie immer gewähren. Aber — ich
sage Ihnen nichts Neues, wir sind, nachdem Sie
Bekanntschaft machen. Sie erinnern sich,
daß es so gleichen Tagen möchte gesagt, wie
wir und sagt es Ihnen sagen? Können wir
auf jeden gleichen Eindruck eine gleiche?
Was war natürlich daß es so anders Ihnen?
Daß es nicht natürlich Ihre Bedingungen sind
so sind, als wir heimkamen waren? Denn
daß Sie aber es so anders Ihnen empfinden
mußt Ihre, meine Schuld. Denn Sie
die Liebe in Ihre ehrlichen Absichten, in Ihr
Tat in Erwartung setzte, und wir Prüfung sie
wagten. Daß Sie uns nach einer Prüfung gewiß

und dann einander in die Arme, an die Herzen fliegen, mit neuem Leben und neuer Liebe. Künftigen Sommer, denk' ich. Mein Freund Pölitz will die Gegend des Wiedersehens zeichnen, wie sie seyn wird, und ich freue mich unbeschreiblich auf die Zeichnung. Lebe wohl.

Fünf und sechzigster Brief.

Kalliope, an ihren Gatten, Selimar F.

Strasburg.

Neulich erzählte man mir von dem Witz eines Juden, dem ein mecklenburgischer Postmeister mehr Pferde aufschwatzen wollte. „Wenn Sie drei Pferde nehmen; so fahr' ich Sie in zwei Stunden zu Dachsdorf. Nehmen Sie vier; so fahr' ich Sie in anderthalb Stunden dahin.“ sagte der Postmeister. „Wissen Sie was?“ antwortete der Jude, „Spannen Sie mir sechs vor, so brauch' ich gar nicht wegzufahren.“ Sie werden es nicht ungütig deuten, mein verehrter Herr Gemahl — schmunzeln Sie sich hier die [illegible], muthwillige und zugleich die schwermüthige Miene, die Sie in Ihrem [illegible] haben — wenn ich Sie mit diesem Postmeister vergleiche. Im Ernst, lieber Selimar! Du suchst mich in jedem Briefe zu be-

rathen, daß Abwesenheit das beste Mittel sey, um die eheliche Liebe zu erhalten. Und nicht etwa eine kleine Abwesenheit, zwischen langem Zusammenleben; sondern halbjährige Trennungen, nach kurzem Zusammenseyn. Wär' es denn so widersinnig, wenn ich, wie jener Jude sagte: „Sie wollen nur gar nicht wieder zusammen kommen; dann bleibt die Liebe gewiß ewig.“ Wie? — Ihr Dichterköpfe habt doch wunderliche Grillen. Wieland will uns beweisen, man würde sich mehr und inniger lieben, die Gegenwart besser genießen, wenn man keine Hoffnung hätte, sich bald wieder zu sehen. Der Mann hat viel behalten; aber wie es den beiden Weibern zu Muth ist, das hat er ganz vergessen. Und Du willst wirklich, man genieße seine Geliebten besser, wenn man sie bloß durch die Phantasie genießt. Aber Ihr Schwärmer aller Welt, Wieland so gut, wie Du. Man liebt auf keine Art. Nein, mein Freund; ich bin ein Weib, und ein Weib weiß immer am besten, was Liebe ist. Liebe will ewig lieben und ewig geliebt seyn. Sie kennt keine Entfernung; denn sie will keine Abwesenheit. Zu behaupten, daß man die Gegenwart des geliebten Ge-

feyd besser genießen könne, wenn man wüßte, daß man es nur eine kurze Zeit genießen werde, das heißt des menschlichen Gefühls spotten. Eben so gut könnte man behaupten, die Stunden vor dem Abschied seyen die süßesten Stunden. Liebe will Nähe, sehnt sich nach Nähe. Sie will schauen von Angesicht zu Angesicht, Worte hören aus des Geliebten Mund; fühlen seinen Händedruck, seinen Kuß. Sie will sich nicht denken, was wol der Geliebte auf dies oder das antworten werde; sie will wissen, was er antwortet. Den Blick der Liebe will sie sich nicht mit verschlossenen Augen vorstellen; sie will ihn selbst an dem Geliebten sehen. Sieh, so prosaisch, so alltäglich bin ich auch. Und Du kannst [illegible] halb. Das Fest des Wiedersehens können wir uns so gut feiern, als am ersten Tage; wenigstens die Hauptsache — das Wiedersehen! Alles übrige [illegible] doch nur Dekorationen. Ein [illegible] Gemälde mag man sich wol gerne sehen, auch eine [illegible] ausgeschmückt, [illegible] geliebten Antlitzes. Daß Du Dir den Blick so [illegible] machst! Wenn man die [illegible] [illegible] Argumente [illegible], so daß die

Sonne nicht Alles verklärte, und die Bäume nur Erdenbäume, die Blumen alltägliche Blumen, und die Berge nur irdische Berge wären; hätte denn nicht schon unser Wiedersehen einen großen Theil seines Reizes für Dich verloren? Und wenn ich nun gar mein altes, braves Fuhrwerk in der Zeit bekäme, und ich Dir gar nicht entgegen kommen könnte, würde Dich das nicht so verstimmen, daß das Wiedersehen kein Wiedersehen, und Deine [illegible] nicht mehr [illegible] wäre? Gesteh' mir's nur aufrichtig, die Dekorationen sind Dir lieber, wenigstens eben so lieb, als das Gemälde; die schönen Umgebungen des Wiedersehens kannst Du bei dem Wiedersehen nicht gut missen. Es muß eine malerische Scene seyn; sonst hat es wenig Werth für Dich. O! mit der Zeichnung, die Du [illegible] und zierlich [illegible] machen läßest! — Ich werde nur so [illegible] kommen lassen, um meine Reise gehörig zu [illegible]! Soll die Geschichte [illegible], ehe die Zeichnung fertig wäre? Das wäre mir zum Lachen. [illegible] Das wär mir so ein Zeitvertreib, der mich nicht in der Gegenwart, sondern in der Zukunft lebte, daß das

Kommende idealisirte, und dann, wenn es kam, Alles unter seiner Erwartung fand, darüber eigentlich nichts genoß, sondern blos in Phantasien lebte, die ihn ab- und aufzehrten, daß am Ende nur noch ein Dichter, aber kein Mensch übrig blieb. Und doch mußt' er eine Form haben, in die er sein Ideal hineinphantasiren konnte. Dann war er hoch-entzückt, wirklich verliebt, bis er enttäuscht ward. Er rennte in der Welt herum, suchte, was er selbst nicht kannte, glaubt' es hie und da und dort zu finden, und fand es nirgends. So schrieb er Trauerspiele, und sein ganzes Leben war ein Trauerspiel. Das sagt' ich meinem Freund Z. nur so, weil ich es eben gelesen habe; wie es denn die Weiber zu machen pflegen. Bemerkungen leiden es nicht. Uebrigens

Sechs und sechzigster Brief.

Eline W—z, an Mine Barchfeld.

Reelbach.

Leider! hast Du richtig bemerkt! Mein Mann ist auf eine traurige Art umgeschaffen, seit er den schwermüthigen, menschenfeindlichen Nerven bei sich hat. Ich würde Dir nichts davon sagen, es Dir nicht einmal gestehen, wenn Du es nicht selbst bemerkt hättest, und wenn meine Klagen nicht ganz allein gegen den anderen Menschen giengen, der meine ganze häusliche Glückseligkeit vergiftet. Er war in England ein wüthender Politiker, war von der Oppositionsparthei, und weil doch nicht siegte; weil er die Minister nicht stürzen konnte: so macht' ihm das ganze Ministerialsystem verhaßt. Weil er im Parlament keine Oppositionsparthei mit Erfolg bilden kann, so bildet er eine in meinem Hause, und macht sie zu seinem Hause bilden. Er war schon einmal bei uns, als einer

Freund meines Manns. Da wich er mir fast nicht von der Seite. Hätt' ich ihn nicht besser gekannt, ich hätte geglaubt, er wäre verliebt in mich. Aber schon damals nahm er Parthie; doch für mich, und gegen meinen Mann. Er hatte hunderterlei an ihm zu tadlen, besonders in Hinsicht auf sein Betragen gegen mich. Mein Mann hatte nicht Aufmerksamkeit genug für mich, schränkte mich zu viel ein, widersprach mir zu heftig, bestand zu sehr auf seinem Sinn. Oft war ich ihm sehr böse darüber; aber das, was ich an ihm für offene Redlichkeit hielt, und seine Anhänglichkeit an mich, seine Theilnahme, als wir unseren Waldemar verloren, söhnte mich wieder mit ihm aus. Er hat überhaupt etwas Imposantes, Bestimmtes, Festes, was ihm nothwendig Einfluß auf andere verschaffen muß, wogegen aber Niemand Einfluß auf ihn hat. Jetzt ist er ganz gegen mich, behandelt mich ohne alles Zartgefühl, manchmal selbst unhöflich. Und mein Mann läßt das Alles geschehen. Er, dem sonst Alles recht war, was ich that, findet jetzt an Allem etwas zu tadlen. Meine Unwissenheit, meine Schwächen, meine Neigung zum Putz wirft er mir jetzt bei

jeder Gelegenheit, selbst manchmal vor andern Menschen vor. Ich habe die Fehler wirklich, die er an mir tadelt. Meine erste Erziehung war vernachlässigt; ich spreche sehr wenig und sehr fehlerhaft französisch. Ich hatte sonst weit mehr Fertigkeit auf der Harfe. Ich habe mich nicht fortgeübt, weil W—z keinen Werth darauf legte. Gegen meinen Hang zum Putz hab' ich eben nicht gekämpft, weil er mich gerne geputzt sieht. Wenn er mir indeß Alles, was er an mir tadelt, allein und mit Liebe sagte: so würd' ich es ihm danken, und ihn darum nur desto mehr achten. Aber da er mich bitter tadelt, bloß um zu tadeln; da er es oft in Gegenwart von Menschen thut, an deren Achtung mir gelegen ist, so muß ich nothwendig glauben, daß es mich oft empört, und daß auch ich nicht so antworte und mich so benehme, wie ich sollte. Daß es Einfluß von dem fremden Herrn ist, seh' ich deutlich daraus, weil mein Mann, der oft zornig war, gleich wieder der Alte ist, wenn er zurückkommt, aber bald wieder in sein voriges, tadelndes Wesen verfällt, sobald er wieder einige Tage mit Herrn gelebt hat. Ohne Zweifel muß eine solche die Meinung des

gebracht haben, daß ich den Herrn im Hause spielen wollte; denn der gute W. ist so eifersüchtig auf seine Mannsherrschaft, daß ich bei guter Laune (die mir freilich immer seltener gegeben wird) manchmal darüber lachen muß. Gott weiß wie er fährt, wenn ich ihm von manchen ökonomischen Einrichtungen nichts sage, sie denn sie mache, weil er doch nichts davon versteht, und von dem Talent der Erbsenzähler und Ziefegutser gar nichts hat. Itzt will er von Allem wissen, zu Allem seine Stimme geben, und gar manchmal entscheiden. Und er möchte das sogar noch öfter und lieber thun, wenn er nicht fürchten müßte, sich lächerlich zu machen, was er sehr scheut. Am Auffallendsten ist sein Tadeln und sein Bekümmern, wenn Myrrha gegenwärtig ist; und auch darin sucht ich einen neuen Bestätigungsgrund meines Verdachts, daß Alles von dem üblen Einfluß dieser Modeschwärmerinn herrührt, der er darum nicht zeigen will, daß er sich nicht unter den Pantoffel bringen lasse, sondern Herr im Hause sei. — Das Alles macht mir sehr weh. Ich habe das Vertrauen meines Mannes ganz verloren. Er geht mit Niemand um, lebt mit Niemand, als

mit Arrem. Dessen Ansichten sind seine Ansichten; dessen Urtheil ist ihr Urtheil. Zum Unglück haben Beide einerlei Enthusiasmus für Musik. Da wird gesungen, gespielt, neue Musik gekauft, probirt, copirt, auch wol componirt. Und das dauert den ganzen Tag fort. Ich höre nichts als von B Moll, von Ausweichungen, von Nägeli's Singschule, Beethovens neuen Sonaten und dem neuen Instrument, der Trompe, wie es, glaub' ich, heißt. Darüber wird dann mit so vielen Kunstwörtern geschwatzt; es wird so langweilig, so pedantisch. [illegible], daß mir alle Musik verleidet, und daß ich bei der armen Mädchen: „Freut euch des Lebens" singen hören will, als das künstlichste Duett von Cherubini, wenn es die beiden Freunde singen.

Sieh, liebe Mine; hier hast Du meinen ganzen Herzenskummer und die Ursache meiner Verstimmung, als Du sie wol merkst. Sagen kann ich Dir's nicht. Ich weiß nicht, welche sonderbare Scham mich zurückhält. Ich glaube, ich hätte Dir selbst nicht in die Augen sehen können, wie ich dann überhaupt manche

traulige Sachen nicht bei hellem Tag, sondern nur in der Abenddämmerung sagen kann. Rache mir nun, was ich thun soll. Es kann und darf so nicht fortgehen; denn mein Mann entfernt sich immer mehr von mir, und natürlich, auch ich mich von ihm. Er wird immer anmaßender im Haus, als ob auch er zu sagen hätte, behandelt mich immer geringschätziger, und natürlich wird mir das immer unerträglicher. Schon hab' ich einige Szenen mit ihm gehabt, die gräßlich weit gingen. Selbst meine Weiblichkeit leidet darunter. Ich werde rauher, finsterer, launischer. Es muß auf irgend eine Art anders werden, und es sind mir schon manche Projekte durch den Kopf gegangen, wie es zu ändern wäre; aber ich will noch nichts sagen, bis ich Deine Meinung gehört habe. Sage Deinem Mann aber noch nichts davon. Ich will wissen, was Du, die treue, Gute, aber Kühle an meiner Stelle thun möchtest. Gott befohlen!

Sieben und sechzigster Brief.

Mine Barchfeld an Aline W—z.

Nieder-Weldingen.

Was Du thun sollst, liebe Aline, in Deiner Lage, die ich sehr richtig geahnet habe? Was Du gleich, und schon längst hättest thun sollen, ehe Du mir schreibst. Deinem Mann das Neueste sagen, was Du mir geschrieben hast. Wenn man eine gute Sache hat; so giebt es keine bessere Klugheit, als Offenheit und Wahrheit. „On ne donne, quand on s'appartient," sagt der Prinz von Ligne mit Recht. Und Du gehörst doch wol Dir selbst, selbst auf Dir selbst. Wenn Dein Mann von Dir hört, wie Arrow Anfangs an Dir gehängt hatte, was er zu noch gelten haben mag; wenn Du ihm alles sagst, was er gern bei Dir gegen ihn, wie er Dich vergnügen gesucht habe gegen ihn; wenn Du Dich erkennst, dem sichern Wachsen lief, allerdings in seiner Eigenwahl, und Gesicht zu sagen; ist es

[illegible]

[illegible]

Drei auf Liebesgedichte Heine.

Übersetzung von Elisa Radzig.

Vorwort.

Alle Rechte vorbehalten.

[illegible]

thut Leidenschaft nicht leicht! — Soll ich, dem Zeitgeist gemäs, durchaus eine Beschreibung von Freundschaft geben; so ist es ein ruhiges, wechselseitiges Hingeben zu der uneingeschränktesten Vertraulichkeit, zu Gemeinschaft der Kräfte und Gaben, in so weit Pflicht es erlaubt. Doch; wie flach und kalt müssen diese Worte dem erscheinen, der Freundschaft aus Erfahrung kennt? Freundschaft ist zwar auf Achtung gegründet; ohne Achtung giebts keine Freundschaft. Aber Achtung ist noch lange nicht Freundschaft. Man kann jemand von manchen Seiten höher achten, als seinen Freund, ohne daß man ihn darum wie einen Freund liebt. Achtung ist Sache des Kopfs; Freundschaft Sache des Herzens. Ja; man kann jemand allzuhoch achten, ihn allzuweit über sich erhaben fülen, und gerade darum nicht Freundschaft für ihn fülen, die mehr Gleichheit verlangt. Nur sehr kindliche, nachsichtsvolle, feinsinnige, fein ihre Größe verbergende Menschen haben das Glük, auch unter Schwächeren Freunde zu haben. Hinter schönem Wolkenschleier kann man Sonnenglanz genießen; unbewölkt nicht! Wir sehen auch: man kann sehr oft und gerne

beiſammen ſeyn; den öftern Umgang des Andern wünſchen, ohne daß von Freundſchaft die Rede iſt. Es giebt eine Menge Verbindungen aus Langeweile, aus Spielſucht, Eigennuz, Eitelkeit, Ruhmſucht, ohne daß darum die Herzen verbunden ſind. Man kann Vergnügen an dem Umgang eines Andern haben, und es kann nichts als Eigennuz, Beluſtigungsſucht ſeyn, alſo das Gegentheil von Freundſchaft. Man kann unzertrennlich von einem Menſchen ſeyn, aus Eitelkeit, weil er ſehr gefällt, geſchäzt, geſucht wird, — oder zum Schein, um die Menſchen zu bereden, daß man ſehr tiefe und feine Empfindungen habe; man iſt aber darum nicht ſein Freund. Man kann ſich zu Jemand drängen, ihn in Allem leiten, regieren, beherrſchen wollen; und es iſt Gift und Tod der Freundſchaft, wenn ſie auch wirklich ſchon da wäre. Nein; wenn man nicht den Andern, wie ſein eigen Herz liebt; wenn man ihn nicht als einen Theil ſeines Weſens, und den beſſern Theil fült, — ich ſage: fült; ſo iſt von Freundſchaft nicht die Rede. Doch; das ſag' ich nur denen, die Freundſchaft nicht kennen. Die Uebrigen wiſſen es von ſelbſt. —

Freundschaft sezt allerdings eine innere Uebereinstimmung voraus, in Denk- und Empfindungsart. Meinem Freunde darf nicht Alles unwichtig seyn, was mir wichtig, und das wichtig, was mir unwichtig ist; sonst ist er mein Freund nicht. Er muß nicht angezogen, gerührt, entzükt werden von den Gegenständen, die mich kalt und todt lassen, nicht kalt und todt bleiben bei dem, was mich rührt und entzükt. Wir müssen uns wenigstens über die meisten und wichtigsten Gegenstände gemeinschaftlich freuen, gemeinschaftlich betrüben können; die meisten und wichtigsten Dinge ohngefähr aus Einerlei Gesichtspunkt ansehen. Wer das Meiste liebt, was ich hasse, und das Meiste haßt, was ich liebe, kann ein edler, trefflicher Mensch, weit besser als ich, aber er kann nimmermehr, so lang' er so bleibt, mein Freund seyn. Indeß können Freunde, unbeschadet ihrer Freundschaft, über Manches, auch über wichtige Dinge, verschieden denken; sie aus ganz verschiedenen Standpunkten betrachten. Selbst über Religion können sie verschiedene Ansichten haben, wenn sie nur in den wesentlichen Punkten übereinstimmen; wenn nur der sittliche

Sinn bei Beiden gleich gut ist, wenn nur Einer an die Wahrheitsliebe des Andern glauben kann, und glaubt. Doch kann der Mann oder das Weib, dem Religion lieb und heilig ist, gewis keinen Freund, keine Freundin haben, bei denen Religion überall nichts gilt. Aechte Religion ist und muß in unsere ganze Empfindung verwebt seyn. Der ächt-religiöse Mensch liebt nichts, und freut sich keiner Liebe, ohne Blik auf Gott, der sein und Anderer Herzen zur Liebe schuf. Wie könnt' er sich denn in das Herz eines Menschen ergießen, dem dieser Blik fremd ist, der diesen Schöpfer der Liebe nicht kennt, nicht kennen will? Nein: diese Verschiedenheit ist zu groß, als daß Freundschaft dabei bestehen könnte. Aber die Ansichten der Religion, der Standpunkt, aus den sie betrachtet wird, kann sehr verschieden seyn. Einige Verschiedenheit der Ansichten und Kräfte ist sogar nöthig zur Freundschaft. Jeder muß haben, was dem Andern fehlt. Wenn beide das Nemliche haben, und Beiden das Nemliche fehlt: so findet kein Mittheilen, keine Gemeinschaft der Gaben und Kräfte statt. Menschen, die sich ganz gleich wären, könnten

nie Freunde seyn! — Ja; Davids und Jonathan's Sinnesart stimmte in den wichtigsten Stüken überein. Beide waren tapfer, muthvoll, Beide ihrem Berufe getreu; Beide belebt von hohem Vertrauen auf Gott! Aber bei Allem dem, welche Verschiedenheit in ihrem Charakter! Wie gleich blieb sich Jonathan; wie ungleich war David! Wie glaubte Jonathan immer so fest an seinen David, und wie oft wankte Davids Glaube an Jonathan! Und doch, und eben darum waren sie Freunde! Die Ungleichheit ist unter Freunden so nöthig, wie die Gleichheit. Sie macht, daß der Eine dem Andern zum Bedürfniß wird.

Es ist möglich, und geschah schon mehr als Einmal, daß Freundschaft in einem schönen Augenblik des Lebens entstand, und sich erhielt durch das ganze Leben durch. Oft hat das Herz eine gewisse Ahnung, was ihm ein Anderer seyn könne und werde. Eine bestimmte, unüberhörbare Stimme in seinem Innern sagt ihm: dieser Mensch ist zu deinem Freunde gemacht! Besonders giebt es gewisse Zeitpunkte, in denen sich das Innere eines Menschen öff-

net; in denen ſein Herz mit ſeinem Adel, ſeiner Feinheit, zu Tage kommt, und zu Tage kommen mußte; Zeitpunkte, oft nur Stunden, Augenblike, in denen man einen Menſchen beſſer kennen lernt, als in Jahren des alltäglichen Lebens. Wenn er etwa für die gedrükte Unſchuld, für Sittlichkeit und Religion ſprach; wenn er einen Unglüklichen rettete, Heftigkeit unterdrükte, duldete, nachgab, ſchwieg; wenn er pflegte, tröſtete, Thränen abtroknete, mit ſeinem Liebesſinn; wenn ſein Muth, ſein Vertrauen auf Gott ſich in That und Leben zeigte; dann iſt es natürlich, ſich ihm in die Arme zu werfen, und ihm zu ſagen: du biſt ein edler Menſch! ſey mein Freund! So war es bei Jonathan. Zwar hatt' er ohne Zweifel David mehrmals am Hofe ſeines Vaters geſehen. Aber da war er ihm blos Harfenſpieler und Sänger geweſen. Jezt aber war Gelegenheit, wo ſich der ganze Muth und die Demuth, das Vertrauen auf Gott und die Freudigkeit in Gott bei David zeigen konnte, die ſeinen Jonathan ſo anzog. Den eigentlichen David hatt' er nie geſehen, als in dieſem heiligen Augenblik. Von jezt an, war er

ſein Freund für dieſe und jene Welt. Freilich, ſo kann es auch jezt noch ſeyn. Aber im Allgemeinen iſt es doch bedenklich, ſo ſchnell ſich einen Freund zu wälen. Einmal hat nicht Jeder dieſen feinen Takt des Herzens, der dazu gehört. Und dann treffen nicht immer ſolche Umſtände zuſammen, wie hier, daß ein Menſch ſein Inneres ſo unverkennbar zeigen kann, wie hier David. Allerdings muß alſo nicht der Kopf, ſondern das Herz den Freund wälen. Nicht dem Kopf hauptſächlich, ſondern dem Herzen ſoll er etwas ſeyn. Den Freund ſoll man lieben; und man liebt mit dem Herzen, und nicht mit dem Kopf. Aber wenn das Herz über einen Freund entſchieden hat; ſo darf doch der Kopf prüfen, ob das Herz ſich nicht täuſchte; ob ein Anderer bei ſeiner Liebenswürdigkeit auch Redlichkeit, bei ſeinem herzlichen Weſen auch Feſtigkeit, bei ſeiner Wärme auch Treue genug habe, um unſer Freund ſeyn und bleiben zu können. Es wird ja nicht ſchaden, wenn du ihn erſt genauer kennen zu lernen ſuchſt, um ihm dann, mit deſto größerer Zuverſicht, die Hand zu reichen zu ewiger Freundſchaft. Das möcht' ich beſonders Euch ſagen,

junge Schweſtern, die Ihr mit voller Offenheit und Wärme, mit dem vollen Zutrauen Eures jugendlichen Herzens ſo ſchnell Freundſchaft für die Ewigkeit knüpfet, die oft nur wenige Jahre oder Monate dauert. Er iſt ſo natürlich, dieſer Sinn; er hängt mit ſo vielem Guten zuſammen, daß ich ihn nicht einmal wegwünſchen mögte. Aber nur um das Eine mögt' ich Euch bitten, daß Ihr doch die Liebe zu einer Freundin nur zwei Monate in Eurem Herzen traget; daß Ihr nichts davon entdeket, ſondern ihren Umgang ſuchet, auf ſie und ihr Weſen, auf ihren Geſchmak und ihren Umgang ſorgfältig achtet, und erſt dann ihr Euer Herz eröffnet zu heiliger Freundſchaft. Ihr werdet mancher Verſuchung ausweichen; Euren Herzen manches Leiden erſparen, wenn Ihr folget dieſem Rath.

Mit der Fähigkeit zu lieben, ward der Menſch geboren; aber nur mit Fähigkeit dazu ſtattet' ihn der Urheber ſeiner Natur aus. Nie würd' er lieben und lieben können, wenn nicht für Entwikelung dieſer Fähigkeit geſorgt wäre. Aber dafür iſt geſorgt. Dieſe Fähig-

keit, zu lieben, wird entwikelt durch die Mutter, den Vater, die Geschwister, durch die Freunde des Hauses, die zugleich Freunde des Kinds sind. Freundschaft ist der Erste freie Gebrauch, den ein Mensch von seiner Liebesfähigkeit macht; denn in starke, unverdorbene Herzen zieht meist die Freundschaft eher ein, als die Liebe. So läßt sich's denken, wie wichtig diese Periode seyn muß. Sie sind fast unauslöschlich, die Ersten Eindrüke die unsere Sinne, unser Verstand, unsere Einbildungskraft erhält; und sie ist oft bestimmend für unser ganzes Leben, die Richtung die ein Jugendfreund dem Jüngling, eine Jugendfreundin dem Mädchen giebt. Es ist unaussprechlich wichtig für Sittlichkeit, welchen Eindruk unser Herz durch Freundschaft erhält, weil das Herz der Boden jeder Sittlichkeit seyn muß.

Ich will nicht etwa auf gewisse Pflichten der Freundschaft hindeuten, die man sich als solche vorhalten, und als solche zu erfüllen, sich bemühen muß. Nein, der wahre Freund thut im Nothfall mehr für den Freund, als ihm irgend eine Pflicht vorschreiben kann. Er denkt

nicht daran, eine Pflicht zu erfüllen. Alles, was er für den Freund thut, iſt ihm ſo natürlich, wie es ihm natürlich iſt, ſeine Augen zu beſchüzen, wenn Verlezung dieſen droht. „Dem Gerechten iſt kein Geſez gegeben," ſchreibt Paulus; aber gewis dem Freund eben ſo wenig. Auch er iſt ſich ſelbſt ein Geſez; ſein Herz iſt ſein Geſez. Er könnt' es nicht unterlaſſen, Alles für den Freund zu thun. Nur dann iſt ihm Pflichtgefül nötig, wenn er unthätig für ihn bleiben, ihm ſeine Freundſchaft nicht zeigen ſoll. Und darum: wenn du Haus und Hof verkaufteſt, und einem Andern ſeine Schulden bezalteſt; wenn du mit deinem Körper ihn bedekteſt, damit alle Streiche und Hiebe auffiengſt, die er empfangen ſollte; wenn du dich ſchänden ließeſt, damit er bei Ehren bleibe, dir deine Freiheit nehmen ließeſt, damit er frei ſey; dein Leben wageteſt, damit ſein Leben nicht in Gefahr kemme, — und das flöße nicht aus deinem Herzen; es wäre dir nicht natürlich, wie dir das Preisgeben deiner Hand natürlich iſt, damit dein Kopf, dein Herz nicht beſchädigt werde; es wäre nur der Leichnam der Freundſchaft, ohne Seele und Geiſt. — Ich

will nur die wesentlichen Aeußerungen der Freundschaft, aus dem Betragen Jonathans entwikeln, damit Jeder, der Anspruch auf Freundschaftsgefül macht, daran erkennen lerne, ob wirklich Freundschaft in seinem Herzen wohnt. —

Uneigennüzigkeit, ist die Erste Eigenschaft der wahren Freundschaft; sie ist mit ihrem Wesen, ihrer Natur so innig verwebt, daß eine eigennüzige Freundschaft gerade so viel Sinn hat, als ein geldliebender Himmelssinn. Freilich wollten wir etwas für uns, da wir einen Freund aufsuchten, uns ihm näherten. Wir glaubten etwas für uns gefunden zu haben, und hatten's wirklich. Aber was? — einen Theil unserer selbst, der uns fehlte; den bessern, feinern, edlern Theil. So fülen wir den Freund, sobald er unser Freund ist. Wir sorgen für uns, wenn wir für ihn sorgen; wir schüzen uns, wenn wir ihn schüzen. Was wir für ihn thun, haben wir für uns gethan. Es ist unser höchster Eigennuz, uns zu vergessen, und allein an ihn zu denken. So war auch Jonathans Freundschaft. Als David, verfolgt von Saul, in jene Wüste geflohen war;

da ſchlich ſich Jonathan mit Lebensgefahr zu ihm, ſtärkt' ihn mit der Ausſicht auf eine beſſere Zeit. Fürchte dich nicht. Meines Vaters Hand wird dich nicht finden, und du, du wirſt König werden. Dann will ich der Nächſte um dich ſeyn.“ *) So ſprach der Erbprinz des iſraelitiſchen Staats. Er trat die Krone ſeinem Freunde ab, und es war ihm, als habe er ſie eben dann ſich ſelbſt aufgeſezt. Nicht ein Gedanke daran, daß es ihm eine unangenehme Empfindung machen könne! Er freute ſich darauf, unter ihm dem Staat zu dienen, und ihm beglüken zu helfen ihre Nation. Doch; auch dieſe Uneigennüzigkeit traue ich den Edleren unter uns zu. Aber es giebt eine andere, weit leichtere für den gewöhnlichen Menſchen, aber weit ſchwerere für den warmen Freund, zu der auch dieſer oft nicht fähig iſt, die er wol gar mit Freundſchaft unverträglich hält: — auch die Nähe, auch den Freundſchaftsgenuß aufzuopfern, wenn es die Ruhe und Glükſeeligkeit des Freundes erfordert. Freilich, das thut dem Herzen unbeſchreiblich weh, und weher

*) Sam. 23, 17.

in dem Maas, als man mehr an dem Freund hatte. Es scheint Anfangs gegen die Natur der Freundschaft zu seyn, Entfernung dessen zu befördern, in dessen Nähe man sich so glüklich fült. Aber doch ist es die Natur jeder uneigennüzigen Liebe. Auch der Vater, auch die Mutter befördert die Entfernung ihres Kinds, oft ihres Einzigen, ob sie gleich mit ihm Alles verliert! Man würde ja nur sich, und nicht den Freund lieben, wenn man dessen Ruhe, dessen Glükseeligkeit seinem Herzenkgenuß aufopfern wollte. Nein; da rafft sich der Freund zusammen, gehoben durch den Gedanken: es gilt deines Freundes Glük. Sie nehmen Abschied von einander, wie Jonathan von David. „Sie küßeten sich einander, und weinten mit einander; David aber am allermeisten. Und Jonathan sprach zu David: „gehe hin mit Frieden. Was wir Beide geschworen haben im Namen des Herrn, und gesagt: der Herr sey mit mir und dir, zwischen meinem Nachkommen und deinem Nachkommen: das bleibe ewiglich.“ *)

*) Sam. 20, 41. 42.

Minder wesentlich, aber doch auch natürlich und nöthig, ist wechselseitige Duldung der Schwächen und Fehler, die der Freund an sich hat. Bei einer neuen, obgleich herzlichen, warmen Freundschaft, findet sie sich nicht immer: aber reife Freundschaft bringt sicher diese besänftigende Frucht. Anfangs ist oft gerade die Wärme der Freundschaft Hinderniß dieser Duldung. Unser Freund soll ein Urbild von Reinheit, Adel und Vollkommenheit seyn; darum soll, darf er durchaus keinen Fehler haben. Es ist uns unerträglich, wenn uns etwas stört in dem süßen Wahn, daß unser Freund ein solches Urbild sey. Aber wir lernen ihn dulden, mit seinen Schwächen; wir können ihn mehr lieben, ich möchte sagen, um seiner Schwäche willen. Wir sehen, mit wie vielem Guten sie in ihm zusammen hängen, von dem sie jezt noch schwer zu trennen sind. Wir fülen unsere eigene Schwächen; und es wird uns klar, daß ein ganz vollkommnes Wesen uns kaum so innig würde lieben können, da es doch kein Gott ist; daß wir es kaum wagen würden, es wie einen Freund zu lieben, da es doch kein Jesus ist. Wir sehen eine

Seite, von der wir ihm nüzen, manchmal wol gar unentbehrlich seyn können. Und so dulden wir mit Liebe, was uns Anfangs unduldbar schien. Jonathan duldete an David, was der Freundschaft am schwersten zu dulden wird, oft der ächtesten Freundschaft unerträglich ist: Kleinglaube, Unglaube, Mißtrauen. — Als er seinen Freund wieder zu seinem Vater gebracht hatte, und dieser doch, und wütender wie vorher, ihm nach dem Leben stand: da klagt' es David seinem Jonathan. Finster war's in seiner Seele. Er sah Alles schwarz um sich her. Er bat — seinen Freund — sein Leben zu schonen!! Er erinnert' ihn an ihren Freundschaftsbund. — Er beschwor ihn, ihn mit eigner Hand zu tödten, wenn er sträflich sey. Es entfuhr ihm — ach! der entsezliche Verdacht, Jonathan — könne ihn wol — seinem Vater in die Hände liefern! Wir fülen ja wol, wie jedes Wort ein Jonathans Herz verwunden, wie das lezte Wort jede Nerve desselben zerfleischen mußte. Und Jonathan — thut, als hab' er es gar nicht gehört. Er versichert, ihm jeden Plan seines Vaters zu entdeken; er legt ihm einen feierlichen Eid ab,

daß er — kein Verräther an David werden wolle. Er bittet David, Barmherzigkeit zu erweisen an seine Familie! *) O! du Edler, Verklärter; jezt seelig im Lande des Glaubens und der Liebe, durch deinen Glauben und deine Liebe — möchte dein Bild recht lebendig vor unserer Seele stehen, wenn Schwachheiten unserer Freunde uns empören, wenn das Unerträglichste, Unglaube, Mißtrauen gegen uns geduldet werden soll! —

Leichter als dieses Dulden wird uns die Thätigkeit für den Freund. Ich rede nicht einmal von dem Dienen, Helfen, Rathen, Unterstüzen, Freude machen, wenn uns dazu Gelegenheit wird. Wer freut sich nicht einer solchen Gelegenheit? Wer sucht sie nicht, späht sie nicht auf, schon in der Ferne? Wie könnt' es ein besseres Fest geben für ein fülendes Herz, als wenn wir dem Freund' eine Last abnehmen, eine Freude veranstalten können? Freundschaft wie Liebe hat hier ihre eigene Feinheiten, ihre eigene Eingebung, möcht' ich sagen. Sie bereitet die Freude so ganz für

*) Sam. 20, 8 — 17.

den Freund, wie nur er sie ganz fülen, recht genießen kann. Alles ist dabei so bedeutend, wie das Geschenk Jonathans an David war. Alles trägt dabei das Gepräge dessen, der es gab, und dessen, dem es gegeben wird. — Nein, davon red' ich nicht. Es ist Pein, es kostet Verleugnung, wenn man nichts von der Art für den Freund thun kann.

Aber auch das Schwerere wird ihm leicht, den Freund zu warnen vor jeder Gefahr, die ihn treffen könnte. Der Freund hält es für schlecht, für unnatürlich, unmöglich, ihn nicht zu warnen. Es ist ein sehr wahres, obgleich allbekanntes Wort: wer warnt, der liebt; wer liebt, der warnt. Auch wenn das Herz, die Tugend des Freunds, der Freundin in Gefahr ist; wenn sie sich hinreißen ließen vom glänzenden Laster, von schlauer Verführung, von der feinen Schlauköpfigkeit des Unglaubens, oder sich zu sehr hinreißen lassen von ihrer Sinnlichkeit, ihrem Stolz, ihrem Mißtrauen, von ihrem Herzen: der Freund warnt sie vor sich selbst. — Und wenn es auch Anfangs übel aufgenommen, mißverstanden würde; und wenn es kränkte, beleidigte; das kann dem Freunde

weh thun. Er bemüht ſich aber, mit noch mehr Schonung zu reden, noch mehr Liebe zu zeigen. Er wält die beſten Augenblike; er läßt ſein Herz reden; er erinnert an ſeine Liebe und Treue; er faßt an, wo am leichteſten anzufaſſen iſt; er läßt ſich zurükweiſen, und abermal zurükweiſen; er wartet: aber er ſchweigt nicht ganz. Unſchuld, Reinheit, Tugend ſeines Freunds iſt ihm das Heiligſte, das Liebſte; das kann er nicht in Gefahr laſſen. Das muß er retten. Die Liebe giebt ihm ein, wann und wie er reden ſoll; und dieſe Liebe wird auch wenigſtens endlich erkannt, wenn noch ein Funke Freundſchaft in dem Herzen des Andern iſt. —

Aber der Freund vertheidigt auch ſeinen Freund, wo man ihm unrecht thut. Zwar mit Ruhe, aber doch mit Ernſt; mit Gründen, aber doch mit ſichtbarer, unverkennbarer Liebe. Und wenn es der Mächtigſte, der Näheſte in unſerm Kreiſe wäre; und wenn man Gefahr davon befürchten müßte. Auch der ganz verkannte Freund iſt unſer Freund; und nie fülen wir es tiefer, nie iſt ihm unſere Freundſchaft

nötiger, als wenn er verkannt wird. Selbst als Jonathan sah, daß seine Vertheidigung nicht mehr helfen würde, fordert' er seinen eignen Vater auf, seinen David eines Vergehens zu überweisen. Uns selbst müßten und würden wir verachten, wenn wir in irgend einem Falle an unserm Freunde handelten, wie Petrus an seinem Herrn; wenn wir ihn nicht vertheidigten, überall wo ihm Unrecht geschiehet. —

Aechte Freundschaft blikt auch auf Gott; sie ist religiös und macht religiöser. So war auch Jonathans und Davids Freundschaft. „Sie hatten einen Bund in dem Herrn gemacht." *) Freundschaft ist dem Menschen so heilig, daß er sie gleich in Verbindung sezt mit dem Heiligsten, was er kennt. Jeder ächte Freundschaftsbund ist eine Kopulation, durch Religion geheiligt. Der Priester dabei, ist der, der das Herz zur Liebe schuf. Den Freund wünscht man ewig zu behalten, ewig zu lieben; und wie ist diese Hoffnung möglich ohne Religion? Aber darum steht Freundschaft immer in

---

*) Sam. 20, 8.

dem richtigen Verhältniß mit unſeren übrigen Pflichten. Man vertheidigt den Freund nur dann, nur in ſo weit, als er, nach unſerer Ueberzeugung, recht hat. „Weißt du nicht, welcher Geiſt uns beleben ſoll?“ ſprach Jeſus auch zu ſeinem Freund Johannes, als dieſer im Eifer Rache an den Widerſachern Jeſus üben wollte. *) Bei ächter Freundſchaft erfüllen wir alle Pflichten unſers Standes, unſeres Berufs, unſerer Lage, wenn wir auch den Freund darüber hintan ſezen ſollten, immer von dem Freund' uns trennen müßten, ſo weh dieß auch unſerm Herzen thun mag. Sehen wir wieder auf das ſchöne Beiſpiel Jonathans. Je mehr Saul ſiegte, je mächtiger er wurde: je größer war die Gefahr für David. Jonathan wußte, daß dem David das Reich beſtimmt war. Ein gewöhnlicher Menſch, mit blinder Liebe für David, wäre zu ihm übergegangen, hätte Partie gemacht gegen den Vater. Aber das that Jonathan nicht. Er ſtritt gegen die Philiſter, an der Seite ſeines Vaters, auch als David ſchon zu ihm geflohen war. An

*) Luk. 9, 55.

der Seite seines Vaters, seiner schweren Pflicht getreu bis in den Tod, fiel er in der Schlacht. Nur wo es die Pflicht erlaubt, da wagt der Freund Alles für seinen Freund, um ihn zu stärken, zu trösten. Und das ist's, was diese Verbindung zu einer sittlichen Verbindung macht.

Tief mögt' ich Euch das in das Gemüth legen, es Euch unvergeßlich machen, junge, reizbare Seelen, die Ihr Euch in die große Gefahr begebet, Freundschaft zu knüpfen mit einer jungen Person des andern Geschlechts. Ich sage mit Vorbedacht: in die große Gefahr. Denn glaubet einem Mann, der viel in der Welt erfahren hat: so rein Eure Absicht und Euer Herz seyn mag; und wenn Ihr auch in Ernst Euch sittlich vervollkommnen wollet, durch eine solche Verbindung; Ihr seid in der größten Gefahr, daß sich unvermerkt eine heftige Leidenschaft in Eurem Innern entzündet; daß Sinnlichkeit in Euch aufgeregt, daß Ihr Verführer, oder Verführte werdet. Und das Allergefährlichste dabei ist, daß man so etwas nicht ahnet, es für ganz unmöglich hält. Wenn man noch jung ist, und die Jahre nicht sehr

ungleich ſind; ſo kann der Mann das Weib nur als Weib, das Weib den Mann nur als Mann lieben, wenn ſie ſich lieben. Das iſt Geſez und Einrichtung der Natur. Selbſt ohne Bewußtſeyn miſcht ſich Schönheitsſinn und Geſchlechtstrieb, Schönheitsſinn durch Geſchlechtstrieb, in die Verbindung ein; und oft hat es ſich längſt in Liebe umgewandelt, was noch immer Freundſchaft heißt. Iſt dir alſo deine Sittlichkeit lieb; traueſt du dir nicht mehr zu, als ſich der Menſch zutrauen ſoll: ſo begieb dich nicht in eine Gefahr, in der ſchon tauſend edle Menſchen gefallen ſind, in der du wahrſcheinlich auch fallen wirſt. Biſt du durch heilige Bande gebunden, oder iſt es der Gegenſtand, den du zum Freund, oder zur Freundin wälen willſt; ſo halte dich zurük von jeder traulichen Verbindung, und immer ernſtlicher zurük, je mehr Reiz die Verbindung für dich hat. Thue das auch, wenn du feſt entſchloſſen biſt, deinen Freund oder deiner Freundin nie Herz und Hand zu geben, wenn du nicht Ruhe und Lebensglük deſſen in Gefahr ſezen willſt, den oder die du zu lieben vorgiebſt, vielleicht wirklich liebſt. Hätteſt du dich aber ſchon in eine

ſolche Verbindung eingelaßen; hier haſt du einen Probierſtein, woran du erkennen kannſt, ob in deinem Herzen noch reine Freundſchaft wohnt, oder ob ſie ſchon zu Leidenſchaft übergegangen iſt. Biſt du jeden Augenblik bereit, den Genuß der Freundſchaft deiner Pflicht aufzuopfern, dich auch von deinem Freund, deiner Freundin zu trennen, ſobald es die Pflicht will; und wird dein Freund, deine Freundin, von eben dieſem Sinn belebt: ſo iſt noch leidenſchaftloſe Ruhe in Euren Herzen. Aber täuſcht Euch nicht! Machet den Verſuch, ehe Ihr es feſt behauptet, und ſehet zu, ob Euch die Entfernung ſo ruhig läßt, wie Ihr es in der Gegenwart zu ſeyn wähnet. Auf alle Fälle aber ſchreibet Euch beſtimmte Geſeze vor. Keine Schmeicheleien, am wenigſten über körperliche Reize; keine Berührung, auch die nicht, die Ihr Euch gegen jede andere Perſon erlauben würdet. Wenig, oder keine einſame, am wenigſten, heimliche Zuſammenkünfte, und die genaueſte Beobachtung des Wolſtands, wie ihn die Weltſitte vorſchreibt; das Alles iſt durchaus nöthig. Und doch ſeyd Ihr in Gefahr, wie ein heftiger Menſch, der in genauer Verbin-

dung mit einem Andern ſeyn ſoll, der ihn immer zur Heftigkeit reizt. Euch, wie ihm, muß man täglich zurufen: „Wachet und betet, daß Ihr nicht in Anfechtung fallet. Der Geiſt iſt willig, aber das Fleiſch iſt ſchwach.“

Wahre Freundſchaft dauert über das Grab hinaus; ſie iſt ewig, wie alle ächte Liebe. Man ſorgt auch für die Kinder des verſtorbenen Freunds; man erwartet, ihn wieder zu finden, hofft, auch dort, und dort noch mehr, ihn beglüken zu können. Wahr und ſchön iſt's geſagt:

Nicht bloß für dieſe Unterwelt, knüpft ſich der Freundſchaft Band;
Wenn einſt der Vorhang niederfällt, wird recht ihr Werth erkannt.

Nichts iſt natürlicher, als daß Freundſchaft auf unſere Veredlung wirkt: ſie, die im Kleinen ausübt, was der Menſchenfreund im Großen ausüben ſoll. Freundſchaft iſt der erſte Verſuch, — im Beſeeligen und Seeligſeyn, im Seeligſeyn durch Beſeeligung. Der Menſch, dem Gott einen Freund zuführte, und dem ſei-

ne Veredlung anliegt, ſollt' alſo ſchon darum alle Sorgfalt anwenden, um ſich den Freund zu erhalten, und ihn recht zu nüzen.

Wenn wir junge Leute beobachten, ehe ſie einen Freund, oder eine Freundin fanden, und nachdem ſie ein ſolches Weſen gefunden hatten; ſo werden wir uns gleich überzeugen, daß ſie ſich im Allgemeinen mehr entwikelt, ausgebildet haben. Sie haben mehr Sinn für Natur, für das Große, Edle, wo es ſich findet. Sie ſind vergnügter, thätiger, feiner geworden. Sie leben mehr, denn ſie lieben. Fähigkeit, zu wirken und zu genießen, iſt Leben. Sie ſind mehr Menſchen geworden, wie vorher. Natürlich müſſen wir ſchon daraus, wenigſtens im Allgemeinen, ſchließen, daß ſie ſittlicher geworden ſind.

Und bei genauer Beobachtung finden wir auch, warum ſie es wurden. Man legt dann einen Werth auf ſich ſelbſt, der nicht Eitelkeit oder Stolz nährt, ſondern nur vor Muthloſigkeit bewahrt. Sobald der Menſch aus dem Paradieſe der Kindheit herausgetreten iſt; ſo muß er wiſſen, was er iſt. Er muß ſeine Kräfte,

ſeine Schwächen kennen, um nicht zu tief niedergedrükt zu werden von Tadel, und nicht allzuſehr gehoben zu werden durch Lob. Das Erſte würd' ihn muthlos machen; und Muthloſigkeit lähmt alle Kräfte. Das Andere würd' ihn ſtolz machen, und Stolz vergiftet den Grund der Sittlichkeit. Und doch iſt dieß ſo ſchwer. Zwiſchen Muthloſigkeit und Uebermuth ſchwankt nur zu oft der Menſch; und die Wage, die noch ſchwankt, zeigt nie das rechte Gewicht. Die Liebe des Freunds giebt uns den rechten Maasſtab für uns ſelbſt. Sie ſagt uns: in Dir muß etwas ſeyn, was man lieben kann. Und wer das weiß, der wird nicht muthlos. Aber eben dieſe Liebe, eben unſere Sorgfalt, Liebe zu erhalten, bewahrt uns vor Stolz; denn den Stolz liebt man nicht. So wie wir unſer eigenes Geſicht ohne Kunſt nicht ſehen können, ſondern in den Augen Anderer leſen ſollen, was wir ſind: ſo können wir an der Liebe des Freunds erkennen, daß wir etwas ſind. Keine andere Liebe kann dieß bewirken. Liebe, als Leidenſchaft, vergöttert ihren Gegenſtand und verdirbt ihn ſicher, wenn er nicht in gleichem Grade liebt. Aeltern- und Kinderliebe kann

uns nicht zeugen von unserm Werth; wir hal-ten sie für Naturtrieb, und das ist es auch. Von ihnen werden wir nicht geliebt, weil wir dieſe Menſchen, ſondern weil wir ihre Aeltern, ihre Kinder, ihre Geſchwiſter ſind. Nichts als Freundſchaft kann uns be-kannt machen mit unſerm wahren Werth, und uns doch bewahren vor Stolz.

Eben darin liegt aber auch ein neuer Sporn, uns zu beſſern. Der Trieb dazu wird in unſerm Herzen zugleich aufgeregt mit dem Trieb, unſerm Freunde zu gefallen, ſeine Lie-be zu verdienen. Wie könnten wir es uns ver-bergen, was unſer Freund an uns liebt! Wie konnte ſich's David in der Folge verbergen, was ſein Jonathan an ihm liebte! Es war ja ohnſtreitig ſein Muth und ſeine Demuth, ſein Eifer für Gott und ſein Vertrauen auf Gott, die ſchöne Quelle, aus der Beides ſo natürlich floß! Es iſt ja ohnſtreitig unſere Rechtſchaffen-heit, Redlichkeit, Treue, unſere Gefälligkeit, Thätigkeit, Feinheit; es iſt unſer Herz, das Beſſere an und in uns, was der Freund liebt! Wie ſollten wir alſo nicht ſtreben, beſſer zu

werden, damit er uns noch mehr lieben könne, damit wir ſie einigermaßen verdienen, ſeine Liebe? Wir müſſen aufhören, ſein Freund zu ſeyn, oder der Trieb lebt in uns fort. Freundſchaft wirkt alſo auf ähnliche Art, wie ächter Chriſtenſinn bei dem Chriſten wirkt. Liebe zu dem Edlen, der nur Reinheit und Seelenadel in uns liebt, treibt in beiden Fällen, reiner und edler zu werden, wie der Geliebte rein und edel iſt.

Aber nicht blos Trieb zur Beſſerung wird in uns gewirkt; der wahre Freund warnt und leitet, ermuntert und belebt uns auch zu Bildung unſeres Herzens, zu immer beſſerer Handlungsart. Er ſieht nemlich die Gefahren, die unſerer Sittlichkeit drohen, weit beſſer, weit eher, als wir ſelbſt. Er ſieht die Verirrungen, denen wir uns überlaſſen, wenn auch wir uns noch wähnen auf dem rechten Weg. Wenn uns häufige Beiſpiele, herrſchender Zeitgeiſt, oder Gewohnheit gegen manche Vergehungen abgeſtumpft haben; er fült ſie für uns. Er iſt unſer äußeres Gewiſſen. Wir ſind ſein Auge, das leicht verlezt werden kann, deſſen Verlez-

ung man so sehr fürchtet. Und wir werden von seinen Warnungen nicht gedrükt, sondern gehoben; seine Sorgsamkeit um uns thut uns nicht weh, sondern wol. Thut er ja Alles aus Liebe; und wann thut das weh? Wir müßten ihn nicht mehr lieben, wenn wir nicht strebten, besser zu werden, weil er für unsere Sittlichkeit so besorgt ist.

Nichts bildet endlich mehr das Herz zu reiner Liebe, als Freundschaft; und es giebt keine reinere, ergiebigere Quelle der Sittlichkeit, als reine Liebe. Jene Liebe, wie sie Paulus so schön beschreibt, *) sie wird an den Freund in vollem Maas ausgeübt. Das Herz dehnt sich aus zu Bruderliebe, Bekanntenliebe, Menschenliebe! Man hat die Süßigkeit der Liebe geschmekt. O! und wenn wir lieben können, dann können wir viel. Der kann kein unsittlicher Mensch bleiben, wer Menschen liebt. Er muß immer weiter im Guten kommen, der Mensch, in dessen Herzen Liebe zu Brüdern lebt. Auch die Liebe, wie das Reich Gottes,

---

*) In dem 13. Kapitel des 1. Briefs an die Korinther.

iſt ein Senfkorn, klein und eingeſchränkt im Anfang, aber ausgedehnt und wolthätig nach ſeiner Entwikelung. Auch ſie iſt ein Sauerteig, der am Ende die ganze Maſſe unſers Weſens durchgährt.

Wär' alſo Freundſchaft auch nicht eine ſolche Würze des Lebens, wie ſie es wirklich iſt; erhöhete ſie nicht ſo ſehr alle Freuden, linderte ſie nicht durch Theilnehmung und Troſt jeden Schmerz: ſo ſollten wir blos um unſerer Sittlichkeit willen Alles thun, um Freunde zu finden, und uns dieſe Freunde zu erhalten, wenn wir ſie gefunden haben. Ich rede nicht von kalten, herzloſen Menſchen, die keiner Freunde bedürfen, keinen Sinn für Freundſchaft haben. Auch nicht von ſolchen, die ſchon in ihrem nächſten Kreiſe Alles von allen Seiten fanden, was ihr Weſen bedarf; die in ihren Gattinnen oder Gatten, in ihren Brüdern oder Schweſtern, zugleich die vertrauten Freunde haben für ihr Herz. Aber Ihr, die Ihr noch nach einem oder andern Vertrauten ſchmachtet, in den ihr alle Geheimniſſe Eures Herzens niederlegen könnet; ſuchet einen Freund zu verdie-

nen, und Ihr werdet ihn finden. Machet, daß man Euch lieben kann; und Ihr werdet geliebt werden. Bemühet Euch, immer redlicher, treuer, offener und verschwiegener, zuvorkommender und zurükhaltender, nachdem die Menschen sind, immer dienstfertiger, gefälliger gegen alle Menschen, immer festere Vertheidiger des Rechts und der Unschuld, immer erklärtere Feinde alles Unrechts und alles Schlechten, immer nachsichtsvoller gegen Schwächen und Fehler zu werden. Habet ein Herz, und zeiget, daß Ihr ein Herz habet; so werdet Ihr ein Herz finden, das sich an das Eurige schließt. Und findet Ihr Eins, von dem Ihr das ahnet, an das sich das Eurige schließen könnte; wartet nicht, bis es Euch entgegen kommt, kommt Ihm selbst entgegen. Macht es wie Jonathan, wenn Ihr einen David fandet, der nicht wartete, bis David zu ihm kam. Und der Gott, der für Brod sorgte für Euren Leib, wird auch für einen Freund sorgen für Euer Herz.

Aber habt Ihr einen Freund gefunden; dann rechnet auch nicht, ob er so viel für Euch thue, als Ihr für ihn thut. Sehet Euch ge-

nau um, nach jeder Gelegenheit, wo Ihr etwas für ihn thun könnet, und freut Euch, wenn Ihr recht viel zu thun vermöget. Nicht siebenmal in Einem Tage, sondern siebenzigmal siebenmal dienet ihm, wenn Ihr es könnet. Die Liebe hält nicht Buch über Dienstleistungen; wo Buch gehalten wird, da ist noch keine rechte Liebe. Nur Mißtrauen kann manchmal Ursache seyn, daß auch die Liebe rechnet; dann ist sie aber nicht mehr gesunde Liebe. Aber auch jenes andere, wenn man will, edlere Rechnen erlaubet Euch nicht, bei dem es uns weh thut, daß wir nicht so viel für den Freund thun können, als er für uns thut. Ists ja genug, wenn wir uns bewußt sind, daß wir eben so viel für ihn thun würden, wenn wir könnten! „Geben ist seliger, als Empfangen!“ Wenn wir also den Freund wahrhaft lieben, so gönnen wir ihm auch diese Seligkeit.

Vor nichts wollen wir uns bei unseren Freunden sorgfältiger hüten, als vor Mißtrauen. Es ist Gift der Liebe; Gift für das Herz. Ja wol; ganz eigentliches Gift, das desto ärger zu dem Herzen wütet, je mehr Liebe in dem Herzen ist, wie das Gift einer bösartigen

Krankheit die gesundesten, stärksten Körper am fürchterlichsten befällt. Wo Mißtrauen ist, da sieht man nicht mehr mit gesunden Augen, hört nicht mit gesunden Ohren, fühlt nicht mit gesunden Herzen. Vorspiegelungen der Einbildungskraft werden Thatsachen; Dinge ohne allen Zusammenhang werden verbunden; aus dem kleinsten Insekt wird eine Riesengestalt. Alles, auch das Unschuldigste, das Beste muß das Mißtrauen nähren. In Rosenduft fühlt man Stickluft; aus Honig wird Gift gesaugt. Wie ein bösartiges Geschwür bricht es gleich an einem andern Orte wieder auf, wenn es eben an einem Orte geheilt wird. Ach! es ist ein armer, ein unglücklicher Mensch, der von Mißtrauen beherrscht wird. Er verbreitet eine Hölle um sich her; denn er trägt eine Hölle in sich. Ersticke jeden Funken in dir, ehe er zur Flamme wird. Entdecke dein Mißtrauen; sag' es offen, was es veranlaßt, damit es sich nicht einwurzele in dein Herz. Und hast du einen Freund, eine Freundin, die dazu neigt; thue Alles, um es aus ihrem Herzen zu vertilgen, wie Jonathan Alles that. Sey vorsichtig, um keinen Anlaß zu geben; sey offen,

und zeige dem Schwachen, Kranken, Liebe, wo du es vermagst. Glaube gewiß: du hast deinen Freund aus der Hölle gerettet, wenn du Mißtrauen in ihm vertilgt hast.

Auch Eifersucht in der Freundschaft zeugt nicht davon, daß die Freundschaft von der reinern Art sey. Zwar im Anfang einer jugendlichen Verbindung findet sie wol Statt, wenn es auch wahre Freundschaft ist: aber immer bleibt es eine Schlake von Eigensucht, von der sie noch gereinigt werden muß, mit der Zeit auch gewis gereinigt wird. Eifersucht in der Freundschaft ist Mißmuth, daß der Freund einen Andern uns vorziehe, ihn mehr, als uns liebe. Ist dieß ohne Grund; so sind wir Thoren, daß wir, durch ein Hirngespinst, durch eine Verspiegelung unserer Einbildungskraft, unserer Furcht, uns quälen, und den Freund, sobald er es bemerkt. Ist es gegründet, liebt unser Freund wirklich einen Andern mehr, als uns: so muß er ohne Zweifel mehr an ihm finden. Jener muß ihm mehr geben können, als wir. Das kann uns leid seyn; wir können sehnlich wünschen, daß wir es ihm geben

könnten; aber, da wir es nicht können, — wie sollten wir verdrießlich darüber seyn, daß es ihm ein Anderer giebt? Sollten wir es lieber sehen, daß sein inneres Wesen darbe? Kann das Freundschaft — kann es Liebe seyn, die „nicht das ihrige sucht," die in dem Glük des Freunds ihre beste Glükseeligkeit findet? — Nein, nur die Leidenschaft der Liebe ist eifersüchtig; ächte, reine Freundschaft ist es nicht.

Noch einen Rath mögt' ich Euch geben, wenn Euch Gott einen Freund, oder eine Freundin finden ließ; einen Rath, auf den mich Erfahrung und Beobachtung geleitet hat; lasset durchaus keine kleine Mißverständnisse, Empfindlichkeiten einreissen; sie haben schon oft die wolthätigste Freundschaft zerstört. Durch sie starben schon manche schöne Verbindungen langsam an der Schwindsucht hin. Besonders wollt' ich das Euch, meine Schwestern, rathen, unter denen viele zu dieser empfindlichen Zurükhaltung so sehr neigen. Da sagt Eins ein Wort in Unbedachtsamkeit hin, das mißverstanden werden kann, und mißverstanden wird; die Freundin hört etwas von ihrer Freundin,

was ihr weh thut. Die Freundin unterläßt auch wol nur etwas, was man von ihr erwarten konnte, und erwartete. Das Zartgefül ist beleidigt, gekränkt. Man schweigt, aber man wird kälter gegen die Freundin. Diese bemerkt die Kälte; sie nähert sich, Jene zieht sich zurük. Nun ist auch diese beleidigt. Keine will zuerst reden, weil sich Jede für den beleidigten, wenigstens für den gekränkten Theil hält. Jede erwartet, ob nicht die Andere reden werde. Die Kälte nimmt zu. Man fült sich nicht wol bei einander, man sucht sich also nicht, entfernt sich, meidet sich am Ende. Und so wird oft ein Band — nicht zerrissen, aber langsam aufgelöset, das halten und tragen konnte, wo man es allein nicht kann. So weit lasset es doch nicht kommen, wenn Euch Freundschaft etwas werth ist. Saget es doch dem Freund, der Freundin, wenn Ihr Euch beleidigt von ihr glaubt. Fraget nach der Ursache, wenn Ihr Kälte, oder Entfernung bemerket. Erkläret Euch gegen einander offen und gerade; und mit verdoppelter Liebe werden sich Eure Herzen nähern. Es ist einer der schönsten Augenblike des Lebens, wenn man sich aussöhnt mit einem

Freund, von dem ſich unſer Herz entfernt hatte, und den es doch nicht miſſen kann.

Jede Freundſchaft ſoll uns denn heilig ſeyn, wir wollen ſie nicht hindern, ſondern befördern, bei Allen, die uns nahe ſind. Auch unſere Freunde ſind Gaben Gottes, die wir nuzen können, alſo nuzen müſſen.

Vier und ſiebenzigſter Brief.

Aline W—z, an Mine Barchfeld.

Nordbach.

Ich habe Deinem Rath gefolgt, liebe Mine; ich habe mit meinem Mann geſprochen, als Arrow gerade verreiſet war, und meine Offenheit ſchien gut auf ihn gewirkt zu haben. Ich ſage: es ſchien; denn er iſt gewohnt, nie eine geäußerte Meinung zurükzunehmen, oder durch Worte zu geſtehen, daß er ſich geirrt habe. Dieſe Schwäche — denn was iſt es anders? — kenn' ich an ihm, und ewart' es auch deßwegen nie. Zufrieden, ihm etwas hingegeben zu haben, was wirken kann, wart' ich dann den Erfolg ab. Dieſer war dießmal gut. W—z war freundlicher, zuvorkommender gegen mich. Er überſah kleine Verſehen, ohne etwas zu ſagen, da er ehemals durch das kleinſte in üble Laune gerieth, und die Laune zeigte. Ich hatte mich gewöhnt, ihn um Alles zu fragen; aber er ſagte mir einigemal, ich mög'

es doch machen, wie ich wolle; ich verſtehe das ja beſſer, als er. Arrow hatt' ihn eingeladen, an einen gewiſſen Ort hinzukommen, was er leicht gekonnt hätte; aber er hatt' es abgelehnt. Das Alles machte mir viel Hoffnung. Doch bald nach Arrows Zurükkunft wurd' es anders. Wieder die alte Unzufriedenheit mit mir; das alte Brummen über jede Kleinigkeit; die alte Furcht, es möge ſcheinen, als ob ich Herr im Hauſe ſeyn wolle — kurz: das vorige Unweſen, als ob ich nichts geſagt hätte. Es iſt unbeſchreiblich, welchen Einfluß dieſer finſtere Menſch auf ihn hat. Mich vernachläſſigt Arrow mehr als je. Er ſpricht mit meinem Mann, ſpielt mit den Kindern, ſingt, phantaſirt auf dem Flügel, gerad' als ob ich nicht da wäre. Und ſo macht er es auch meinen Freundinnen, wenn ſie mich beſuchen. Ein ſchneidend-bitteres Wort manchmal, das iſt Alles, was er mir ſagt. Bis zur Grobheit treibt er es oft. Doch ſchon das iſt ja Grobheit genug, daß er, ein Gaſt, von der Frau des Hauſes gar keine Notiz nimmt. Ein wütender Blik, den er manchmal auf mich ſchießt, bringt

mich auf den Verdacht, daß W--z die Schwäche gehabt habe, ihm zu ſagen, was ich ihm von ſeinem ehemaligen Betragen erzält habe; und ſicher hat er in dieſem Fall geleugnet, je gegen ſeinen jezigen ſogenannten Freund geſprochen zu haben, was dieſer gewis aus Stolz gerne geglaubt haben wird. Mein Mann wird mich alſo für eine Verleumderin ſeines Freunds halten; und ich weiß, daß das bei ihm ein Verbrechen der beleidigten Majeſtät iſt. Natürlich wird ſeine Achtung gegen mich allmälich ſchwinden, und wehe dem, der ſeine Achtung verloren hat. Liebe Mine, das halt' ich nicht aus. Einen Menſchen im Haus zu haben, den ich als Gaſt behandlen, für deſſen Bewirtung ich ſorgen ſoll, und der mich wie eine Magd behandelt, behandelt, wie man eigentlich keine Magd behandlen ſollte; der mir dabei die Achtung und Liebe meines Manns entzieht; die Wirkungen ſeines heilloſen Einflußes täglich an meinem Manne zu ſehen, und immer dabei zu ſchweigen, das iſt zu viel. Rathe mir, was ich thun ſoll. So kann's nicht bleiben; und blieb' es nur noch eine Zeitlang ſo, ich würde

mich einmal nicht mehr zurükhalten können, und ausbrechen lassen, Alles, was in meinem Herzen eingedämmt ist, und das Uebel wird ärger werden, viel ärger. Begierig erwart' ich Deine Antwort.

Fünf und ſiebenzigſter Brief.

Mine Barchfeld an Aline W—z.

Nieder-Waldingen.

Du haſt recht, liebe, unglükliche Freundin; ſo kann's nicht bleiben. Zwar muß der Menſch jedes Leiden tragen, das Gott ihm auflegt: aber nur das ſind von Gott aufgelegte Leiden, die er durch kein erlaubtes Mittel von ſich abwälzen oder lindern kann. Und Dir bleibt noch Ein Mittel übrig, das ganz erlaubt iſt, das Dir ſogar Deine Pflicht als Gattin zu brauchen befiehlt, und das Dir ſo nahe liegt, daß ich nicht begreife, warum Du es nicht ohne meinen Rath ſchon benuzt haſt. Sage Deinem Mann Alles mit der größten Offenheit und Freimütigkeit, was Du mir geſchrieben haſt. Die größte Offenheit iſt immer die beſte Klugheit; hauptſächlich zwiſchen Gatten. Sag' ihm, daß ſein geändertes Betragen gegen Dich, ſeit Arrows Zurükkunft, Dir nicht hab' entgehen können; daß Du gehofft habeſt, es werde ſo

bleiben, wie es seit seiner Abwesenheit gewesen sey. Beschreib' es ihm, wie glüklich Du damals gewesen seyest, und wie viel glüklicher Du ihn machen könntest, wenn er so bliebe. Will er leugnen, daß er sich geändert habe; so erinnere ihn an manches Einzelne, was vorgefallen ist, an seine Aengstlichkeit, daß Du etwas ohne seine Bewilligung thun mögtest, da er Dich vorher selbst darum gebeten habe, Manches nach Deiner Einsicht zu machen. Stell' es ihm vor, wie schreklich es für Dich sey, daß Eure häusliche Glükseeligkeit durch einen Dritten, Fremden gestört, vielleicht zerstört werden solle. Frag' ihn, ob er es denn ertragen könne, daß sein Weib von diesem Fremden so verächtlich behandelt werde, der ihr, der Frau vom Hause, schon als Gast, Höflichkeit und Aufmerksamkeit schuldig sey. Erklär' ihm geradezu, Du habest ihn in dem Verdacht, daß er Arrow Deine Erzälung von seinem vorigen Betragen gegen Dich und von seinen Einflößungen gegen ihn, mitgetheilt, daß Arrow es geleugnet habe, und daß er Dir vielleicht jezt zutraue, Du habest seinen Freund verleumdet. Das müßte Dir seine ganze Achtung rauben,

die Du Dir um keinen Preiß rauben laſſen würdeſt. Du ſeyeſt alſo entſchloſſen, wenn ſich das Verhältniß nicht beſſere, Arrow ſeine ehemalige bittere Aeußerungen in ſeiner Gegenwart vorzuhalten, und er werde weder Frechheit noch Haltung genug haben, es zu leugnen. Dabei bleib' auch, Dein Mann mag ſagen, was er will. Arrow muß Dich, Deine Geradheit und Freimütigkeit fürchten, und Dein Mann muß eben an dieſer Freimütigkeit ſehen, daß Du ein gutes Gewiſſen haſt, daß Dir an ſeiner Achtung Alles liegt, und er wird früher oder ſpäter zu der Einſicht kommen, daß Arrow ein ſchlechter Menſch iſt. Jeder iſt das, der dem Mann heimlich etwas gegen die Frau, oder der Frau etwas gegen den Mann ſagt, wenn er nicht eine Trennung beider für unvermeidlich-nöthig hält. Uebrigens bleibe gegen Deinen Mann immer in den Grenzen Deiner weiblichen Pflichten. Komm' ihm mit Aufmerkſamkeit zuvor; leſe ſeine Wünſche in ſeinen Augen, und erfülle ſie, ſo oft Du es kannſt, ohne zu zeigen, daß Du darauf irgend einen Werth legeſt. Ertrage ſchweigend ſeine Launen, mit nachſichtsvoller Liebe; laß Dich

ja durch keine ſeiner mürriſchen Aeußerungen aufbringen. — Wer heftig iſt, hat und behält immer unrecht, ſo ſehr man ihn auch gereizt haben mag. Gegen Arrow behaupte Deine ganze weibliche Würde. Weiche nie aus den Schranken der Höflichkeit. — Man ſezt ſich ſelbſt herab, wenn man in irgend einem Fall unhöflich wird. — Aber Alles bleibe trokene, ſteife Höflichkeit. Dein Mann müßt' es für Verſtellung nehmen, wenn Du mehr als höflich gegen ihn wäreſt; und Du weißt, wie er alle Verſtellung verachtet. Bleibe bei dieſer Handlungsart feſt, bitte jeden Morgen um Weisheit und Kraft, den, der Quell aller Weisheit iſt, der gerne jede gute Ehe ſegnet und erhält, und glaube mit Zuverſicht, es wird beſſer werden. Manche Erfahrungen meines Lebens haben mich überzeugt, daß Gott thut, was der Menſch nicht kann, wenn er ſich zu Ihm wendet, und ehrlich thut, was er kann. Ich erwarte mit Sehnſucht Briefe von Dir.

Sechs und siebenzigster Brief.

Kallione, an ihren Gatten, Selimar F.

Strasburg.

Ich habe Dir lange nicht geschrieben, mein Selimar: aber ich bin glüklich gewesen; und wenn man glüklich ist, schreibt man nicht, wenigstens ich nicht. Ich bin in den Vogbesen gewesen, mit einer Gesellschaft, die noch mehr werth war, als die Vogbesen und alle Berge, die Humbold bestiegen hat. Von den Gegenden sag' ich Dir nichts. Du magst Deine Augen zuthun, und Dir sie idealisiren. Dann male mir sie mit Deinem poetischen Pinsel aus. Wenn Du ein herrliches Grün, eine üppige Vegetation, Ruinen von Bergschlössern auf ganz bewachsenen Bergen, kleine, rauschende Wasserfälle in den Vorgrund aufnimmst, und zum Hintergrund den Rhein und Strasburg mit seinen Thürmen, seinem kühn emporstre-

benden*) Münſter; dann haſt du nach der Natur gemalt. Eine Reihe von mannichfaltig erund beleuchteten Gletſchern, einen italieniſchen Himmel, und eine Isola bella wirſt Du denn ſchon noch dazu dichten. Die Geſellſchaft war aber Einzig. Die Generalin von Lehndorf, ein zartes, ätheriſches Weſen, und doch voller Leben und Kraft, gebildet, um von den mannichfaltigſten Menſchen geliebt zu werden, und ihnen Allen, wenigſtens ihr beſcheidenes Theil von Liebe zu geben. Wo ſie lebt, da vereinigt ſie die verſchiedenartigſten Menſchen. Sie haben in ihrer Nähe einerlei Geſchmak; ſie vertragen ſich nicht nur, ſie mögen ſich. Sie haben wenigſtens den Einen Berührungspunkt, daß ſie Alle die liebliche Frau lieben. Jedem und jeder weiß ſie etwas zu ſagen, zu geben, zu ſeyn, was für ſie iſt; Alle in ihrem Kreis weiß ſie da zu berühren, wo ſie ihre geſundeſte, ſchönſte Seite haben, und dieſe Seite iſt, wenigſtens in ihrer Nähe, die vorzüglichſte Seite. Und das Alles iſt nichts weniger als Koketterie, auch nicht von der unſchuldigſten

*) Ob wol das poetiſche Beiwort hier recht gewält iſt?

Art. Es iſt lauter Feinſinnigkeit, Herzlichkeit, Nähe zu Menſchen, Liebe. Sie hat die feinſte Bildung, aber die Bildung iſt in ihr zur Natur geworden. Man weiß nicht anders, als daß ſie ſo auf die Welt gekommen ſey. Ihr Mann, der General, voller Jovialität, Wiz, Kraft, Leben, Genialität. Voller Empfindung und ſpottend aller Empfindelei. Voller Wiſſen und perſiflirend alle Wiſſerei. Ein großer Fußgänger, Reuter, Jäger, und durchaus nichts Rauhes, Barſches, Zurükſtoßendes; der ſeine Gattin mit der zarteſten Aufmerkſamkeit zu behandlen weiß, und auch andere mit ſeinem Wiz unterhält. Er nannte mir neulich einen Baum, aus deſſen rauher Rinde gleich, ohne Aeſt und Zweige, Blüten herauskommen. So iſt er! — Unerſchöpflich an Ideen, Einfällen, Calembours, Anekdoten und Phantaſien. Außerdem, eine Gräfin Wandlow, eine perſonifizirte Naivität und Unſchuld. Wenn wir einen Berg beſtiegen hatten, und eine neue Ausſicht ſich öffnete; ſo ſah ſie immer aus, wie Eva bei ihrem Erſten Erwachen. Sie blikte dann Jedem ſcharf in die Augen, und fragte durch dieſen Blik, ob das nicht herrlich, göttlich ſey.

Sie giebt, weil sie so rein empfängt; sie spricht schon dadurch, daß sie so ganz hört, an- und aushört. Wenn sie etwas Bedeutendes sagt, so weiß sie es selbst nicht. Es ist die Natursprache ihres Inneren. Sie sagt es, wie sie seufzen, weinen würde, wie sie athmet, — weil sie es eben nicht lassen kann. Ihr ganzes Wesen ist ein klarer See, der nichts hat, in dem sich aber Sonne, Mond und Sterne treu und lieblich spiegeln, und der eben darum so anziehend ist. So eine Reise war etwas für sie! Sie hatte nicht Augen genug, zu sehen, nicht Ohren genug, zu hören. Sie hätt' alle Farben und Gestalten malen, den Gesang der Vögel in Noten sezen, jedes Wort, besonders der Generalin, aufschreiben mögen, und ihr liebathmendes, verklärtes Gesicht dazu. — Und endlich der Graf Königsfeld, ein vollendeter, feiner Weltmann, unter uns gesagt, mein Cicisbeo und warmer Verehrer. Er schloß sich sehr bald an mich und ich sind' es sehr natürlich. Die Generalin ist eine Sonne, die ihr Licht leuchten läßt über Gerechte und Ungerechte, über Gute und Böse. Der Graf will aber seine Privatsonne, wie der Prinz in Gö-

thes Triumph der Empfindſamkeit, ſeine eigene Reiſenatur. Höchſtens mag ſie für Andere glänzen; ihn allein ſoll ſie aber erwärmen. Die kleine Wandlow kann nur empfangen, und Königsfeld will geben und empfangen, was auch die Sache Deiner hoch- und jedoch aus einer gehörigen Entfernung geliebten Kalliope iſt. Er dachte, empfand, beobachtete, ſorgte alſo hauptſächlich für mich und ich für ihn. Er hatte ſich gar bald gemerkt, was ich mag und nicht mag, gern' eſſe und nicht gern' eſſe, welche Bequemlichkeiten ich liebe, und welche Unbequemlichkeiten mir am läſtigſten ſind. Für kalten Rohm zu meinem Kaffee und Thee ſorgt' er gleich, ſobald wir an einem Ort einkehrten. Mein Zimmer war in der erſten halben Stunde mit duftenden Blumen geziert. Sein ſchlichtes Haar war bald in einen recht lokichten, reichen Titus verwandelt, und eh' eine ſchöne Gegend kam, faßt' er mich immer vorher unter den Arm, damit ich mich nicht vergeſſen und fallen mögte, wie es mir wol ſchon geſchehen war. Er beſchreibt gut und erzält treflich. Abends in dem Gaſthaus, in dem Gaſtwald, oder auf der Gaſtwieſe,

worauf wir uns lagerten, erzälʼ er denn zwiſchendurch. Weil er nun weiß, daß ich gerne den Anzug der Helden und Heldinnen, ihre Augen, Haare, ihre Geſichter, Mienen, — eben Alles gerne beſchreiben höre, ſo daß ich ſie vor mir ſehen kann, wie ſie lieben und leben: ſo malʼ er auch Alles ſo hin. Er wurdʼ ausgelacht, wurde, beſonders von dem General, nach der Tuchnadel, nach der Unterweſte, nach der Zahl der Leberflecken im Geſicht befragt. Er lachte mit, beſchrieb das Alles ebenfalls, und blieb ſeiner Manier treu. Bald wurdʼ es denn auch für bekannt angenommen, daß er mir den Hof mache, oder vielmehr mein ganzer Hof in Einer Perſon ſey. Der General fragte mich immer um Erlaubniß, wenn er einmal eine Viertelſtunde mit dem Unzertrennlichen eine Stein- oder Erdart unterſuchen wollte. — Kurz: ihm war wol in meiner Nähe, und mir in der Seinigen. Auch haben wir uns das Wort gegeben, daß wir uns in der Stadt oft ſehen wollen.

„Wohin wir denn eigentlich reiſen wollten? Welchen Plan wir hatten?“ Meinſt Du denn, daß wir das ſelbſt wußten? das war

eben unſer Jubel, daß wir davon nichts wuß-
ten, daß wir keinen Plan hatten und keinen
haben wollten. Wir giengen eben zu einem
Straßburger Thor hinaus, nach den Vogheſen
zu. Die Gegenden und ſchönſten Pläze kannte
der General ſo ziemlich. Darauf ſteuerten wir
denn los. Wo es uns gefiel, da blieben wir,
ſo lang' es uns gefiel, und zogen weiter, ſo-
bald wir eine Gegend nach allen Seiten durch-
ſtrichen hatten. Waren wir müde; ſo miete-
ten wir uns einen Leiterwagen; hatten wir
Hunger, oder Durſt, ſo ließen wir uns Eier
baken, tranken Milch, oder Wein und aßen
Butterbrod, oder Kartoffeln. Gab's ein Stük
Schinken, ſo nahmen wir's an; gab's keinen,
ſo hielten wir uns an die Eier. Wir lebten
eben ganz dem gegenwärtigen Augenblik, ohne
an Vergangenheit oder Zukunft zu denken.
„Ob ich nicht an Dich gedacht habe?" — Auf-
richtig geſprochen: nein! Ich dacht' an Nie-
mand Anders, als an die, die gegenwärtig
waren, und an nichts Anders, als was wir
eben voraus ſahen. Doch; gleich bei dem An-
tritt des Spaziergangs dacht' ich, wenn Du
doch dabei wäreſt: aber bald fiel mir ein, daß

Dir Alles zu prosaisch zugehen würde, und nun — vergaß ich mich, in dieser herrlichen Prose. O! Selimar, daß Du auch so seyn könntest! Wir Andere haben auch Phantasie. Aber wir sehen das Köstlichere *in* den Gegenständen; es *erscheint* uns in ihnen. Du *denkst* Dir eine Menge Gegenstände *neben* den wirklichen; wenn Du nun die Augen aufthust; so erscheint nichts. Sobald Du in der wirklichen Welt lebst, ist Alles verschwunden. Gerade *das* wäre mein größtes Unglük, und darum halt' ich mich an das Wirkliche, und an das Wirklichste Alles Wirklichen, an die Gegenwart. Doch nein, nicht ausschließlich! Hab' ich Dir doch eben von der Vergangenheit gesprochen. Aber sieh! die Vergangenheit *ist* mir noch Gegenwart. Ich lebe noch unter den nemlichen Menschen. In dem Hause des Generals seh' ich noch unsere kleine Reisegesellschaft, und viele Andere, an sich höchst verschiedene Menschen. Eigentlich hab' ich vieles aus der Gegenwart in die Vergangenheit übergetragen. Mein Anbeter fehlt nicht, wie Du denken kannst. Es fällt Niemand auf, wenn die Generalin ihm sagt, *er* möge mir den Thee einschenken, weil

er am beſten wiſſe, wie ich ihn möge. Eben ſo wenig, wenn ich ihn allein in ein anderes Zimmer führe, um ihm eine Büſte oder ein Gemälde zu zeigen. Wenn man einmal über etwas konvenirt: ſo iſt es an die Tagsordnung gekommen, es iſt Mode worden, und was Mode iſt, das reſpektirt man, wär's auch eine ganz ungewöhnliche Mode. — Du haſt Dir wol während dieſer Erzälung vorgeſtellt, Königsfeld ſey ein ganz junger Mann, etwa von vier und zwanzig Jahren. Ohne Zweifel hat er vor Deiner Phantaſie geſtanden wie ein ſchlanker Jüngling, mit ſchwarzen, funkelnden Augen, ſchwarzem vollem Titus und verhältnißmäßigem reichen Bakenbart, mit einer Habichtsnaſe, männlich-rothen Wangen; gebaut wie ein Apoll oder Antinous; das verſteht ſich von ſelbſt. — — Nichts von Allem dieſem, mein Freund. Königsfeld iſt über die fünfzig Jahre hinaus; ſein ſchwarzer Titus iſt eine Perüke, und ſein Bakenbart ein Perükchen; er iſt klein von Natur, blaß, und ſeine Augen ſind matt. Er iſt nichts weniger, als ſchön. Aber was bei einem Mann mehr ſagen will, er iſt wizig, fein, liebenswürdig, und was

ihm den größten Werth in meinen Augen giebt: er ist fast nur für mich beschäftigt, hat nur für mich Augen und Ohren, ist unerschöpflich an kleinen Aufmerksamkeiten für mich. Kurz: er macht meinen Cicisbeo im ganzen Umfang und mit der größten Feinheit. Das sehen andere Weiber, mögten auch so einen pastor fido haben, beneiden mich um meinen Grafen, der übrigens im nemlichen Ansehen steht, und das gefällt mir. Er hat mir angetragen, ich solle mit ihm nach Paris reisen, wo er einige Geschäfte hat: Er wolle allenfalls noch eine Dame mitnehmen, deren Wahl er mir überläßt. Das wünscht' ich freilich: aber wenn sich nun auch keine fände, sollt' ich die schöne Gelegenheit versäumen? Ein Mann über fünfzig Jahre ist keine Mannsperson mehr. Eine Frau von meinen Jahren reiset mit ihm, wie mit einem Vater. Denkst Du nicht auch so, Selimar? Wenn es Dir nicht recht ist; so will ich es unterlassen, oder mich wenigstens nach einer Reisegefährtin umsehen. Bist Du es aber zufrieden; was kümmer' ich mich um andere Menschen? Die alten Jungfern und die häßlichen Weiber mögen lästern, so viel sie wol-

len. Deſto beſſer ſchmekt ihnen ihr Kaffee; deſto beſſere Gelegenheit haben ſie, ihr feines Gefül für weiblichen Wolſtand auszuhängen, und dem Himmel zu danken, daß ſie nicht ſind, wie dieſe Zöllnerin, Kalliope. Schreibe mir bald; denn Königsfeld will im nächſten Monat reiſen; und ich muß geſtehen, gerne ſäh' ich doch Paris, und noch lieber mit dem Grafen Königsfeld, Ritter von ein Paar Orden, mit einem Mann, der ſeine 80,000 Franken zu verzehren hat.

Sieben und siebenzigster Brief.

Selimar F. an seine Gattin, Kallione.

Holdau.

Dein Brief, meine Kallione, hat mich entzükt, über die Erde erhoben, oder vielmehr, mir die Erde zum Himmel gemacht. Welche liebenswürdige Nachläßigkeit, welcher Wiz, welche Unschuld und Naivität, und welches offene Zutrauen zu mir! Was Anderen Leichtsinn und Frivolität scheinen könnte, ist mir schöne Kindlichkeit, Paradiesessinn: Was Andere an Dir tadeln würden; das reizt mich am Meisten, und ich freue mich unaussprechlich, eine Gattin zu haben, die einen Mann, wie Königsfeld, fesseln kann. Und Eure Reise! O! ich habe sie noch Einmal mit Euch gemacht; ich habe die herrlichen Voghesenthäler, die Bergschlösser, das Rheinthal gesehen; ich habe die kleinen Wasserfälle rauschen hören, habe mit Euch Schinken gegessen, und herrlichen Elsaßer

Wein getrunken. Eine Tafelmuſik hab' ich mir denn dazu gedichtet, wie ſie nur etwa die Gebrüder Abl und Arnold machen können. Ich ſah die Aufmerkſamkeiten, die Dir der artige, gebildete Königsfeld erwies, und die natürliche Art, mit der Du ſie aufnahmſt, — als müſſe Alles ſo ſeyn. Recht ſtolz war ich darauf. Daß Du mit ihm nach Paris reiſeſt, find' ich ganz natürlich. Warum wollteſt Du Dir das Vergnügen verſagen, die große Kaiſerſtadt mit ihren Herrlichkeiten zu ſehen? Und in ſo guter Geſellſchaft, mit ſo vieler Bequemlichkeit! Findet er noch eine Reiſegefährtin; deſto beſſer. Findet er keine, ſo werden freilich die Frau Baſen ſich etwas zu erzälen haben; aber das wird aufhören, wenn der neue Leſecirkel anfängt, den wir projektiren, wenn die Tochter des hieſigen Landraths verheiratet wird, deren Hochzeit auf eine ganz eigene Art, in einem Garten gefeiert werden ſoll, oder wenn der neue Whikky für den jungen Bardewiſch angekommen iſt. Indeß muß ich geſtehen, daß es auch anderen Damen auffälle, die keine Frau Baſen ſind. Neulich erzält ich's

unſerer guten Welden, und ſie ſah mich mit großen Augen an.

„Nach Paris? mit einem Mann allein?“ ſagte ſie ganz erſtaunt.

„Es iſt ein Mann zwiſchen 50 und 60; ein ſolcher iſt sans consequence. Es iſt, als ob ein Vater mit ſeiner Tochter reiſete.“

„Ein fünfzigjähriger Vater, der ſo galant gegen Ihre Kallione iſt? Das werden Sie doch wiſſen, daß die Männer, die sans consequence ſcheinen, am allergefährlichſten ſind!“

— Ich lachte. — „Glaubt man doch, Sie reden aus eigener Erfahrung.“ — Du weißt, man hat ſie ehemals mit dem Grafen Selboni geneckt. —

„Ha! jezt verſteh' ich Sie erſt, ich einfältige Seele. Dacht' ich doch warlich! es wär' Ernſt.“ —

Ich verſicherte ſie das, und daß ich meine Einwilligung ſchon gegeben habe: aber ſie blieb dabei, es könne nicht ſeyn. Wie freu' ich mich auf die Briefe, die ich von Paris erhalten werde; auf die Beſchreibung der Kunſtwerke, der Theater, der Ballette und der Men-

ſchen, deren Bekanntſchaft Du machen wirſt! Zur Lektüre dieſer Briefe ſoll ein eigener Abend beſtimmt; mein Zimmer ſoll mit ein Paar Girandolen erleuchtet, Dein Bild ſoll unter den Spiegel geſtellt, und ein Glas Champagner-Punſch ſoll dabei geſchlürft werden. Das wird ein köſtlicher, Einziger Genuß ſeyn. Mit Sehnſucht erwart' ich den Erſten Brief von Paris; denn daß Du bald abreiſen wirſt, daran zweifl' ich nicht.

Acht und siebenzigster Brief.

Elise Schönau an Theophan.

Vevay.

Fast fürcht' ich, daß Sie recht haben, theurer Theophan. Holdmanns Anhänglichkeit an mich nimmt immer zu, und ich glaube, die meinige auch. Sonst konnten wir so ruhig zusammen sizen und lesen, oder plaudern. Wir giengen spazieren, und genossen die Schönheiten der hiesigen Gegend. Jezt ist das Alles anders. Wir sind verlegen bei einander. Das Herz klopft mir stärker, wenn ich ihn nur kommen sehe. Ich mögt' oft weit weg von ihm seyn, und doch ist mirs nicht wol, wenn er nicht da ist. Jedes Gespräch geräth in Stoken. Mit dem Lesen geht's gar nicht, und wir gehen durch die schönsten Gegenden, stillschweigend, fast ohne sie zu sehen. Findet sich einmal eine Gelegenheit, sich über Einklang der Herzen,

über die Seeligkeiten der Liebe zu ergießen: dann ſpricht Holdmann wie ein Begeiſterter. Er ſezt Alles in Verbindung mit Religion, mit dem Heiligſten der Religion. Seine Rede wird am Ende faſt zu einem Gebet. Einmal betete er wirklich. Und ich — ich muß geſtehen, ich hänge an ſeinen Lippen, an ſeinem Blik; in mir klingt Alles wieder. Ich füle die tiefe Wahrheit von dem, was er ſagt. Aber freilich fül' ich jezt auch, daß es weit führen kann. Schon einigemal waren wir nach ſolchen Herzensergüſſen in Umarmungen geraten, vor denen ich erſchrak, und die nicht wieder vorkommen dürfen. Auch hab' ich's Holdmann geſagt, und er hat's gefült. Weiter als zu einem Blik und einem Händedruk kömmt es jezt nicht. Aber doch iſt mir ängſtlich in ſeiner Nähe, und was das Schlimmſte iſt, — mir iſt auch ängſtlich, bei meinem Schönau. Zwar iſt er noch ganz unbefangen, wie er ſonſt immer war. Aber doch nehm' ich mich zuſammen, wenn er kömmt, und Holdmann noch mehr als ich. Ich bewache meine Augen, ich forſche in den ſeinigen, ob er etwa anders, als ſonſt auf mich ſehe. Ich bin ihm freundli-

cher, zuvorkommender, als ſonſt. Das iſt auch Holdmann. Anfangs bewacht' auch er ſeine Blike: aber nach einiger Zeit werden ſie wieder feurig, ſchmachtend und hängen an mir, ſo daß ich erröthen muß, und ihn nicht anzuſehen getraue. Kurz: mir war ſchon ſeit einiger Zeit nicht wol bei dem Verhältniß, ſo ſüß es ſonſt für mich war, und im Grunde noch iſt. Aber was mich am Meiſten erſchrekte, iſt das Gedicht, das er mir an meinem Geburtstag ſchikte, mit einem ſchön gebundenen Exemplar von Feßlers Abälard und Eloiſe, das mir ſehr ſchwärmeriſch zu ſeyn ſcheint. Ich leg' Ihnen das Gedicht bei, und bitte Sie, mir bald auf dem bekannten Wege zu ſagen, was ich thun ſoll. Um Alles in der Welt wollt' ich doch meinen Schönau nicht kränken, der ſo gut iſt, und ein ſo unbeſchränktes Zutrauen zu ſeinem Freund und zu mir hat. Welche ſchrekliche Revolution müßt' in ſeinem Herzen vergehen, wenn er dies Zutrauen zu den beiden Weſen verlöre, die ihm am nächſten ſind! Freilich vernachläßigt er mich ein wenig; und es wäre wol mit Holdmann nicht ſo weit gekommen, wenn er mehr bei mir

wäre, und mit mir lebte. Aber es iſt ſeine Art ſo. Im Grund liebt er mich doch ſehr. Ein Tete-a-Tete mit Holdmann hab' ich ſeit meinem Geburtstag, d. h., ſeit zwei Tagen, vermieden. Ich bin zu Bekannten gegangen, ehe Schönau ausgeritten iſt, und bin zurükgekommen, als er ſchon wieder zu Haus war. Auch haben mir Holdmanns Blike, ſeine Sehnſucht deutlich genug geſagt, und ſeine Frage, warum ich das gethan habe, und ſeinen Schmerz darüber. Ich glaubte, das thun zu müſſen, wegen dem Gedicht. Aber das geht nicht immer. Selbſt Schönau müßt' und würd' es auffallen, wenn es auch nur oft geſchähe. Rathen Sie mir doch alſo, was ich thun ſoll; denn ich fül' jezt ſelbſt, daß es nicht ſo fort gehen, nicht einmal ſo bleiben kann. — Hier das Gedicht.

Abälard an Eloiſe.

.....

Kein Gedicht.

Nein, warlich! kein Gedicht, was ich Dir hier ergieße,
Du, meines Erdenlebens Sonne, Du!
Und wenn ich dieſes Erdenleben einſt beſchließe,
Noch mehr, als jezt mir Sonne, Du!

Ha! könnt' ich's doch in Verſe, doch in Worte faſſen,
Was nur zu wahr, zu warm, dies Herz durchglüht!
Könnt' ich's in meinem Blik*) Dich nur empfinden laſſen.
Was oft zur Unzeit aus mir ſprüht;

Den Dank, den Schmerz, die Wonne, Wünſche, Bitten,
Die heil'ge Liebe, die das Alles in ſich faßt,

*) Kuß, war durchgeſtrichen.

Die Sehnſucht, die Dir folgt auf allen Deinen Tritten,
Von der Du ſelbſt ſchon oft gelitten haſt!

Wer kann das? — Nicht der todte Buchſtab! — O! was wollt' er?
Kein Wort, kein Ton, kein Blik vermags!
Kein Ausdruk, den ein grober Sinn erfaßt! — Wie ſollt' er?
Wer malt das Leben eines Frülingstags?

Du wardſt — mit dieſem warmen, vollen, lieben Herzen,
Mit dieſem Himmelsdurſt, mit dieſem Himmelsſinn.
Du wardſt! — Und O! wie oft empfand ich's ſchon mit Schmerzen,
Daß ich, wie Du, gebildet bin!

Mit zarter Vaterhand ward er in uns gebildet,
Der Liebesdurſt, jezt arm, doch einſt ſo reich;
Als wären wir zu Einem Weſen einſt gebildet;
So tönt Empfindung in uns gleich.

Wir fanden uns gar bald, und Alles in mir fülte,
Daß Du die beß're Seite meines Weſens biſt.
Gott weiß wol, was er will; ich weiß, wohin er zielte,
Was unſ're Seeligkeit einſt iſt.

Umſonſt iſt nicht der Einklang, das Berühren, Finden;
Umſonſt nicht dieſe Liebe, mächtiger als wir.
Dort ſoll ein Himmelsband auf ewig uns verbinden;
Wir ſollen warten und entbehren hier.

Dort ſoll es unſern Näh'ſten offenbaret werden,
Daß ihre Liebe durch die unſ'rige gewinnt;
Nicht mehr beſchränkt iſt dann ihr Blik, ſo wie auf Erden,
Wenn ſie durch Liebesſinn erleuchtet ſind.

Sie freuen ſich der Liebe, fließen mit zuſammen;
Berührt wird Jedes, wie und wo es kann;
Und der lebendig-warmen, reinen Liebe Saamen
Pflanzt Liebe fort, zieht Liebe an.

Das ſind die Kinder dieſer ew'gen Himmelsehe,
Unſterblich, göttlich, wie die leiden Eltern ſind,
Wie ihr Stammvater iſt — ha! welche Zahl ich ſehe!
Urenkel hat ſchon jedes Kind.

Und Alle durch Familienbande feſt umſchloſſen,
Durch zarte Fäden an die Menſchheit feſtgeknüpft.
Und Alle von der Liebe Sonnenſtral umfloſſen...
Der Zukunft Vorhang ſeh' ich nun gelüpft.

Ich ſeh' durch Liebe uns in Eins zuſammen fließen,
Und wieder Zwei ſeyn, blos zum Vollgenuß;
Ich ſeh', wie alle Lieben Liebe uns ergießen;
Dann wieder einſam ſind, zum Hochgenuß.

Heraufgebildet werden wir zur hohen Liebe,
Die allen Liebesreihen Liebe aus ſich ſchuf.
Geläutert werden dann durch ſie des Herzens Triebe,
Zu folgen jedem leiſen Gottesruf.

Zu rathen, leiten, pflegen, säen und Begießen
Die Gottesleime die noch unentwikelt sind;
Der Gottheit gleich, auf Alles Seeligkeit ergießen,
Was sich der Seeligkeit empfänglich find't.

Ja, es verlohnt sich wol der Mühe, zu entbehren,
Wenn solch ein Vollgenuß dem Herzen werden soll.
Durch Warten laß uns dieses Herzens Schöpfer ehren;
Es reife ganz, was uns beseel'gen soll.

Neun und ſiebenzigſter Brief.

Theophan an Eliſe Schönau.

Brukholm.

Könnt' ich dieſen Augenblik wegkommen, liebe Eliſe, ich flöge zu Ihnen; denn Sie ſind ſehr krank und Holdmann iſt es noch mehr, als Sie. Sie bedürfen einen Arzt; er muß angreifende Arzeneien verordnen, und Sie müſſen ihm pünktlich folgen, ſonſt ſind Sie verloren. Ja; ich ſprech' es mit blutendem Herzen aus, ich muß es ausſprechen, wenn ich Ihr Freund bleiben will: Sie ſind verloren, wenn Sie ſich nicht ſchnell losreißen, Holdmann nicht fliehen, oder er Sie. Mit Rieſenſchritten hat die Leidenſchaft zugenommen, bei Ihnen und bei ihm, ſeit Sie mir zum leztenmal ſchrieben; ſie wird mit Adlersflug Sie Beide übereilen, wenn ihr nicht bald Einhalt gethan wird. Das Beſte iſt noch bei Ihnen, daß Sie ſich die Leidenſchaft nicht verbergen; daß Sie beſangen ſind; daß Ihnen Ihr Inneres ſagt, Sie thuen unrecht,

Sie hintergehen Ihren Gatten, er dürfe nicht merken von dem, was in Ihnen vorgeht. Dies Gefül Ihrer Schuld ist die Einzige Rettung Ihrer Unschuld. Ja, Elise, Ihrer Unschuld. Sie ist in der höchsten Gefahr. Sagen Sie mir nicht, daß sich durchaus nichts Sinnliches einmische, daß selbst Ihre Phantasie rein bleibe, daß blos Holdmanns Nähe, seine Gespräche, sein Geist und sein Herz Reiz für Sie habe. Das Alles glaub' ich Ihnen aufs Wort. Aber ist denn körperliche Reinheit das Einzige, ist es nur das Wichtigste, was Sie Ihrem Gatten versprachen? Hat er nicht Anspruch auf Ihr Herz, Ihre Liebe, Ihr volles Zutrauen; und besitzt er dies noch? Bleiben Sie eine unschuldige Gattin, wenn die Nähe, die Gespräche, der Geist und das Herz eines andern Manns mehr Reiz für Sie haben, als Geist und Herz Ihres Schönau? Es ist schwere Versuchung, wenn man ehrlich in eine eheliche Verbindung trat, wenn man glaubte, man könne nicht mehr lieben, als man den Gewälten liebe, und wenn nach Jahren ein Gegenstand uns entgegen tritt, der die ganze Fülle unserer Liebe aufregt, und wir nun erst

empfinden, was Liebe iſt. Nur ein hoher Grad von Religioſität und Pflichtgefül, nur der feſte Glaube an eine Welt, wo Alles vereinigt wird, was für einander geſchaffen iſt, kann hier eindämmen und ableiten den wilden Strom der Leidenſchaft, der ſonſt alle häusliche Ruhe zerſtört. Sie muß es aber auch. Ach! ich erlebt' einen ſolchen Fall, wo es nicht geſchah, wenigſtens nicht gleich geſchah. Die Leidenſchaft war gewis ſo rein und edel, wie eine Leidenſchaft nur ſeyn kann. Es wurde viel Gutes, Treſliches in den beiden Liebenden entwikelt. Ich bin überzeugt, ſie wären nie das worden, was ſie geworden ſind durch dieſe Liebe. Aber ſie wurden es auf einem ſchweren Weg. Der Gatte bemerkte dieſe Leidenſchaft, wie natürlich, und konnte ſie nicht tragen, wie natürlich, und durch den Widerſtand wurde ſie nur heftiger, wie natürlich. — Alles Göttliche entwikelte ſich in den beiden Menſchen; aber auch alles Teufliſche. Der Gatte wurde gekränkt, empört, zur Raſerei gebracht. Die Gattin geſtand ihm ihre Leidenſchaft frei. Sie war ſo verblendet, daß ſie es für etwas Erhabenes, Göttliches hielt, ſo zu lieben, ſo ganz aufgefüllt zu ſeyn von

Liebe. Sie raſete in Verzweiflung, als der Liebhaber ſie nicht mehr ſehen wollte, ſie nicht mehr zu ſehen wagte. Durch ihre ſichtbare Verzweiflung geängſtigt, mußte der Gatte ſelbſt den Gegenſtand ihrer Liebe bitten, beſchwören, ſeine Gattin wieder zu beſuchen, ſie ihrer Verzweiflung zu entreißen, und wo möglich ſie zu beruhigen. Er that's, und die alte Geſchichte wäre wieder angegangen, wenn der Liebhaber nicht das allgemeine Aufſehen gefürchtet hätte. Er entfernte ſich von dem Ort und aus der Gegend; er ſah das Weib nie wieder. Sie war zerrüttet in ihrem Innerſten, wurde Kokette, Kopfhängerin, Schwärmerin, gleich untauglich für ihren Beruf als Gattin, Mutter und Hausfrau. Ihr Gatte that die Kinder in eine Penſion, verließ ſie, und ſtarb ſo unglüklich, wie er viele Jahre gelebt hatte, obgleich mit Untergebung unter den Willen Gottes, der ſein Erdenſchikſal ſo trüb hatte werden laſſen. Der einzige lichte Fleck, den er darin ſah, war das Bewußtſeyn, daß ihm Religion zum Bedürfniß worden war, weil er in nichts Irrdiſchem mehr Troſt und Ruhe fand. Nach vielen Jahren kam das Weib von ihren Verirrun-

gen zurük. Auch ſie wurde geheilt durch Religion. Sie ſah ein, daß ſie ſich durch Leidenſchaft einen Himmel auf Erden hatt' erſtürmen wollen, und daß ſie ſich in eine Hölle geſtürzt hatte. Ihr Geliebter kam wieder, wollte ſie ſehen, ſie ſah ihn aber nicht. Sie nahm ihre Kinder wieder zu ſich, erzog ſie mit Liebe zur Liebe, ſucht' aber ihr Herz ſorgfältig zu bewahren vor jeder Leidenſchaft. Sie wälte noch einige andere Kinder, und ſuchte durch ihr beſſeres Beiſpiel die üblen Eindrüke wieder auszulöſchen, die ſie in ihrem nächſten Kreis gemacht hatte. Eine Andere in ähnlichem Fall, die auch einen verheirateten Mann liebte, bei der dieſe Leidenſchaft ſich auch unter dem Namen der Freundſchaft einſchlich, ein genialiſches, hochherziges Weſen, drang in den Mann, ſich von ſeiner Gattin ſcheiden zu laſſen. Er neigt' Anfangs dazu, aber doch kam er zur Beſinnung. Die Herzensgüte ſeiner Gattin, ihre großmütige Nachſicht, ihr ſorgfältig-verborgener Gram, dieſe Einzige unwiderſtehliche Waffen edler Weiber, rührten ihn. Er weigerte ſich, und beſtand auf ſeiner Weigerung, ohnerachtet des Stürmens, Flehens, Drohens und Jam-

merns der von Leidenschaft Verblendeten. Sie schrieb ihm einen fürchterlichen Abschiedsbrief, jagte sich eine Kugel durch den Kopf, und stürzte sich, um sicherer zu sterben, in die Donau. Ihre Briefe waren ein Gemisch von Naturphilosophie, Mystik und Liebe, das nur aus einem verwirrten Kopfe kommen, und Köpfe nur verwirren konnte. Hüten Sie sich, Elise, daß es nicht so weit mit Ihnen kommt. Mit Holdmann ist es schon weit genug. Sein Gedicht gränzt nah' an Verrükung, so warm es auch die heftigste Leidenschaft ausspricht, oder vielmehr eben darum diese Mischung von Religiosität und unbändiger, nach Genuß dürstender Liebe; diese Gährung aller göttlichen und thierischen Steffe in dem menschlichen Gemüth; diese scheinbare Resignation, die offenbar jeden Gedanken an Resignation bei Ihnen erstiken, das Thier in dem Menschen vergöttern, und den Himmel in jenes bekannte londoner Himmelsbett herunterziehen will, — das Alles ist ganz gemacht, um das Göttliche in Ihnen, wie durch ein Opium, scheinbar zu exaltiren, im Grund aber zu betäuben und abzustumpfen.

Ich will nicht behaupten, daß dies Holdmanns Absicht sey. Vielmehr glaub' ich, daß er selbst, von diesem Opium berauscht, es auch Ihnen darreicht, weil ihm der Rausch wol thut. Aber am Ende führt's doch zu nichts Anders. Das Göttliche verträgt keine Beimischung von grobem, irrdischem Sinn. Läßt man die Trespen unter dem Korn stehen; so erstiken sie es am Ende ganz, und es bleibt nichts, als ein Unkraut übrig, das schöne Blüten trägt, dessen Frucht aber ungenießbar ist. Glauben Sie mir: ich sah schon viele Verbindungen zwischen Personen beiderlei Geschlechts, die mit den feinsten Sentiments anfiengen, und mit der gröbsten Sinnlichkeit sich endigten, was denn Alles zusammen — gänzliches Hingeben an das geliebte Wesen, innige Vereinigung zweier für einander geschaffener Naturen, Zusammenfließen in Eins, heißen mußte, und durch diese erhaben tönende Phrasen den Verblendeten hoch geweiht schien. Sie sind so wenig sicher vor diesem Herabsinken, wie irgend Jemand. Der Mensch sinkt unvermeidlich in den Schlamm, wenn er sich mit den schön-

ſter, buntgefärbten Fittigen gen Himmel erheben will. So bald es mir möglich iſt, komm' ich zu Ihnen, und dann muß ein entſcheidender Schritt gethan werden, wenn Rettung noch ſtatt finden ſoll.

[Achtzigſter Brief.

Kallione an Selimar F.

Paris.

Ich hätte Dir längſt geſchrieben, und würde Dir viel ſchreiben: aber wer kann hier zum Schreiben kommen? Ich ſchwimme in einem Meer von Genüſſen, ohne Ruder und Steuer; ich begehre keins von beiden; ich laſſe mich treiben, wohin die Strömung mich treiben will. — Mir iſt wol, lieber F., ſehr wol. Was mich Alle wol macht? Ja; wer kann das ſagen? Und wie wenig iſt das, was man ſagen kann? Ich beſuche die feinſten Bälle, die Oper, ergöze mich an den herrlichen Balletten, fahre nach Tivoli, ſehe und werde geſehen, höre und werde gehört, freue mich, und ſchaffe Freude um mich her. Das kann ich freilich ſagen; ich könnte Dir auch die Ballets ſagen, die man getanzt, die Opern, die man gegeben, die langweiligen Racineſchen, oder Corneilliſchen, ſogenannten Meiſterſtüke, die man gegeben hat,

und die ich gähnend mit anſehen mußte, pour être du ton. Manches allerliebſte Vaudeville könnt' ich Dir beſchreiben, das der köſtliche Ilmenieau, im Theater Faydeau köſtlich ſang: aber was hätteſt Du daran? Du kannſt Dir ſo was in Deinem Innern doch nicht aufführen laſſen, und wenn Du ſechs Girandolen anzündeteſt, und Alles mit Ambra parfümirteſt. An der Pracht von Tivoli reicht Deine geſpannteſte Phantaſie nicht; und nie erſchien Dir und kann Dir eine Figur erſcheinen, wie Vestris und Duport. Außerdem — ich muß Dir's aufrichtig geſtehen — ennuyrt mich's, davon zu ſchreiben, und überhaupt zu ſchreiben. Zum Leben, das Leben zu genießen, iſt der Menſch geboren, und nicht zum Schreiben. Die Gegenwart iſt Alles, die Zukunft nichts, und die Vergangenheit eben ſo wenig. Und die müßt' ich mir doch wieder vergegenwärtigen, wenn ich Dir davon ſchreiben wollte. Nein; glaube mir, F., das geht hier nicht. Wie ich aber in dieſem Allem lebe; wie ich aus jedem Moment herausſauge, was nur irgend herauszuſaugen iſt; wie ich mich à tête perdue in Alles hineinwerfe, was mir zum Genuß

entgegenkommt: und den Kopf gar nicht oben behalten, ſondern in dieſem Meer untertauchen will: — ja das mögt' ich Dir beſchreiben, wenn ſich ſo etwas beſchreiben ließ. Was mir faſt noch am wolſten thut, das iſt die zuvorkommende Höflichkeit, mit der ich überall aufgenommen werde, die Galanterie der Herrn, die mich umflattern, und die feinſten Attentionen meines liebenswürdigen Grafen, der alle Andere, und ſich ſelbſt darin übertrifft. Bald nachher, als wir in Paris angekommen waren, macht' er mir ein Geſchenk mit einem Corbeille de mariage, der Alles enthält, was zu einer recht eleganten Garderobe gehört. Vor jedem Ball bekomme ich ein Ballkleid, ohne zu wiſſen, woher, ob ich's gleich recht gut weiß, und wenn eine neue Mode erſcheint, ſo bin ich gewis nicht die Lezte, die ſie hat. Seine Geburt und ſein Aufwand verſchaffen ihm hier ein groſſes Anſehen. Er macht ein gutes Haus, giebt feine Soupers, kleine Bälle; und ſo iſt er in den beſten hieſigen Zirkeln. Die Attention, womit er mich behandelt — ich gelte für ſeine Nichte und für eine reiche Erbin — giebt Andern den Maasſtab, wie ſie mich zu behand-

len haben, und ſie behandlen mich ſo. Neulich, an ſeinem Namenstag gab ich ihm eine Fete, die ihm ſehr viel Freude machte. — Du mußt wiſſen, daß ich unumſchränkte Gebieterin über ſeine Küche und ſeinen Keller bin. — Ich ließ Alle, beſonders alle Weiber einladen, von denen ich wußte, daß er ſie gerne hat; beſonders mehrere Ballettänzer, Tänzerinnen, und andere Liebhaberinnen, oder vielmehr Virtuoſinnen des Tanzes, deren es hier viele giebt, die gleich Ballettänzerinnen tanzen. Sie tanzten trefliche Cotillons, in einem geſchmakvoll dekorirten Saal, mit einer Grazie, die zum Entzüken hinriß. Meinem Grafen las man es in den Augen. Aber es war ihm noch ein anderes Schau- und Herzensſpiel vorbehalten. Man ahmt jezt Figuren, Gemälde und Gruppen aus dem Musée Napoléon, durch lebende Perſonen nach. Dieſe erſcheinen auf einer Art von Theater, hinter einem florenen Vorhang. So hatten wir mehrere Gruppen; Amor und Pſyche, die drei Grazien, die neun Muſen, Herkules und Omphale, dargeſtellt. Ich hatte mir die Kleopatra gewält, zu der ſich meine Figur am beſten ſchikte. — Du mußt

wiſſen, ich bin etwas ſtärker geworden. — Einen Antonius hatt' ich mir ausgeſucht, der außer der Größe, Aehnlichkeit mit dem Grafen hat. Unter einer ſchmachtenden Muſik von Della Maria hob ſich nun der vordere, dichte Vorhang, und ich ſtand mit meinem Antonius da, in der reichſten, geſchmakvollſten griechiſchen Kleidung, die einer Kleopatra, gegen über einen Antonius gebührt, und in der reizendſten Stellung, die eine Kleopatra annehmen kann. Der Vorhang fiel nach einiger Zeit, und Alles klatſchte Beifall. Eine andere Muſik von Mehül ertönte, und der Vorhang hob ſich von neuem, um eine andere Situation ſichtbar zu machen. So giengen wir die Hauptperioden des Umgangs beider Liebenden durch — verſteht ſich, nur die angenehmen, und Alles war entzükt. Der Graf war es ſo ſehr, daß er aufs Theater ſtürmte, ſich ſo weit vergaß, mich öffentlich zu umarmen, und mich ſo dringend bat, in meinem Kleopatrakoſtüm zu bleiben, daß ich es ihm nicht abſchlagen konnte; — die Wahrheit zu ſagen, es ihm auch nicht abzuſchlagen Luſt hatte, weil es mich treflich kleidete. Seit dieſer Zeit iſt der Graf bezau-

bert von mir. Er hat nur Augen für meine Winke, nur Ohren für meine Stimme. Ich hoffe, er verliebt ſich in mich, oder iſt es ſchon. Das ſoll mir tauſend Spaß machen. Ich denke, ich heirate ihn zum Spaß, laſſe mir 5 — 6000 Franken Einkünfte verſchreiben, mich von ihm ſcheiden, und theile ſie dann mit Dir.

— Da kommt er eben, um mir zu ſagen, daß der Wagen wartet, um aux Elisées zu fahren. — Huſch! geſchwind mit dem Brief in den Sekretär, und ich bin zu ſeinen Dienſten.

Adio, mein Schäfer.

Ein und achtzigster Brief.

Aline W—z, an Mine Barchfeld.

Nordbach.

Auch dießmal hab' ich Deinem Rath gefolgt, liebe Mine; aber ich weiß noch nicht, wie ſich Alles enden wird. Vorgeſtern Morgen, als wir allein bei dem Frühſtük waren — Arrow hatte dies bisher ſorgfältig vermieden, vermuthlich, weil mein guter, aber verblendeter W—z ihm auch meine Drohung entdekt hat, — fieng ich an:

„Herr Arrow, Sie haben unſer ſchönes, eheliches Verhältniß ſo zerrüttet, daß ich offen reden muß, ſo unangenehm Ihnen auch manches ſeyn mag, was ich zu ſagen gezwungen bin."

„Wie ſo, Madam?" (Ziemlich verblüfft.)

„Sie verſtehen mich ſehr gut, wiſſen auch, was ich ſagen werde; das ſeh' ich an Ihrer

Mine, ob Sie sich gleich stellen, als verstän-den Sie mich nicht.“

„Das Andersstellen, als man ist, muß Ihnen sehr gewöhnlich seyn, Madam, weil Sie es einem Andern so leicht zutrauen.“ — (bitter.)

„Sie werden mich nicht aufbringen. Ich bin Ihre Bitterkeiten gewohnt, und Gift, an das man gewohnt ist, schadet nicht. Auch würd' ich meinen Zweck“ — —

(Er sprang auf.) „Was? Zweck? Sie haben und können keinen andern Zweck haben, als mir Grobheiten zu sagen.“

„Dazu werd' ich mich nie erniedrigen. Aber bleiben Sie ruhig sizen. Ihre Sache müßte ja sehr übel seyn, wenn Sie nicht ein-mal meine Erklärung abwarten könnten.“

(Er sezte sich wieder, mit verbissenen Lip-pen.) „Nun, so strömen Sie es aus, was nicht in Ihnen bleiben kann.“

„Es könnte wol in mir bleiben, wenn ich es für gut fände; ich find' es aber nötig, zu reden. (Er wollte wieder eine Bitterkeit sagen; ich fuhr aber fort:) Sie haben mir ehemals viel Uebles von meinem Mann gesagt; haben mich beklagt, einen solchen finstern, schwachen,

empfindlichen Menſchen zum Mann zu haben.“ —

(Er ſprang wieder auf.) „Madame Sie ſind“ —

„Eine gekränkte Frau, die Ihnen die Wahrheit ſagt, weil ſie dazu genöthigt iſt. Oder — (auch ich ſtand ruhig auf, trat vor ihn, und ſah ihm ſcharf in die Augen) Oder hätten Sie die Frechheit, es zu leugnen? Für ſo niedrig halt' ich Sie doch nicht.“

„Ich? Ihnen Uebels von Jorem Mann geſagt? Wie wär' ich dazu gekommen?“ (Aeuſſerſt betreten; denn es iſt ein gewiſſer Fonds von Ehrlichkeit in ihm, der ihm das Lügen und Leugnen ſchwer macht.)

„Wie Sie auch dazu gekommen ſeyen; das gehört nicht hieher. Sie — haben — mir ehemals — viel Uebles — von meinem Mann — geſagt, — und jezt — ſagen Sie — ihm — viel Uebles — von mir.“ — (Mit dem größten Nachdruk, dicht vor ihm, und ihn immer ſcharf ins Auge faſſend.)

„Ich weiß nicht, was mich nöthigt, hier zu bleiben, und“ —

„Sie bleiben. Ihr Weggehen würde deu-

lich verraten, daß Sie aus Schaam nicht bleiben könnten; das wär' ärger, als ein Bekenntniß. Und nur dies verlang' ich. Ihre üble Nachreden können nicht gerechtfertigt, aber doch vielleicht entschuldigt werden. Sie fülen sich unglüklich; Ihr Blik ist finster. Ohne Zweifel erschien Ihnen damals mein Mann in einem so falschen Licht, wie ich jezt. Sie sagten, was Sie dachten, und wie Sie's dachten, ohne Rükſicht darauf, daß man, ohne die äußerste Noth, dem Mann nichts Uebles von seiner Frau, und der Frau nichts Uebles von ihrem Mann sagen muß. Das verzeih' ich Ihnen. Aber ich war genöthigt, meinem Mann zu sagen, daß Sie ehemals auch übel von ihm gesprochen haben, wie Sie jezt ohne Zweifel, übel von mir sprechen. Ich vermuthe, daß er Ihnen etwas davon hat merken lassen, und daß Sie es ihm geleugnet haben. Glaubt Ihnen mein Mann, so muß er mich für eine Verläumderin seines Freunds halten; und das soll er nicht, sicher nicht. An seiner Achtung ist mir Alles gelegen. Dies Einzige Gut muß ich mir wenigstens zu erhalten suchen, wenn ich auch seine Liebe verloren hätte."

Ich war gerührt; mein Ton wollt' ins Weinerliche fallen; ich faßte mich aber. Arrows ſichtbare Verlegenheit, und meines Manns gehaltene Aufmerkſamkeit machte mir Muth. Ich fuhr fort:

„Dies iſt die Einzige Urſache, warum ich Sie in Gegenwart meines Manns zur Rede ſeze. Sie ſollen mir's nicht leugnen, daß Sie mir ehemals gegen ihn geredet haben; er ſoll mich nicht für eine Lügnerin halten. Das Einzige geſtehen Sie mir alſo jezt, und ich verſprech' Ihnen, daß nie von dieſer verhaßten Sache die Rede wieder ſeyn ſoll."

Arrow hatte jezt ſeine Parthie genommen, und fieng in ſeinem abſprechenden, impoſanten Ton an:

„Ich habe Sie ausreden laſſen, damit es nicht ſcheine, als ſcheue ich das, was Ihnen eingefallen iſt, mir zu ſagen. Laſſen Sie auch mich jezt reden und unterbrechen Sie mich nicht"

— „Das werd' ich ſicher nicht." —

„Auf eine unbegreifliche Art müſſen Sie mich mißverſtanden haben, wenn Sie glauben, daß ich je etwas gegen W — z hätte reden wollen, der ſchon damals mein Freund war.

Wenn ich Ihnen manchmal etwas Artiges sagte, was man der Gattin eines Freunds leicht sagt, wenn ich etwa hinzusezte, daß Sie einen noch vollkommeneren Mann verdienten, als W—z sey, daß er doch etwas Aufbrausendes habe, ob Sie ihn nicht auch nachsichtig fänden: begriffen Sie dann nicht, daß ich blos hören wollte, wie Sie ihn entschuldigten, wie viel Nachsicht Sie gegen seine Schwachen hätten? Wie konnte mir's einfallen, daß Sie es so verkehrt nehmen würden, da W—z mein einziger Freund, mein einziger Umgang war?"

— Ich hatt' ihn bisher immer fest, aber ruhig angesehen. Jezt, da er schwieg, und W—z gierig auf meine Antwort lauerte, sagt' ich eben so ruhig und fest:

„Lassen wir vorerst die Absicht, warum Sie thaten, was Sie thaten. Aber können Sie mir leugnen, daß Sie mir fast bei jeder Unterhaltung Uebles, sehr viel Uebles von W—z sagten; daß Sie mich mehrmals fragten: wie ich doch mit einem solchen Menschen leben könne?"

W—z wurde feuerroth und unruhig auf

ſeinem Stul. Arrow bemerkt' es, und glaubte noch einmal wieder ſprechen zu müſſen.

„Madam; Sie hatten recht, mir oft über Ihr Gedächtniß zu klagen. Es hat Ihnen diesmal einen üblen Streich geſpielt. Gedacht mögen Sie wol ſo etwas haben: aber mir iſt es nicht eingefallen.“

„Nun; ſo muß ich wol zu dem lezten Mittel greifen, meinen Mann zu überzeugen. Ihre Handſchrift werden Sie nicht ableugnen können.“ —

Das muß ich Dir erklären. Ich erinnerte mich, daß mir Arrow einigemal geſchrieben hatte, wenn er mit W—z auf einer kleinen Reiſe war. Dunkel ſchwebte mir's auch vor, daß er mir wol etwas von dieſem, in ſeinem gewöhnlichen Ton, geſchrieben habe. Ich ſuchte unter meinen Papieren, und fand in einem ſolchen Billet die Stelle:

„Ihr Mann iſt immer der Alte; launigt, verdrießlich, finſter. Er ſaugt aus Allem Gift, gleich den Schlangen, ſo wie Sie aus Allem Honig, gleich den Bienen. Nie werd' ich begreifen, wie Sie mit einem ſolchen Unhold leben können.“ Dieß Billet hatt' ich auf den

Nothfall zu mir geſtekt; ich hofft' aber, daß es nicht nöthig ſeyn würde, davon Gebrauch zu machen. Wirklich war es auch nicht nöthig. Als ich es heraus zog, ſprang Arrow auf, und ſagte: „Nein; wir wollen es nicht zu weit treiben. Du weißt, W—y, wie ich ehemals verſtimmt war, wie mir die Welt erſchien. Ich verabſcheute Alles, mich ſelbſt. Ich lebt' in einer Art von Verrükung. Wer weiß, was ich damals zu ſchreiben fähig war. Meine Liebe zu Dir kennſt Du doch."

„Das iſt mir genug. Glaubſt Du es W—y, daß ich Dir nicht zu viel von Herrn Arrow geſagt habe, daß er wirklich viel Uebles von Dir geſagt hat?"

„Ja, liebe Aline; ich glaub' es." — Er umarmte mich. — „Auch Arrow hat manches Ueble von Dir geſagt, und hat Dir Unrecht gethan. Ich verbitte mir das in Zukunft, Arrow, und erwarte, daß Du meiner Frau mit der Höflichkeit begegneſt, die man jeder Dame, und noch mehr der Gattin eines Freunds ſchuldig iſt."

„Weiter bedarf es nichts." — Ich zerriß den Brief in kleine Stüke. — „Er ſoll bei

Keinem unter uns wieder eine unangenehme Erinnerung aufregen.“

„Das wird meine Gegenwart aber am Meiſten; ich werde Sie deßwegen bald von dieſem gehäßigen Anblik befreien,“ ſagte Arrow.

„Sie ſind nicht um meinetwillen gekommen; ich will auch nicht Urſache ſeyn, daß Sie unſer Haus verlaſſen. Was ich that, mußt' ich thun, wenn ich nicht meine ganze häusliche Glükſeeligkeit, die Einzige, die ich habe und wünſche, verlieren wollte. Sie werden in Zukunft alle Achtung und Aufmerkſamkeit gegen Sie finden, die ich dem Freund meines Manns ſchuldig bin.“

„Nein, Arrow, jezt mußt Du nicht weg gehen. Das ſäh' aus, als ob Du von meiner Aline beleidigt wäreſt; und das biſt Du nicht.“

W—z legt' auf das jezt einen Nachdruk, der mir auffiel, und Arrow auch, wie es ſchien. Wir brachen ab; Arrow entfernte ſich, und ich vermied es, mit W—z weiter über die Sache zu reden, ob er es gleich zu ſuchen ſchien. Seit dieſer Zeit iſt er höflicher gegen Arrow, aber auch kalter. Ich bin un-

gezwungen höflich und sogar freundlich; er ist verlegen, und weiß nicht recht, welche Rolle er spielen soll. Das beste ist, daß er sich viel auf seinem Zimmer aufhält, und einsame Spaziergänge macht. Ein solcher Dritter ist doch immer lästig, und fast Jeder, wenn er nicht Ein Herz und Eine Seele mit den beiden Verehelichten ist.

Ich danke Gott für den Ausgang, den die Sache genommen hat, und athme freier, wie nach einem Gewitter, dessen Näherung die Luft zum Ersticken schwül gemacht hatte.

Dank auch Dir, tausendfachen Dank, liebe Mine, für Deinen Rath.

Zwei und achtzigster Brief.

Mine Barchfeld an Aline W—g.

Niederwaldingen.

Ja wol — Gott sey Dank, daß das unglükliche Verhältniß nur so weit wieder hergestellt ist. Ich sage: so weit! denn ich muß Dir gestehen, daß ich zweifle, ob der stolze, harte, anmaaßende Arrow es dabei bewenden lassen wird. Du hast ihn gedemütigt, und das erträgt ein solcher Mensch nicht. Denke nicht, daß ich Deine Handlungsart mißbillige. Sie war Deiner ganz würdig, und Arrow nöthigte Dich dazu. Aber ich bin gewis, hättest Du Dich mehr einem gemeinen Weibe genähert: hättest Du hin und wieder die Höflichkeit bei Seite gesezt; hättest Du ihm Blößen gegeben: so verzieh' er Dir es eher. Aber jezt sieht er Dich weit über sich, und das macht einen solchen Menschen rasend. Ob Du wol gethan hast, den Brief zu zerreißen, wag' ich nicht zu bestimmen. Es war groß und edel

von Dir: aber bist Du ganz sicher, daß Arrow es nicht mißbrauchen könnte? Du hast die Waffen weggeworfen, durch die Du Dich immer vertheidigen konntest; wer verbürgt es Dir, daß Dich der stolze, und in seinem Stolz so bitter gekränkte Mensch nicht wieder anfallen werde, da er Dich wehrlos kennt? Wär' es ganz unmöglich, daß er nach einiger Zeit Deinen W—z doch wieder beredete, er habe damals nur die Sache nicht aufs Aeußerste treiben, Euren ehelichen Frieden nicht ganz stören wollen, und bloß deßwegen die Vorlegung des Briefs nicht abgewartet? Freilich wär' es sehr schwach von Deinem Mann, wenn er sich so etwas bereden ließ, da Du darauf bestandst, die Ausdrüke stehen in dem Brief, die Arrow leugnete: aber wer kann für eine Schwäche stehen, gegen Jemand, der einmal diese Schwäche kennt, sie zu nuzen weiß, und uns einmal imponirt hat? Liebe Aline; meine Erfahrung hat mich belehrt, daß man stolze, verkehrte Menschen durch Großmuth, die nicht verkannt werden kann, am meisten empört, und daß sie zur Verzweiflung gebracht werden, wenn sie selbst an dieser Großmuth nicht zweifeln kön-

nen, ſondern ſie in ihrem Innern ehren müſſen. Alſo ſey auf Deiner Hut. Beobachte beſonders Deinen W—z genau, ob keine feindſeelige Geiſter auf ihn wirken, und — am Beſten wär's, wenn Arrow gieng, was ich auch noch immer hoffe. Halt ihn nicht, wenn er gehen will. Sey nicht allzu großmüthig. Allzu ſcharf ſchneidet nicht, allzu ſpiz ſticht nicht, und allzu viel Großmuth iſt keine mehr.

Lebe wol und grüße mir Deinen Mann herzlich.

Drei und achtzigster Brief.

Selimar F. an seine Gattin, Kallione.

Heldau.

Endlich, endlich hab' ich einen Brief von Dir. Nein; das war zu arg, mich zwei Monate ohne Briefe zu lassen, die mir ja allein Deine Gegenwart ersetzen, mich für Dich schadlos halten können. Und wie kurz ist der Brief. Zwar weiß ich wol, daß es unbedeutend wäre, wenn Du mir die Opern nenntest, die Du besucht, die Ballette die Du gesehen, die Bälle auf denen Du getanzt hast; wenn Du mir erzähltest, wie oft Du in Tivoli warst; aber mit welchem Auge Du Alles sahst, wie Du davon urtheilst, was Du dabei dachtest und empfandest: das hätt' ich gerne gelesen. Ueber das Alles aber sagst Du nichts, als daß Dirs wol, unendlich wol sey. Das ist zwar recht gut, und ich nehme herzlichen Theil daran: aber davon hab' ich keinen Genuß. Es giebt meiner

Phantaſie zu wenig Steff, als daß ich mir die Bilder und Szenen vorführen könnte, die ich in meinem Inneren vor mir ſehen mögte. Zwar ſteht die lezte, die Du beſchreibſt, und ſehr lebendig darſtellſt, eben ſo lebendig vor mir. Ich kann aber nicht ſagen, daß ich ſie mir zu meinem Genuß willkührlich hervorrufen mögte. Ich weiß nicht recht, wie es iſt: aber mich befällt eine Verlegenheit, eine Aengſtlichkeit, die ich mir nicht zu erklären weiß. Ich werde ſchaamroth, wenn ich auch ganz allein bin. Es kommt eine Unruhe in mich, daß ich nicht gut in meinem Zimmer bleiben kann, ſondern hinaus muß. Ich hielt es Anfangs für einen Anfall von Eiferſucht: aber warum hätt' ich denn bisher nichts davon empfunden? Warum wär' ich denn ſo ruhig geblieben, wenn Du Stunden lang bei dem jungen Liefländer ſaßeſt, oder wenn Dich der Hauptmann Warmburg ſpazieren fuhr, und ich, wer weiß wie weit, voraus ritt? Ich blieb nur darum in der Nähe der Stadt bei dem Wagen, weil Du es ſo wollteſt. Indeß wollt' ich verſuchen, wie Andere es anſähen; -- nicht etwa alte Tanten und grämliche Hageſtolze, ſondern muntere

Männer und Weiber. Ich erzälte nur etwas davon in unſerem Kränzchen: aber Alle ſahen ſich an und lachten. Waldburg, der neben mir ſaß, klopfte mich auf die Schulter, und ſagte: „F., Du biſt ein guter Mann,“ mit einem ſo eigenen Ton, daß ich nichts weiter ſagen mogte. Deiner Freundin Rilant und Deiner Kouſine Syllmann las ich aber den ganzen Brief vor; ſie ſahen mich ſtarr an, und ſagten kein Wort. Ich fragte verſchiedenemal; aber offenbar mußten ſie ſich erſt zuſammen nehmen, ehe ſie mir antworteten. „So etwas thut man nur in Paris!“ ſagte endlich die Rilant. „Immer hat ſich doch Kalleone überall vom Strom mit hinreißen laſſen.“ — „Sie müſſen ihr ſchreiben, daß ſie kommt. Sie muß nicht länger dort bleiben, und wenn ſich keine anſtändige Gelegenheit findet, ſo müſſen Sie ſie abholen,“ fuhr die Syllmann etwas heftig heraus. Ich ſagte, das werd' unnöthig ſeyn, weil Du ohnehin mit Königsfeld im Früling zurükkommen würdeſt. „Sie muß nicht mit Königsfeld zurük kommen,“ ſagte die Rilant, und Deine Kouſine beſtätigte den Beſchluß.

Im Grunde, liebe Kallione, ſind' ich doch, daß ſie nicht ganz unrecht haben mögen. So unſchuldig und ſchön Alles war, was Du auf den Geburtstag eingerichtet haſt: ſo könnt' es doch leicht den Schein haben, als ob Du Königsfeld an Dich zu ziehen ſuchteſt. Man könnte Deine Kindlichkeit verkennen. Wenigſtens in der hieſigen Gegend würden alle Läſterzungen gegen Dich ſprudeln, und alle alte Jungfern tief über Dich ſeufzen. Ich ſelbſt ſind' es nicht für gut, daß Du länger in Paris bleibeſt, und bei Königsfeld im Hauſe lebeſt. Alſo ſuche Dir eine Gelegenheit, zurük zu kommen. Findeſt Du keine: ſo bin ich bereit, Dich abzuholen, ſo unangenehm mir der Aufenthalt in Paris ſein wird. Doch; Du wirſt ja wol ſorgen, daß er nicht lange dauert. Willſt Du dann nicht mit mir auf dem Lande leben, ſo leb' in der Stadt, und ich beſuche Dich von Zeit zu Zeit. Vielleicht können wir auch Beide in der Stadt leben. Ich habe Ausſicht dazu. Ich erwarte Deine Antwort mit der nächſten Poſt.

Vier und achtzigster Brief.

Emmeline Nilant an Kallione.

Holdau.

Ist es denn möglich, daß Leichtsinn so weit führen kann? — Ich kenne Dich nicht mehr, Kallione. Das Blut hat mir in den Adern gestokt, ich war nahe daran, mein Bewußtseyn zu verlieren, als mir Dein Mann Deinen lezten Brief vorlas. So etwas konntest Du thun, so Dich vor einer ganzen Gesellschaft preis geben, und das noch Deinem Mann schreiben? Schon war ich in meinem Innersten empört, daß Du bei einem unverheiratetten Mann im Hause lebtest. — Ein Mann zwischen 50 und 60 ist nicht sans consequence; und die Männer, die dafür gelten, sind schon von großer Consequenz gewesen, für Weiber, die sich täuschen ließen, oder getäuscht seyn wollten. Daß Du gar mit ihm nach Paris reisetest, war ganz unverzeihlich, und zeugt

laut von Deinen grenzenlosen Leichtsinn und von Deiner Dich ganz beherrschenden Eitelkeit. Aber daß Du Dich nun gar von allen ehrbaren Weibern vorsäzlich sonderst, durch Anzug, üppige Stellungen, und Dein ganzes Benehmen, eine Kleopatra giebst, zum Antonius — ich schäme mich, es zu schreiben — einen Mann aussuchst, der an Königsfeld erinnert, heißt das nicht, der ganzen Gesellschaft sagen: ich bin ihm, was Kleopatra dem Antonius war, und — wenn Du es noch nicht bist — — (Verzeih, wenn ich Dir Unrecht thue: aber warlich! man weiß nicht, wie weit Dich Leichtsinn und Eitelkeit gebracht hat.) — — sagtest Du nicht Königsfeld, auf die üppigste, unanständigste Art, Du wolltest es ihm werden; Königsfeld, mit dem Du in Einem Hause lebst, mit dem Du nach Paris gereiset bist, der Dich equipirt, herausputzt, — unterhält?? Seyest Du auch bis jezt noch so rein, Kallione; — nie ist eine Tugend mehr in Gefahr, als wenn sie an keine Gefahr für sich glaubt, keine Gefahr für sich möglich hält. Und bliebest Du es; wird und kann es die Welt glauben? Und kann Dir's aber gleich-

gültig seyn, wenn sie Dich — gerade heraus gesagt — für Königsfelds Mätresse hält? Ein Weib, das sich um das Urtheil des Publikums nichts mehr kümmert, ist kein Weib mehr. Wenn es einem Weib gleichgültig ist, ob sie ihren guten Namen verliert; so verdient sie, ihn zu verlieren, und alle die Folgen, die ein solcher Verlust herbeiführt, — daß ihr jedes ehrbare weibliche Wesen den Rüken wendet. Der weibliche Wolstand ist ein Zaun um die weibliche Tugend, und wehe dem Weibe, die ihn muthwillig zerreißt! Sie hat sichs selbst zu zuschreiben, wenn man ihre Tugend für zerstört hält, und wenn sie's wird. Das Betragen der Delphinen ist gewis nicht nachahmungswerth, und ihr Schikſal nicht beneidenswerth.

Sieh! das Alles ist die Folge von der Ueber-Toleranz, von dem: sich gehen lassen, was der Göze unserer genialischen Männer und Weiber in Romanen, und leider! auch im Leben ist. Dein F. war von jeher ein Phantasiemensch. Er lebt immer in der Vergangenheit, oder in der Zukunft, oder vielmehr in beiden zugleich. Etwas Angenehmes, ein Fest, das ihm bevorstand, genoß er vor-

aus, durch ſeine Phantaſie ſo ganz, daß es ihm nichts mehr war, wenn es wirklich kam. Du liebteſt von jeher die Gegenwart und lebteſt ganz in ihr. Ihr waret alſo ſehr verſchiedene Weſen. Jezt hätteſt Du Dich ihm aber nähern, hätteſt Dich manchmal in ſeine Phantaſien hineinbegeben, und ihn manchmal mit einem gegenwärtigen Genuß überraſchen ſollen. Beſonders war es an Dir, ihm Geſchmak einzuflößen für das gewöhnliche häusliche Leben, ohne den eine Ehe nie glüklich ſeyn kann. Mogte manchmal ein etwas romantiſches Feſt mit unterlaufen; er mußte ſich gewöhnen, auch ohne Feſt, des Lebens froh zu ſeyn. Und Du haſt Verſtand, Reize und Talente genug, um ihn dazu zu bringen. Wir ſprachen oft davon, ich rieth Dir ſo etwas, aber Du folgteſt nicht. Im Gegentheil! Ihr lieſet Euch Beide gehen. F. lebte immer mehr in ſeinen Phantaſieen, und Du befriedigteſt immer mehr und immer leichtſinniger Deinen unerſättlichen Genußdurſt. Natürlich wurdet Ihr Euch immer ferner, fremder. Ich ſchöpfte wieder Hoffnung, als Du Deine Agathe gebarſt. Aber was Euch hätte vereinigen ſollen, was ſchon tauſendmal

das lekerſte Eheband feſter zuſammengezogen, unglükliche Ehen ſogar glüklich gemacht hat, das trennte Euch. F. wollte immer nur mit ihr, wie mit einer Puppe ſpielen; Du wollteſt ſie recht frühe zu einer Dame erziehen. Er behauptete, Du verkünſteltest ſie, Du behaupteteſt, er verzöge ſie, und Ihr hattet Beide recht. Endlich — und das war der gänzliche Bruch Eurer Ehe — lebte F. auf dem Land, und Du in der Stadt. Ihr ſahet Euch ſelten, und wenn Ihr Euch ſahet, ſo war es auf die Art, wie die Fürſten ihre Gemalinnen ſehen, mit denen ſie längſt nicht mehr leben; auf einem gewiſſen, ſentimentalen Hoffuß, deſſen Werth man auf beiden Seiten zu würdigen weiß. — Doch will ich dieß von F. nicht ganz behaupten. Es iſt wol möglich, daß er ſich ſelbſt in dieſe Trennung eine Art von gefälliger Liebe hineinphantaſirt, die dem Andern keinen Zwang auflegen will, das ändert aber an der Sache nichts; denn Phantaſie iſt keine Wahrheit, und es bleibt ewig wahr, daß Menſchen gerne zuſammen ſeyn wollen, wenn ſie ſich lieben. Ja; Ihr ſchreibet Euch, von Zeit zu Zeit, zärtliche Briefe: aber das waren nur äſthetiſche Scrl-

übungen, und die Sentiments darin, glänzende Meßgewänder, die man für den einzelnen Fall hervorholt, und sie gleich wieder bei Seite legt, sobald sie ihren Dienst gethan haben. Dein Genußdurst wurde immer heftiger, je mehr Du ihn befriedigtest. Deine Genußfähigkeit wurd' immer stumpfer, je reicheren und mannichfaltigeren Genuß Du Dir verschafftest. Und wohin er und Dein Leichtsinn Dich geführt hat, siehst Du jezt, wenn Du noch irgend etwas sehen kannst. Von Allen, die Dich hier kennen, für eine Versunkene gehalten, selbst Deinem, bis zur Schaafartigkeit gutmüthigen Mann verdächtig, der allgemeinen Verachtung Preiß gegeben, übersätigt von Genuß aller Art, und doch durstiger darnach, wie je, — unfähig zum Genuß des stillen häuslichen Glüks, des Einzigen Dauerhaften, das es auf dieser Erde giebt; — und das Alles durch Deine Schuld! Wenn so etwas, das doch ganz wahr ist, das Du selbst als wahr anerkennen mußt, nicht vom Leichtsinn heilen kann: so giebt es kein Heilmittel mehr.

Doch; ich war Deine Freundin und bin es noch, und ich sage Dir die Wahrheit eben

Darum ſo derb, weil ich es bin. Ein Geſchwür, das ſo tief unter ſich gefreſſen hat, muß ganz aufgeſchnitten werden, wenn es heilen ſoll. Aber Du mußt die Heilung möglich machen; Du hauptſächlich mußt es heilen. Noch iſt Rettung für Dich möglich, wenn Du Dich ſchnell und ganz losreißeſt, Paris fliehſt, und Dich in die Arme Deines Mannes wirfſt, der Dich noch immer mit Liebe aufnehmen wird; wenn Du ihn allmälich von ſeinen Phantaſie-genüßen, von ſeinem Phantaſieleben abzubringen und ihm die Gegenwart angenehm zu machen ſucheſt. — O! Kalliope; was könnteſt Du mit Deinem Talent nicht? Warum wollteſt Du dies Talent, womit Du König'ſeld ſo reizeſt, nicht lieber brauchen, um einen Gatten zu beglüken, zu deſſen Beglükung Du Dich ſelbſt beſtimmt haſt? — Rilant ſagte mir, F. ſollte vom Land in die Stadt gerufen werden, er ſey an ein Kollegium in Minden beſtimmt, dort könnet Ihr die ſchöne Natur genießen und das Stadtleben zugleich. Du kannſt ihn nach und nach in Geſellſchaften ziehen; er wird durch ſein Geſchäft mehr an die Gegenwart gefeſſelt werden, und Du wirſt ihn mehr an Dich feſ-

ſeln. Die Macht der Gewohnheit, die Reize Deines Umgangs, der ſchöne Kreiß, den Du um Dich her verſammeln kannſt, wenn Du willſt, — das Alles wird ihm das häusliche und geſellige Leben wieder angenehm machen, an dem er den Geſchmak verloren hatte. Du ſelbſt, — glaube mir Koliene; — ſo ungewohnt es Dir Anfangs ſeyn wird; ſo ſehr Du ſie vermiſſen wirſt, die glänzenden Feſte, die prächtigen Ballets und das üppige Leben in Königsfelds Hauſe: Du wirſt im Innerſten Deines Weſens ruhiger, alſo glüklicher ſeyn, als Du jezt bei Deinem beſtändigen Jagen nach Luſtbarkeiten ſeyn kannſt. Eben dies Jagen nach Genuß zeigt ja, daß Du den wahren Genuß noch nicht gefunden haſt. Wer ſich immer um mehr, oder anderes Getränke bemüht, deſſen Durſt iſt ja noch nicht geſtillt! — Du weißt: ich habe lang' in Paris und mehrere Jahre in den glänzendſten italieniſchen Städten gelebt. Der Stand und die Lage meines Vaters war ſo, daß ich Zutritt in den beſten Zirkeln hatte. Anfangs war ich freilich von dem Glanze geblendet, von den raffinirten Feſten hingeriſſen und entzükt: aber bald fühl' ich unter all dem Geräuſch eine

gewisse Leere, die mich langweilte, und den bessern Theil meiner selbst unbefriedigt ließ. Meine Sinne und meine Phantasie hatten viel: aber mein Herz hatte nichts. Auf ein Herz war gar nicht gerechnet. Je mehr ich genoß, desto abgestumpfter wurd' ich für diese Art von Genuß; und ich kann Dich heilig versichern, daß ich jezt in meinem Haus, unter meinen Kindern, mit meinem Milant und im Kreise meiner Freunde, bei einer sehr einförmigen Lebensart glüklicher bin, als ich damals war. Innere Ruhe ist die Grundlage alles Glüks, und diese findet sich bei dem Herumtreiben in der sogenannten großen Welt nie. Also, liebe Rallione, wenn Dir Dein guter Name, Dein F., Deine Ruhe und Dein Glük noch lieb ist; wenn das Wort Deiner Emmeline noch etwas bei Dir gilt, das Dir sonst so viel galt: so eile zurük. Ergreife die erste, beste Gelegenheit, und komme zu uns. Hier weiß man wenig von Deiner abentheuerlichen Reise. Wird Dein F. nach Minden berufen, so bist Du dort so gut, wie gar nicht bekannt. Man wird Dich nach Deinem künftigen Betragen beurtheilen, und nicht nach dem vergangenen. Du

wirſt für eine unbeſcholtene Frau gelten; man wird Deinen Umgang ſuchen, und — noch Einmal, Du wirſt glüklich ſeyn. Sage mir bald, daß Du kommen willſt. Mir iſts, als ob ich Dich auf einem üppigen Maskenball in einem Champagnerrauſch wüßte, ſo lang' ich Dich in Paris, in Königsfelds Hauſe weiß.

Fünf und achtzigster Brief.

Kallione an Selimar F.

Paris.

Wie doch die kleinſtädtiſchen, engſinnigen Weiber meinen guten Selimar verſtimmen konnten! Ich gab Dir eine ſo herrliche Skizze für Deine Phantaſie, und ſtatt ſie auszumalen, erzälſt Du herum, was ich Dir ſchrieb, lieſeſt den Matronen in Deinem Kreiſe meinen, für Dich allein beſtimmten, von Dir allein recht verſtandenen Brief vor, horchſt auf das Urtheil der Perükenſtöke von Männern, der Frau Tanten und Frau Baſen, die ſich kaum von alten Zeiten her erinnern, wie man in der Welt lebt, aber eben ſo gut, wie ich, darin lebten, wirſt bedenklich, und bitteſt mich, — nach Haus zu kommen. Lieber Selimar; das wollt' ich gerne thun, beſonders da Du die Gefälligkeit haben willſt, mich abzuholen, was gewis ein großes Opfer iſt, das Du mir bringen willſt; aber ich bin überzeugt, daß Du es nicht

mehr willst, und wollen kannst, wenn ich Dir sage, wie jezt Alles hier steht. Es wird jezt eine neue komische Oper: les aubergistes de qualité von Dejouy, mit Musik von Catel, einstudirt, die äußerst unterhaltend seyn muß. Einige Schauspieler und Schauspielerinnen haben, in dem Hotel des Grafen verschiedene Szenen daraus gegeben, die mir eine unwiderstehliche Lust erregt haben, das Ganze zu sehen. Mit diesen Schauspielerinnen und Schauspielern, auch mit einigen andern, unter denen der schöne, unwiderstehliche Dürort ist, haben wir mehrere Partheien verabredet, die allerliebst seyn werden. Ueberhaupt ist der Umgang mit diesen so fein gebildeten, für Lebensgenuß ganz geschaffenen Menschen, hier am angenehmsten. Die Damen, meist Parvenues, sind steif, langweilig, ungenießbar, nehmen auch seit einiger Zeit einen Ton gegen mich an, den ich nicht ertragen kann. Schauspiel, Musik, Tanz und soupers fins werden abwechseln; es soll der Kehraus, das Dessert von unserem Aufenthalt in Paris werden. Das Alles müßt' ich versäumen, wenn ich jezt schon Paris verließe; und das wäre doch schade! Doch; ich wollt'

Dir das Alles aufopfern, wenn — Königsfeld nicht wäre. Ich ließ mich nur etwas davon merken, daß Du mich vielleicht früher abholen würdest, und er kam außer sich. Ich könne ihn nicht ärger kränken, sagt' er. Ob ich ihm denn alle Lebensfreuden rauben wollte? Ich lachte, und wis ihn auf die vielen Freuden, die er sich hier verschaffen könne. „Was soll mir das schönste Gemälde, die herrlichste Landschaft," sagt' er, „wenn mir das Licht fehlt, die Sonne, durch die ich sie allein sehen kann?" Wir kamen darüber in ein ordentlich sentimentalisches Gespräch, das ich weder ihm noch mir zugetraut hätte, sah aber daraus, daß ich ihn wirklich kränken würde, wenn ich jezt wegging. Und kränken mag ich, darf ich ihn nicht. Er hat mir so viele Freuden verschafft, und sinnt täglich darauf, mir neue zu verschaffen. Und ich sollt' ihm seine Gutmüthigkeit, seine ausgezeichnete Attentionen für mich, seine Freundschaft mit Undank lohnen? Und warum? Weil ein Paar beschränkte Weiber es unanständig finden, weil meine gute, aber übersätigte Milant darüber schmält, weil sich mein lieber, ängstlicher Selimar von einigen

Campagnards hat überreden laſſen, daß es einen üblen Schein gebe, daß ich bei Königsfeld ſey, der mein Vater ſeyn könnte. Ich ſoll alſo undankbar gegen einen edlen Freund ſeyn, um die ſteife, weibliche Etikette nicht zu beleidigen? Ich ſoll ſchlecht handeln, um nicht ſchlecht zu ſcheinen? Nein — Selimar; das mutheſt Du mir nicht zu. Laß mich hier bleiben, bis Königsfeld im nächſten Früling zurükgeht. Dann komm' ich zu Dir, und erklimme mit Dir Felſen und Berge, und ſehe, ſtatt der pariſer Oper, die Sonne untergehen, und wandle mit Dir im Mondſchein, und wir führen ein Duodrama auf, oder ein Schäferſpiel, das keinem weiland Gellertſchen nachſtehen ſoll. Nur mit dem Sonnenaufgang verſchone mich. Dann ſind meine Augen noch nicht aufgegangen. Ich würde der Sonne entgegen gähnen; und das würde Dir Deine Phantaſie für den ganzen Tag verderben. Auch mit Deinem Minden mußt Du mich verſchonen, worauf Du anſpielſt, und wovon mir Emmeline ſchreibt. Wie nur das vielgereiſete Weib den Aufenthalt in einem ſolchen Neſt ein Stadtleben nennen kann! Es iſt damit nicht einmal ſo, wie

Claudius von dem Thüringischen Wein spricht:

Gewächs, sieht aus, wie Wein;
Ist's aber nicht. — —

Es sieht nicht einmal aus, wie eine Stadt, und ist's noch weniger. Das westphälische Thor ist ganz hübsch, um einmal durchzufahren: aber es ist keine Pforte des Himmels, und die Weser keiner von den vier Flüssen zwischen denen das Paradies gelegen haben soll. Ja, wenn es noch Kassel wäre! Das, jezt so prächtige Kassel, in dem sich Paris abspiegelt, wie London in einem Panorama von zwanzig Schritten im Umfang. Dort giebt es doch noch französische Tänzer und Tänzerinnen, Oper und Bälle und Puz; und die Weiber schlagen nicht gleich die Hände über den Kopf zusammen, wenn ein Mann, der zu leben weiß, gegen eine schöne Frau artig ist. Nun; das Alles wird sich finden, wenn wir einmal vier Wochen Damälos und Pyllis gewesen sind. Das Beste ist, daß wir uns Beide nicht genuren, uns keinen Zwang auflegen; und dabei wollen wir bleiben. Freiheit ist das Leben der Liebe. Weder ein Sklave noch eine Sklavin ist zur

Liebe fähig, wenigſtens nicht gegen das Weſen, das ſie in der Sklaverei erhält. Hätteſt Du meinen Geſchmak; ſo lebteſt Du in Paris; und hätt' ich den Deinigen, ſo ließen wir uns im Haßlithal, oder am Genfer See nieder. Da dies aber nicht der Fall iſt; ſo lebe Jedes nach ſeiner Weiſe, und wenn wir uns ſehen, ſo gilt ein Tag für ein Jahr, — ſo vollauf genießen wir den Tag. Alſo — au revoir, mon chèr Selimar, im Mai des nächſten Jahrs. —

Sechs und achtzigster Brief.

Kallione an Emmeline Nilant.

Paris.

Neulich traf ich die kleine Berquin irgendwo, und als von Erfriſchungen die Rede war, fragt' ich ſie, ob ſie den Glace à l'Ananas noch immer ſo ſehr liebe. „O! das iſt ein abſcheuliches Eſſen," ſagte ſie, mit einer Miene, als ob ſie Rzabarber eingenommen hätte. „Ich habe mich ſchrecklich damit verdorben; Dir rath' ich darum, kein Löffelchen voll davon mehr zu nehmen." Ich lachte, und als Königsfeld kam, der es ſehr liebt, ließ ich davon geben, und aß einige Becher voll. Darüber las ſie mir gewaltig den Text, ſprach von Losſtürmen auf ſeine Geſundheit, von Verachtung ihrer Warnungen, von Lekerei und ihren gräßlichen Folgen — wie ein Buch. So hatte ſie aber nicht geſprochen, als ſie das Eis noch geliebe hatte. Du kömmſt mir gerade ſo vor,

liebe Emmeline. Als Du Dich in Paris, Rom, und Neapel herum triebst, wie Corinne in Kunst- und Natur- und Menschen- und Sinnesgenuß lebtest; da war das Leben in der großen Welt ein herrliches Leben, und Du fandst durchaus nichts Verderbliches daran. Aber nun, da Du es satt und übersatt bist, und Deine Kallione auch einmal nur einen Bissen davon genießen will, machst Du ein Aufheben davon, als ob der Weg nach Paris, der direkte Weg nach der Hölle wäre. Daß Du mit der ganzen trefflichen Sandbergischen Familie reistest, und Deine Reise dadurch in den Augen der Welt anständiger wurde, war nicht Dein Verdienst, sondern ein Glük. Hätte mir eine ähnliche Familie die Anerbietungen gemacht, die Dir gemacht wurden, ich hätte sie auch angenommen; oder hätte Königsfeld Familie, die ihn begleiten könnte: so wäre mir's auch recht, ob er gleich schwerlich so viel Attentionen für mich gehabt hätte, als jezt, da ich sein einziges Bijou, sein Solitaire bin. Aber überhaupt ists eine oft unleidliche Pedanterie mit Eurem weiblichen Wolstand. Es mag gut seyn, für junge Mädchen, damit sie nicht bei

den mißtrauischen Männern in Verdacht kommen, und desto eher eine gute Parthei finden. — Bekanntlich verdammen die Männer ohne Barmherzigkeit das, was sie sich selbst unbedingt erlauben; im Geist unserer Gouvernements; — aber ein gemachtes Weib bedarf diese Polizeigeseze nicht. Wie der gute Christ, ist sie sich selbst ein Gesez, und muß wissen, was sie zu thun und zu unterlassen hat, ohne ringsumher nach den steifen Matronen und scheelsüchtigen Jungfern zu sehen, ob sie ihre gnädige Genehmigung dazu geben, oder mit dem Kopf schütteln. Die Tugend des Weibs wird man doch durch solche Verpallisadirungen nicht bewachen wollen? Du weißt ja das bekannte Wort: eine Tugend, die bewacht werden muß, ist der Wache nicht werth. Dennehin steht eine verheiratete Frau nicht mehr unter der Vormundschaft des Publikums, sondern unter dem Schuz ihres Manns. Was er billigt, darf das Publikum nicht verbieten; und Du weißt, daß Selimar sehr zufrieden mit meiner Reise war. Daß ich Königsfeld an seinem Geburtstag eine Freude zu machen suchte, war doch sehr natürlich, da er mir schon so

viele Freude gemacht hatte. Daß es etwas recht Pikantes seyn mußte, wußt' ich, weil es was Anders, Gewöhnliches ihm, der schon so viel genoß, keine Freude gewesen wäre. Etwas für ihn Berechnetes aufzufinden, war Sache meines Geschmaks, meines weiblichen Sinns. Was hat doch die Moral da hinein zu reden? Ich dächte, sie müßte eher so etwas billigen, oder vorschreiben, als Werk der feineren Humanität! Was ich ihm Alles dadurch gesagt haben soll, das hast Du hinein exegisirt, wie unser alter Pfarrer Manches in die Parabeln hinein erklärte, woran gewis der, der sie vortrug, nicht gedacht hatte. Genug, daß ich ihm das nicht sagen, sondern ihm nur Freude machen wollte, — durch die Idee selbst, durch meinen Anzug, meine Figur, meine Stellung, — eben durch Alles, was ihm Freude machen konnte. Daß es ihn mehr elektrisirte, als ich gedacht hatte, ist wahr: aber welches Vergehen war es denn, daß er mich umarmte, daß ich auf seine Bitte in dem Kostüme blieb? Ein natürlicher Ausdruk seiner dunkbaren Freude, und eine natürliche Folge meiner Gefälligkeit. Und wär' er auch seit die-

ser Zeit ein wenig verliebt in mich; die Liebe eines fünfzigjährigen Manns ist ja doch im Grunde nichts anders, als Freundschaft. Und eine solche Magnetisirung erhöhet, belebt den Menschen; sie ist unterhaltend für beide Theile, wenn der Mann ein geistreicher, liebenswürdiger Mann und die Frau eine gescheidte Frau ist, wofür Du mich doch gelten lassen wirst. Man muß so etwas nuzen, so gut es thunlich ist, — in einer Welt, wo man doch nichts Besseres thun kann, als sich amüsiren, oder — schlafen. Auch das wirfst Du mir vor, daß ich in Königsfelds Hotel wohne, und an seinem Tisch esse; daß er für meine Garderobe gesorgt hat? Wirklich, Emmeline, mußt Du ganz vergessen haben, wie man in einer großen Stadt lebt, und was dort Wolstand heißt. Sollte denn der Graf mir etwa eine Chambre garnie mieten, und mich dort besuchen? Wär' ich denn nicht allgemein für das gehalten worden, wofür Du mich aus christlicher Liebe vermuthlich jezt schon hältst, für seine Mätresse? Jezt gelt' ich als eine seiner Verwandtinnen, ich habe mein eigenes Apartement, mein eigenes Kammermädchen; ich werde gefragt, ob

man zu Tiſch gehen ſolle; ich mache die Honneurs ſeines Hauſes, wenn er Fremde hat. Iſt das nicht anſtändiger? Und daß er auf eine feine Art für meine Garderobe ſorgte? — Mußt' er das nicht thun, wenn er mich in ſeine Zirkel einführen wollte? Glaubſt Du, daß man mit einem Perce- oder Mouſelinkleid darin erſcheinen könne, wie Ihr Euch einander einen Theebeſuch gebet? Daß man ſo lang' in Einem Kleid gehen könne, bis es in die Wäſche gebracht, und mit meinen Händen wieder hübſch glatt gebügelt wird? Oder ſollt' ich drei Viertel von Selimars Einkünften auf meine Garderobe wenden? Ich begreif' es, wie man in ſeinem Kreis, in ſeinen Umgebungen ſo eingewohnt, befangen, vergraben ſeyn kann, daß man ſich gar nicht herausverſezen kann. Aber dann muß man auch über nichts, was außer dieſem Kreiſe liegt, urtheilen wollen. Wäreſt Du zwanzig Jahre jünger, und lebteſt jezt in Neapel, dann wollt' ich mich auf Dein eigenes Urtheil berufen, und es würde ſicher ganz anders ausfallen, als jezt, da Du in Deinem kleinen Holdau vermatront und zuſammengeſchrumpft biſt.

Welch ein Brief! Tödliche Langeweile hab' ich gehabt, bis ich so weit gekommen bin. Ich habe darüber noch dazu das Konzert im Conservatoire versäumt. Das Opfer kannst Du mir hoch anrechnen; denn es giebt dort himmlische Musik, und Königsfeld ist hin, ein gefahren. Dafür hab' ich aber auch, hoff' ich, Deine weise, erbauliche Vorstellung in der Geburt erstikt, die man hier Jeremiaden, oder gar Kapuzinaden nennt, die ich aber nicht so nenne, weil ich weiß, daß Alles bei Dir aus einem freundschaftlichen Herzen fließt. Lebe wol! Vor Früling sehen wir uns nicht wieder.

Sieben und achtzigſter Brief.

Selimar F. an Kallione.

Holdau.

Nun, es ſey dann! Mir iſt's unmöglich, etwas zu erzwingen, was allein die Liebe geben muß, wenn es Werth behalten ſoll. Bleib' in Paris, bis Königsfeld auch zurük kommt; bleibe bei ihm, ſo lange Du willſt, und laß' Deinen Selimar einſam trauren. Ja, trauren, Kallione! Ich mag Dir's nicht verbergen, daß ich beſorgt um Dich bin, daß ich Dich vermiſſe, mich nach Dir ſehne, daß meine, ſonſt ſo glükliche Phantaſie, mir Bilder vorführt, die mir weh thun, die mich zum Theil empören, und die ich doch nicht los werden kann. Mein ſchöner, feſter Glaube an Dich wankt, und iſt manchmal ganz geſchwunden. Wie glüklich war ich an jedem Ort und in jeder Lage, als ich ihn noch hatte! Neulich fiel mir ein alter franzöſiſcher Roman in die Hände, le paysan perverti, ou les dan-

gers de la ville. Der Titel fiel mir auf, und ich durchblätterte ihn. Die Szene iſt auch in Paris. Ein junges, unverdorbenes Mädchen, von ſeltener Schönheit, kömmt dahin. Ein ſyſtematiſcher Lüſtling, ein Hippias nach dem neueſten Schnitt, hat den Bruder verdorben, und der Bruder verdirbt die Schweſter. Obgleich eine edle Frau, eine Madame Parangon ihr nicht nur die herrlichſten Grundſäze eingeflößt, ſondern auch ihr Herz für alles Gute und Edle erwärmt hatte; ſo verſinkt ſie doch nach und nach ganz. Luxus verweichlicht ſie; ihre Phantaſie wird mit fein-wollüſtigen Bildern angefüllt, ihre Sinnlichkeit wird aufgereizt. Dieſe aufgeregte Sinnlichkeit und Verführer verderben ihre Grundſäze, und ſo ſtirbt allmälich der beſſere Sinn ihr ab. Sie wird ſo verdorben, und verdirbt Alles rings um ſich her, ſo, daß ich die Geſchichte nicht zu Ende leſen konnte. Mache keine Anwendung von dem, was ich Dir hier erzäle; ich mache ſelbſt keine: aber die Geſchichte martert mich, ohne daß ich es will, oder vielmehr, die Marter drängt ſich mir auf, ſo ſehr ich mich anſtrenge, ſie los zu werden. Dazu noch, die Grund-

ſtze, auf die ſich jenes Mädchen bei ſeinem allmäligen Verfall ſtüzt, und die ſo viel Aehnlichkeit mit denen haben, die in Deinem muthwilligen Brief durchſchimmern; die, faſt unmerklich-kleinen Stufen, auf denen es herabſinkt; der nemliche Ort, die nemlichen Umgebungen! — Kurz: ich wollte, daß ich lieber eine alte Chronik geleſen hätte, als dies Buch.

Vor einigen Tagen war ich auch bei unſerer Auguſte in D. Sie iſt gut bei der Madame Servan; denn es iſt eine gute Frau. Ich glaube auch, daß ſie etwas lernt; ſie ſpricht ſchon ganz artig franzöſiſch. Aber doch — was iſt das Alles, wenn ein Kind weder Vater noch Mutter hat? — Unbeſchreiblich rührt' es mich, als ſie mich im Geſicht befühlte, ſtreichelte, und mich immer fragte: „Biſt Du es denn auch noch, Vater? — Ich ſah Dich ſo lange nicht!" Und als ſie gar nach der Mutter fragte, in einem klagenden Ton mir in's Ohr ſagte, Madame S. ſey recht gut; aber ſie mögte doch lieber bei der Mutter ſeyn; ſie habe die Mutter ſo lange nicht geſehen; ſie wiſſe gar nicht mehr recht, wie ſie ausſehe; warum ſie denn nicht gekommen ſey?

— Ob ſie denn in der großen Stadt ſo viel zu thun habe? — Kallione; da mußt' ich weggehen, um meine Thränen zu verbergen.

Indeß will ich mit dem Allem nichts, als Dir offen Alles ſagen, wie ich immer gethan habe.

Noch Einmal! Bleib' in Paris, ſo lange, bis Königsfeld zurük kommt. Bleibe bei ihm, ſo lange Du willſt. Was wollteſt Du auch bei einem gedrükten, ſchwermütigen Mann, deſſen Phantaſie jezt ſchwarz iſt, die vorher ſo roſenfarbig war? Das würde Dir übel ſchmeken, nach all den feinen Genüſſen an die Du Dich gewöhnt haſt.

Ach! dieſe unſeelige Phantaſie! Laß mich Dir nur Alles geſtehen. Was mich am Meiſten quält, iſt, daß ich mir's vorzuwerfen habe, wenn Du — — Dich ganz von mir trennſt. Warum zog ich dieſe Phantaſiegenüſſe den wirklichen vor? Warum lebt' ich entfernt von Dir, und wollte, daß Du entfernt von mir lebteſt? Warum dieſe unnatürliche Ehe, bei der jedes ganz nach ſeinem Geſchmak lebt, und dem Andern nicht nachgeben, gar nichts aufopfern will? Ich weiß es wol noch, daß

Du Dich Anfangs nach mir ſehnteſt, mich vielleicht gar liebteſt: aber Du biſt nun einmal für den Genuß der Gegenwart gemacht, und ich gab Dir keinen ſolchen Genuß. War auch ein ſolcher manchmal veranſtaltet; ſo idealiſirt' ich mir ihn vorher ſo, daß er mir unſchmakhaft vorkam, wenn ich ihn wirklich haben ſollte. Nach und nach gewöhnteſt Du Dich denn daran, ohne mich zu leben; wir führten eine Briefehe miteinander, und Du ſuchteſt Dir andere Genüſſe. Daran bin ich ſchuld. Aber glaube mir, ich werde hart dafür beſtraft. Als ich bei Dir ſeyn konnte, ſehnt' ich mich nicht nach Dir, und jezt, da ich mich nach Dir ſehne, magſt Du nicht bei mir ſeyn. So geht's, wenn man von dem geraden Weg der Natur abweicht. Sie rächt ſich, ohne ſich rächen zu wollen. Nur auf dem Weg, den ſie zeigt, iſt Ruhe und Zufriedenheit zu finden. Nur durch gemeinſchaftliches Tragen von Leid und Freuden wird eine Ehe zur Ehe. Wer dieſe kleine Laſten nicht tragen mag, die er mit einer Gattin zu tragen hat, dem wird eine weit ſchwerere aufgelegt, die er allein tragen muß.

Und nun zum Leztenmal! Bleib' in Paris, und auch hernach bei Königsfeld, so lange Du willst. Nie werd' ich Deinen Willen beschränken, aber immer werd' ich trauren um Deinen Verlust, der mir so gut wie gewiß ist.

Acht und achtzigster Brief.

Emmeline Nilant an Kallione.

Holdau.

Noch Einmal und zum Leztenmal verſuch' ich's, Dir als Freundin zu ſchreiben, Dich als Freundin zu warnen. Ja, zum Leztenmal! Hörſt Du auch dieſes Wort nicht; bleibſt Du auf Deinem verkehrten, allen Wohlſtand und alle Sittlichkeit höhnenden Sinn, bei Deinem unerſättlichen Genußdurſt, dem Freundſchaft, Gattenliebe, Mutterliebe, Alles aufgeopfert wird, bei der grenzenloſen Eitelkeit, die Dir's als höchſten Zwek des Lebens vorſpiegelt, zu gefallen, den Männern zu gefallen, bei dieſer unbegreiflichen, ſchwerlich anders als vorſäzlichen Verblendung, bei der Du nicht ſiehſt, oder nicht ſehen willſt, daß Königsfeld Dich liebt, wie ſolche Lüſtlinge lieben; daß er Dich zu ſeiner Mätreſſe machen und mit Dir leben will, — bis er Dich müd' iſt: ſbiſt Du ſchon

hingeriſſen und verſunken genug, um keinen Schritt zu thun, der Dich dem Verderben noch entreißen könnte, um Deine — laß mich das rechte Wort brauchen — infame und infamirende Lebensart fortzuſezen; nun, ſo kann ich nur noch für Dich beten, Dich von Herzen bedauern, fände ſich Gelegenheit, Dir dienen, aber Deine Freundin kann ich nicht mehr ſeyn.

Mit blutendem Herzen ſcheid' ich von Dir, Kallione; aber ich muß ſcheiden, wenn Du ſo bleibſt, wie Du jezt biſt, und wenn ich mir ſelbſt treu bleiben will.

Im Innerſten meines Weſens war ich empört, als ich Deinen lezten Brief las; aber die Empörung wandelte ſich bald in Wehmut; ein Strom von Thränen verſchaffte mir Erleichterung. Ach! es iſt ein ſchreckliches Gefül, eine geliebte Freundin an einer langſam tödtenden Schwindſucht hinſchmachten zu ſehen, und zu hören, daß ſie ſich gar nicht für krank hält. Aber glaube mir, ein noch weit ſchrecklicheres iſt es, den inneren Menſchen einer Freundin ſo langſam hinſterben zu ſehen, wenn ſie ſich für geſund und alle Geſunden für krank hält. Kallione, Du biſt nicht blos verwöhnt,

eichtſinnig, eitel, aller Sinnlichkeit hingegeben; elbſt die Grundſäze Deiner Sittlichkeit, Dein Gewiſſen, das Göttlichſte in Dir, iſt verdor- ben. Wie? Du wagſt zu ſagen, die Geſeze des weiblichen Wolſtands ſeyen Polizeigeſeze, nur für junge Mädchen ausgedacht, damit ſie das Mißtrauen der Männer nicht erregen und deſto eher eine gute Parthie finden? Alſo nicht um Unſchuld und Reinheit zu bewahren, zudringliche Männer im Reſpekt zu erhalten, gefährliche Gelegenheiten mit Sicherheit zu ver- meiden? Jene unleugbare, durch tauſend trau- rige Erfahrungen beſtätigte Wahrheiten: Gele- genheit macht Diebe und Verbrecher überhaupt; Wer ſich in Gefahr begiebt, kommt leicht um in der Gefahr; Eine geſtattete Freiheit führt leicht zu einer andern; Ein Funke kann ein ganzes Haus entzünden, — ſie hörten alſo auf, Wahrheiten zu ſeyn, weil Du die Geſeze des Wolſtands drükend findeſt? Es wär' alſo nicht wahr, daß die Männer ſich zeben Freihei- ten nehmen, wenn man ihnen Eine geſtat- tet; daß ſie zu einer Umarmung ſchon ein Recht zu haben glauben, wenn man ihnen ei- nen Kuß erlaubt; daß die Lüſtlinge — und

giebt es viele, die es nicht sind, in der großen Welt? — uns weniger achten, in dem Maße, wie wir weniger auf weiblichen Wolstand halten; und daß sie immer zudringlicher werden, wenn sie uns nicht achten? Daß Eine Verlezung des weiblichen Wolstands nothwendig zu einer andern, noch größeren führt? Nein; kein Anderer soll die Tugend bewahren, aber sie sich selbst; und unter Andern, durch Befolgung alles dessen, was zum weiblichen Wolstand gehört. Sieh um Dich her, wo die meisten Verführten, Gefallenen sind, — da, wo man noch streng auf weiblichen Wolstand hält, oder da, wo er nicht mehr geachtet wird. Oder wären etwa nicht die Sitten verdorbener, unter Euren sogenannten gemachten Weibern, oder in solchen Ständen, die sich von den Gesezen der Weiblichkeit losgemacht haben, als unter den jungen Mädchen und in anderen Ständen, die sie noch sorgfältig beobachten? Gewöhnt man sich nicht nach und nach, an eine gewisse freie Lebensart, an freien, immer freier werdenden Umgang mit Männern; und weiß man bestimmt voraus, wie weit diese Freiheit führen wird? Ein weibliches Wesen, das die

Schranken des weiblichen Wolſtands wiſſentlich überſchreitet, wo ſie auch etwas eng ſind, zeigt ja, daß ſie nicht Herr ihrer Neigungen iſt, oder nicht ſeyn will, daß ihr an Befriedigung ihres Genußdurſts mehr, als an ihrem guten Namen liegt; — litt' auch ihre Sittlichkeit nicht unter der Verlezung des Wolſtands, — werden ſich nicht alle Weiber, die noch auf ihren guten Namen halten, von einem Weibe zurükziehen, daß ihn preis giebt, und es für hohe Aufklärung hält, ihn preis zu geben? Wird und muß ſie nicht ſchon ſchlechter werden, wenn die ehrbaren Weiber ihre Geſellſchaft meiden, und wenn ſie blos zu Männergeſellſchaft oder zum Umgang mit verſchrieenen, meiſt auch ſittenloſen Weibern verdammt iſt? „Böſe Geſellſchaft verdirbt gute Sitten.“ — „Sage mir, mit wem Du umgehſt, ſo will ich Dir ſagen, was Du biſt!“ — „Wie Dein Du, ſo wird auch ewig Dein Ich ſeyn!“ — Das ſind Ausſprüche, die ſich ſeit Jahrhunderten, ohne alle Ausnahme beſtätigt haben. Wenn Du noch mit ruhigem Ernſt auf Dein Leben ſeit einigen Jahren zurükblikken kannſt; ſo wirſt Du die Wahrheit aller dieſer Vorſtellungen bei Dir

selbst empfinden, und Du kannst Dich wenigstens überzeugen, daß es keine Kapuzinaden sind. Du handeltest gegen den weiblichen Wolstand, und gegen Deine Pflichten, als Du Dich — nicht auf sechs, acht Wochen, sondern auf Jahre, von Deinem Mann entferntest. Eine solche äußere Entfernung zieht immer eine innere nach sich, die weit schwerer, als jene äußere gehoben werden kann. Dies und Deine Eitelkeit und Dein Genußdurst brachte Dich dahin, zu einem unverheirateten Mann ins Haus zu ziehen, der nicht Dein Vater, und nicht einmal Dein Verwandter ist, der auch Deiner Pflege nicht bedurfte. Dein Kind, das von der Mutter erzogen werden sollte, mußt' in eine Pension gesteckt werden, damit Du ungestört bei Königsfeld Deinem Vergnügen leben konntest. Eine Reise nach Paris, allein mit Königsfeld, wurde Dir vorgeschlagen, — nach Paris, dem Mittelpunkt aller Vergnügungen. Du stuztest; ein schwer zu vertilgendes Gefül regte sich in Dir, daß das doch unschiklich sey. Allein die Sucht, auch dort zu glänzen, die feinsten Vergnügungen dort voll auf zu genießen, Königsfelds Zureden,

seine Schmeicheleien, Vorspiegelungen, — das Alles war Dir zu ſtark. Du wollteſt einen Ausweg treffen; wollteſt Dein Gefühl beſchwichtigen, und ſchriebſt an Deinen Mann, ob er nichts dagegen habe. Er war ſchwach und phantaſtiſch genug, es Dir zu erlauben. Jezt warſt Du in den Feſſeln des Uebelſtands, weit drükender, als die, des weiblichen Wolſtands. Du warſt genöthigt, in dem Hotel des Grafen zu wohnen, Dich von ihm unterhalten zu laſſen; genöthigt, eine Garderobe von ihm anzunehmen; genöthigt, ihm iede Gefälligkeit zu erweiſen, Annäherungen von ihm zu dulden; genöthigt, ihm in ſeinem eigenen Haus eine Fete zu geben, wie die Frau vom Hauſe; — halb genöthigt und halb hingeriſſen von Deiner Eitelkeit, die höchſt unanſtändige Rolle zu ſpielen, Dich von ihm öffentlich umarmen zu laſſen, und wer weiß, wozu Du noch alle genöthigt und hingeriſſen wurdeſt, genöthigt und hingeriſſen werden wirſt. Frage Dich ſelbſt, ob Dich Königsfeld, auch wenn Ihr allein ſeyd, noch mit der feinen Achtung, mit der Delikateſſe behandelt, wie von Anfang!! — — Jezt biſt Du

ſchon ſo weit gekommen, daß es keiner Nöthigung bedarf, daß Du freiwillig in Paris bleibſt, bis Königsfeld weggeht, obgleich Dein Mann ſehnlich wünſcht, daß Du früher weggehen mögteſt, und Dich ſelbſt abholen will. Jezt vertheidigſt Du ſogar Dein ganzes Betragen, ſezeſt Dich darüber hinaus, daß Du gegen den Willen Deines Manns bleibſt, was vorher Deine einzige Entſchuldigung war, und ſpotteſt Deiner Freunde, die Dich warnen. Dein Umgang beſchränkt ſich auf Schauſpieler und Schauſpielerinnen, weil ſich andere Weiber von Dir zurükgezogen haben. Schreibſt Du ja ſelbſt Deinem Mann, daß ſie Dich mit einem unleidlichen Stolz behandelten! Sie thaten's ja von Anfang nicht. Warum jezt? — Natürlich, weil ſie Dich für eine femme entretenue halten, was Du auch der ganzen Welt wenigſtens ſcheinen mußt.

O! Kallione, was iſt aus Dir geworden! Wozu hat Dich Leichtſinn, Eitelkeit, Genußwut und eine unſelige Phrynen-Freigeiſterei gebracht! Blut mögt' ich weinen, wenn ich mir das unſchuldige, harmloſe, naive, liebe Mädchen denke, das ſo ſelig wandelte in ſeinem

Paradies. — Doch, Du wirſt dies wieder Jeremiaden und Kapuzinaden nennen. Indeſſen, ſey ruhig. Wenn auch dieſe meine lezte Warnung nichts bei Dir wirkt; wenn Du die Stimme Deines beſſeren Inneren ſo weit erſtikeſt, — denn ich bin ſehr ſicher, daß noch etwas in Dir iſt, das mir recht giebt: — ſo will ich Dich nicht mehr damit beſchweren. Aufgedrungener Rath iſt kein Rath, aufgedrungene Warnung, keine Warnung mehr. Du biſt, als Freundin, für mich geſtorben, und ich werd' um Dich trauern, wie man um eine Verſtorbene trauert. Deine Antwort, oder Nicht-Antwort wird entſcheiden.

Neun und achtzigster Brief.

Külthal an Theophan.

Lindenfeld.

Nach Ihrer Menschenkenntniß, verehrungswürdiger Mann, werden Sie es für ein gutes Zeichen halten, daß ich Ihnen so lange nicht schrieb. Sie nehmen mich, wie ich bin; daß ich Glauben genug an Sie habe, um Ihnen meine Zweifel vorzulegen, wenn ich deren habe, die mich beunruhigen, und mit denen ich nicht fertig werden kann. Sie wissen aber auch, daß ich zu bescheiden bin, um Ihnen Ihre Zeit zu rauben, ohne Noth. Und wirklich ist es so! Ich bin bisher mit meiner Bibel recht gut zurecht gekommen. Wenn ich hier und da eine Stelle nicht verstand; so ließ ich sie liegen und las fort. Oft wurde sie mir in der Folge verständlich, durch Vergleichung mit mancher Erzählung, oder mit manchem andern Ausspruch, durch Beobachtung der Natur, oder meines eigenen Herzens, oder es gieng mir plözlich ein

Licht über ſie auf, ich wußte ſelbſt nicht, wie? Schien mir etwas widerſinnig, oder offenbar unrichtig: ſo erinnert' ich mich, wie vieles mir eben ſo geſchienen hatte, was ich doch jezt als Wahrheit erkenne. Dagegen gab mir das Meiſte ein Licht, einen Aufſchluß, eine Beruhigung, die ich anderswo noch nicht gefunden habe. Indeß kann ich mich in Manches noch nicht finden, was ich Ihnen vorlegen muß, und worüber ich Ihre Belehrung erwarte, die mich ſchon ſo oft wirklich belehrt hat.

Einmal weiß ich nicht, was ich aus manchen Weißagungen, und aus Manchem machen ſoll, was man als Vorbilder angiebt. Die Weißagungen werden auf Jeſus gezogen, und ſind doch offenbar weit früher erfüllt. Manchmal wird es auch beſtimmt geſagt, daß ſie früher erfüllt werden ſollten. Ihnen brauch' ich keine Beiſpiele anzuführen. Sie ſind Ihnen ohnehin bekannt. Und die Vorbilder! Mich dünkt, man kann Alles zu Vorbildern machen, wenn man ſo deuten will, wie manchmal die Apoſtel deuteten. Die Perſonen dachten, redeten, handelten, nach ihrem Charakter, nach den Umſtänden und Umgebungen, ohne etwas an-

ders seyn zu wollen, als was sie wirklich waren. Es wurden Veranstaltungen getroffen, Einrichtungen gemacht, zur Bildung der Juden, die ich, besonders nach der Lektüre von Heß, für sehr zwekmäßig erkenne. Wozu war es nöthig, daß diese Einrichtungen noch Vorbilder seyen, auf Jesus, oder auf etwas, das Beziehung hatte auf Ihn? Und wie konnten sie es seyn, da sie Niemand dafür erkannte, als bis die Sache selbst da war? Das versteh' ich nicht.

Und dann ist mir auch in der Sittenlehre der Bibel Manches noch anstößig, wenigstens dunkel, wie dadurch der Mensch zu reiner Sittlichkeit gebildet werden kann. In den älteren Schriften, vor Jesus, sind die Beweggründe zum Guten und die Abhaltungsgründe vom Bösen, lauter Belohnungen und Strafen, die fast immer auf irrdisches Glük, oder Unglük gehen. „Gesegnet wirst du seyn in deinem Haus, in deinem Feld, in deinem Weinberg, wenn du die Gebote Gottes hältst; Fluch wird über dich kommen, und über dein Haus, deinen Aker, deinen Weinberg, wenn du sie übertrittst;" das ist die gewöhnliche Sprache der

damaligen Gottesgesandten. Und selbst in den Reden Jesus und seiner Apostel, finden sich viele Winke, — zwar nicht auf irrdisches Glük, aber doch auf ein künftiges. Wird aber der Mensch blos zur Ausübung des Guten bewogen, weil es belohnt wird, oder vom Bösen abgehalten, weil Strafe darauf folgt: so handelt er aus Furcht und Eigennuz. Und das sind doch keine edle Triebfedern der Sittlichkeit. Ich will nicht sagen, daß der Mensch immer tugendhaft seyn soll, blos um der Tugend willen. Das wird wenigstens im Anfang nicht gehen. Aber ich meine, er solle doch auch nicht immer fragen: was wird mir für meine Tugend? — Ist er ja ohne alle Belohnung schon schuldig, Gott zu gehorchen! Geben Sie mir doch Aufschluß darüber. Es macht mich zwar im Allgemeinen nicht irre in meinem Glauben an die Bibel. Ich fand gar zu viel Licht, Aufschluß, Beruhigung und Trost darin; aber es kann mich doch manchmal etwas beunruhigen, und es beschämt mich, wenn Andere, um der Vorbilder wegen, mit einer gewissen Verachtung von dem Kopfe der Apostel, oder wegen

der Belohnungen und Strafen, zweideutig von der hohen Sittenlehre Jesus reden. All diese Bibelmenschen sind meine Freunde worden; und wer mag es leiden, wenn Freunde in unserer Gegenwart getadelt werden, und man sie nicht rechtfertigen kann? — Die Entschuldigungen, die man für sie beibringt, und die leider! oft von Theologen beigebracht werden, — von den Fehlern ihres Zeitalters, von dem geringen Grad der Aufklärung in Palästina, von der Perfektibilität der Religion und auch des Christenthums, — sie sind mir noch ärgerlicher, als der Tadel selbst. Wie könnte denn die Bibel Gottesoffenbarung für uns seyn, wenn wir über den Plan Gottes, zu religiöser Bildung der Menschen, aufgeklärter wären, als die Leute, durch die sie uns kam? Wenn der Schüler Sprachen und Wissenschaft besser versteht, als der Lehrer; wenn der Kranke die Natur der Krankheit und der Arzeneien besser kennt, als der Arzt: so kann der Schüler sein eigener Lehrer, und der Kranke sein eigener Arzt seyn. Wenigstens ist ihnen kein anderer Lehrer und Arzt nöthig. Wenn man die Gesetze und Privilegien eines Regenten, die uns

nicht nach Sinn wären, so rechtfertigen, und nach seiner höheren Weisheit drehen und deuten wollte; was würde man dazu sagen? Aber mit Gottesoffenbarungen soll es angehen! Man will erst Weisheit hinein, und Aberglauben heraus erklären; dann macht man ihr doch noch tiefe Komplimente, und wirft mit „göttlich" um sich, freilich, wie man von dem göttlichen Göthe, oder Schiller, oder Cherubini, oder Kanova spricht. — Nein; dafür hör' ich's lieber, wenn Jemand geradezu sagt: ich halte nichts von der Bibel! Es ist ein altes Buch, das viel Wahres, Gutes für frühere Zeitalter enthält, auch, hin und wieder, manche alte Traditionen enthalten mag: aber für uns ist es nichts. Fichte, Schelling, Jakobi, Sokrates, Plato, Mark Aurel müssen unsere Bibel seyn. Das ist doch konsequenter. Doch; ich weiß, Sie geben mir solche Aufschlüsse nicht; entweder bessere, oder gar keine. Ich erwarte sie sehnlich.

Neunzigster Brief.

Theophan an Külthal.

Brukholm.

Und wenn ich Ihnen nun wirklich keinen Aufschluß über Ihre Skrupel geben könnte, lieber Külthal? Wirklich ist es nahe daran. Wenn Sie kein Aufschluß aus dem Geist der ganzen Bibel anspricht; wenn es Ihnen nicht daraus vorschwebt, mit welchem Blik die Schüler Jesus auf die älteren heiligen Schriften sehen, welche Empfindung bei Allem, was Sie lasen, oder sich erinnerten, in ihrem Herzen, welches Bild in ihrer Phantasie war, wenn es sich Ihnen nicht aufdringt, wie Jesus leiten, lenken, erziehen wollte, wie und durch welche Mittel Er seine Anhänger wirklich erzogen hat: so werd' ich Ihnen wenig sagen können. Man kann Einem das nicht, wie ein mathematisches Problem beweisen, die Ergüsse der Apostel nicht in eine regelrechte Abhandlung mit gründlichen

Citaten verfaſſen; es will gefühlt ſeyn, oder man verſteht kein Wort davon.

Lieber; es iſt Liebe, nichts als Liebe und nur Liebe, die Alles — nicht gerade verſtändlich, aber fühlbar macht. Liebe, Liebe zu ihrem Herrn war es bei den Evangeliſten und Apoſteln, daß ſie in Allem Ihn ſahen, Alles auf Ihn bezogen, in Allem Anſpielung auf Ihn, Vorbild von Ihm fanden. Und iſt das nicht jeder Liebe natürlich? „tant, qu'on ne voit, qu'on n'éprouve rien, que par un autre,“ ſagt die geiſtreiche Stael von der Liebe, „l'univers entier est lui, sous des formes differentes; le printems, la nature, le ciel, ce sont les lieux, qu'il a parcourus.“ Der Liebende ſieht überall außer ſich, was er allein in ſich, in ſeinem Herzen trägt. So war es mit Jeſus Schülern. Alles Große war ihnen ſchwacher Schattenriß von Ihm, dem Großen; Alles Liebenswürdige Sachbild von Ihm, dem Liebenswürdigſten. Wer nicht liebt, der denke nur nicht daran, die Evangeliſten und Apoſtel zu verſtehen; am wenigſten Johannes. Das liebende Herz verſteht ihre Ausſprüche beſſer, als der gründlichſte Exeget.

„Also sind die Vorbilder, als solche, blos von den Anhängern Jesus gedacht?“ werden Sie vielleicht sagen. „Sie existirten blos in der Phantasie, in dem Scharfsinn dieser Leute?“

— Nichts weniger! Sie existirten in ihrem Gemüth, in ihrem ganzen Wesen. Die Quelle davon, war ihr liebendes Herz.

Aber dies liebende Herz öffnete ihnen auch die Augen, daß sie in den Geist der früheren Führungen blikten, und die Aehnlichkeiten mit der Führung Jesus fanden. Im Ganzen genommen, gehen die eigentlichen Zöglinge Gottes und das Zöglingsvolk, die Juden, einerlei Gang. Immer Niedrigkeit und Größe, Verachtung und Verehrung, Erniedrigung und Erhöhung. Immer Wirken und Leiden und Herrlichkeit, in schöner Wechselwirkung. Immer abwechselnd tiefe Verborgenheit und glänzendes Hervortreten; immer Geruch des Todes zum Tode, für Manche, und Geruch des Lebens zum Leben, für Andere. Immer kam durch Jeden zu Tage die schöne Verbindung zwischen dem Göttlichen und Menschlichen in ihm, und durch Jeden, die Würde und der Verfall der

menſchlichen Natur, und das Göttliche und Sataniſche, außer ihm. Es gab ein Aegypten, einen Durchgang durch das rothe Meer, eine Wüſte und ein Kanaan für Joſeph und Moſes und David, wie für Jeſus; in dieſem Blik konnten alſo die Apoſtel allerdings ſagen: Jezt wurde an Jeſus erfüllt, was dort mit Joſeph, Moſes, David, oder mit der jüdiſchen Nation geſchah. Gott reproduzirt ſich in der Bibelgeſchichte, wie in der Natur.

Endlich gab es auch Veranſtaltungen und Menſchen, die offenbar auf Jeſus hindeuteten, und vorbereiteten, hindeuten und vorbereiten ſollten. Ihre Beſtimmung war, im Kleinen ſo zu leiten, zu bilden, zu erziehen, wie durch Jeſus im Großen geleitet, gebildet, erzogen werden ſollte, an Ideen, an eine Handlungsart Gottes, allmählich zu gewöhnen, die in der Folge durch Jeſus ausgeführt ward. Die Repräſentanten Gottes wirkten hin auf den größten Repräſentanten, die Opfer der Iſraeliten auf das größte Opfer, die vielen Geſandten Gottes auf den größten Geſandten. Sie waren Vorbilder, wie Schneeglökchen und Veil-

chen Vorbilder ſind, von der ganzen Blumenflur und Frülingspracht.

Ich hoffe, Sie verſtehen mich.

Ihr anderer Zweifel iſt ſehr leicht zu heben, wenn man die Bibel kennt, nicht wie ſie in Syſtemen geformelt wird, ſondern wie ſie ſich ſelbſt in Thatſachen giebt, und die menſchliche Natur, — nicht wie ſie manche Philoſophen ſezen, ſondern wie ſie wirklich iſt. Allerdings redet die Bibel viel von Strafen und Belohnungen, hier und dort: aber ſoll ſie nicht? — Wurde denn je ein Kind anders erzogen, ſo lange, bis es zu höheren Empfindungen fähig war? — Wird der verderbene Menſch auf Einmal, durch einen Sprung, ein ſittlicher Menſch? Wir Alle kennen die Macht der Gewohnheit. Durch Furcht vor Strafen und Hinblik auf Belohnungen ſoll nur der Menſch vorerſt von laſterhaften Fertigkeiten abgewöhnt, an Beobachtung gewiſſer Geſeze gewöhnt werden. Das heißt aber noch nicht Sittlichkeit; es iſt nur Vorbereitung zu Sittlichkeit. Zugleich ſieht der Menſch, wie er ſich zu manchem Guten zwingen muß; wie er manches Böſe kaum unterlaſſen kann, wie verder-

ben alſo ſeine Natur iſt. Er mögte anders werden, mögte den inneren Kampf los ſeyn, mögte zu Harmonie kommen mit ſich ſelbſt. Jezt geht erſt die Chriſtliche Beſſerung an. Durch zuvorkommende Liebe Gottes und Jeſus, wird dankbare Liebe und Zutrauen zu Jeſus in ihm geweckt, und jezt — beweiſet Jeſus nicht mehr, droht und verheißet nicht mehr. Er ſagt nur: thuet das! Unterlaſſet jenes! Und der Chriſt folgt ihm auf ſein Wort, wie das gute Kind dem Worte ſeiner Mutter folgt. Er folgt Ihm aus Zutrauen und Liebe. Und ſind das nicht die reinſten Quellen, aus denen das Gute fließen kann? Wenn der Menſch etwas thut, weil er aus Gründen einſieht, daß es ihm, auch nur moraliſch, vortheilhaft ſey: ſo handelt er doch immer um ſein ſelbſt willen; thut er aber etwas, weil es ein Weſen wünſcht, das er liebt: ſo handelt er ohne Rükſicht auf ſich. Selbſt dann, wenn der Menſch das Sittengeſez erfüllt, um dieſes Geſezes willen, was doch der, noch nicht auf einen hohen Grad gebeſſerte Menſch, gewis nicht thun wird und kann: ſo bleibt doch der innere Streit. Sein Geſchmak, ſeine Neigung iſt

noch nicht gewonnen; er ist noch nicht versöhnt mit sich selbst. Durch Liebe wird er's aber. Er hat jezt Geschmak am Guten, weil der Gegenstand seiner Liebe gut ist. Ihn ekelt das Böse an, weil es der Geliebte nicht mag. Jezt erst ist Einheit in sein Wesen gekommen. Könnt' auch wol eine Wirkungkart natürlicher seyn? Jesus verähnlicht den Menschen sich selbst durch Liebe, wodurch sich der Mensch so leicht und gern dem Geliebten verähnlicht. Daß die Folgen des gut christlichen Sinns gut sind; daß sie den Christen zu voller Glükseeligkeit führen; das verunreinigt seine Sittlichkeit nicht, weil er nicht daran denkt, darum nichts thut und unterläßt, sondern nur lieben und Liebe zeigen will, und weil ihm dies so natürlich wie das Athmen ist. Nicht die Glükseeligkeit, als Folge der christlichen Tugend, kann den Christen verunreinigen, sondern blos der beständige Blik darauf; so wenig es die wahre Liebe verunreinigt, daß sie oft den Menschen glüklich macht, weil der Liebende nicht sich, sondern nur den Gegenstand seiner Liebe glüklich machen will. Zweifen Sie etwa, ob ich

uch den Sinn Jesus richtig dargestellt habe; o durchdenken Sie nur die bekannte Parabel, on den Arbeitern im Weinberg. (Matth. 20.) Die, die den ganzen Tag gearbeitet hatten, ekamen offenbar nur den akordirten Lohn, weil sie ihn bedungen hatten, und die Späte- en wurden offenbar diesen gleich gesezt, weil e nicht auf Lohn gesehen, nicht nach Lohn ge- agt hatten.' Alles was in dem Kanti- h e n Moralprinzip richtig ist, liegt schon i dieser einfachen Parabel. Dieser Geist des hristenthums ist auch so bekannt, daß selbst ie Frau von Stael, die man gewis nicht be- ochen für das Christenthum glauben wird, in rer gehaltreichen Schrift: de l'influence es passions sur le bonheur des indivi- us et des nations, sagt: „Quand le rai chrétien s'est acquité de ses devoirs, on bonheur ne le regarde plus; il ne informe pas, quel sort lui est échu; il e sait pas, ce qu'il faut désirer ou raindre; il n'est certain, que de ses de- oirs." Ich leg' Ihnen einen Aufsaz bei, den zu anderem Zwek, in einigen guten Stun-

den entwarf, der Ihnen die ganze Besserungsart des Christenthums psychologisch darstellt, und Ihnen zeigen kann, daß Liebe das Prinzip, die Feder, das Herz des ganzen Christenthums ist. Leben Sie wol.

Der Chriſt,
gebildet und beſeeligt durch Liebe.

1.

Jeſus und ſeine Geſandten verkündigen mir eine Liebe, die all mein Denken und Erwarten, wie weit! überſteigt. Gott — hat — die Welt — ſo geliebt, — daß Er ſeinen Einzigen Sohn — für ſie — hingab, damit Alle, — die an Ihn glauben — nicht verloren werden, — ſondern zu ewiger Glükſeeligkeit gelangen!*) — Ich weiß nicht, wie ich dieſe Worte je hören und leſen konnte, ohne daß ſie mein Innerſtes in Bewegung ſezten, und alles in mir aufregten, was Liebe fülen und Liebe mit Liebe erwidern kann.

*) Joh. 3, 16.

Mir iſt's, als ob ich ſie zum erſtenmal läſe, und jedes Wort geht mir zu Herzen, wie kein anderes Wort. Gott, der Große, Erhabene, Reine, der Beherrſcher von Allem, was ich ſehe und nicht ſehe, von allen Welten, die ich ahne und nicht ahnen kann, hat die Welt, alſo auch mich, geliebt, geliebt! — Hat gegen mich empfunden, was ich gegen mein Kind empfinde. Was ſag' ich? all meine Vater- und Mutterempfindung in der Welt iſt nicht zu vergleichen mit der Vaterempfindung, die ſich ſo äuſſerte. Das Liebſte, Koſtbarſte, was Gott hatte, was Er, der Beherrſcher unzäliger Welten, nur Einmal beſaß, — das Näheſte ſeines Weſens, — Ihm ſo nahe, wie der einzige Sohn ſeinem liebenden Vater iſt, — das hat Er hingegeben, — ja wol hingegeben! — Die Geſchichte des Einzigen zeigts rührend und ſchreklich genug, zu welchen Martern des Geiſtes und des Körpers, des Kopfs und des Herzens, zu welchen Mißhandlungen jeder Art hingegeben! Nie hätt' ich's gedacht, wenn ich an einem ſchönen Frülingstage den heitern Himmel und die liebliche Erde anſah, und den Jubelgeſang der unzäligen Vö-

gel hörte, und die erquikende Lebensluft in mich sog; wenn alles um mich her gesätigt war mit Wohlgefallen und Freude; wenn sich das Alles in meinem Innersten wiederspiegelte, und ich Thränen des Danks und der Wonne weinen konnte, darüber, daß Gott mich zu einem fülenden Wesen gemacht hat; — nie hätt' ich es für möglich gehalten, daß diese Liebe des Allvaters noch übertroffen werden könne. Und doch ist sie gar weit übertroffen.

In der ganzen Schöpfung gab Gott aus der Fülle seines Reichthums; Er gab und entbehrte nichts; es war ihm Seeligkeit, zu geben, zu erfreuen, wie es dem guten Vater Seeligkeit ist. Aber hier giebt Er, was seinem Vaterherzen weh thut, weh thun mußte, wenn Er uns mit Wahrheit als Vater verkündigt werden kann. Er giebt mit Aufopferung, was Ihm die höchste Seeligkeit gewährte; giebt zu Martern und Mißhandlungen hin, was Er so liebt! Ich muß es gestehen: so hat nie ein Vater seine Kinder geliebt! Diese Liebe ist einzig in ihrer Art; einzig vielleicht in der ganzen Geisterwelt.

Ich staune! Ich füle mich so gedemü-

thigt und doch so gehoben! So klein und so groß! Nie hätt' ich's für möglich gehalten, daß ich so verdorben wäre, und nie für möglich, daß ich von dem Allerreinsten so geliebt werden könnte! Der Eindruk seiner Liebe wird immer stärker bei mir, wenn ich meine Verdorbenheit bedenke; und ich fühle meine Verdorbenheit tiefer, wenn mir seine Liebe recht vorschwebt. Nie hätt' ich geahnet, daß ich so unglüklich sey, und daß ich so glüklich werden könne! Es geht mir ein Licht auf, über meinen ganzen Zustand, über meine Bestimmung; ein Licht, das Alles in mir erwärmt und belebt, wie durch Sonnenlicht im Früling die todte Erde belebt wird. Wer ist Gott? und wer bin ich? Was bin ich, daß du, Gott, meiner so dachtest? — Verloren — und — ewiges Glük! Eingeborener Sohn Gottes — hingegeben — für mich! — Mein Herz ist zu eng, um diese Liebe zu fassen: ich erliege vor Scham, Rührung, Dank! Ich weiß nichts, will und mag nichts wissen, als diese Eine Wahrheit! Ich brauch' auch keine andere! Wenn sie nicht mehr auf mich wirkt; so bin ich todt für immer an Geist und Herz! Und

as ſoll ich thun? Was kann ich noch thun, achdem Gott das gethan hat? Ich ſoll an en Jeſus glauben, auf ihn mein Vertrauen zen! Weiter nichts? Nein, durchaus weiter ichts! Nun, das heißt: athme, damit du ebensluft in Dich ſaugeſt! Reiche die Hand er, damit du den Trauring empfangeſt von er Geliebten, die die Wonne deines Herzens yn will! — Ja; „Gott iſt größer, als mein erz! Er thut unendlich mehr, als ich bit n, verſtehen, ahnen kann!“ Ich ſoll auf eſus mein Vertrauen ſezen! Leichteres, Na irlicheres giebt es ja nichts! Wie ſollt' ich anfangen, um Ihm nicht zu vertrauen? ach all den Proben, die Er gab, daß Er tten, helfen, heben, belehren, ſtärken könne, aß Er Himmelsſeeligkeit ſchon auf der Erde zu ſten geben könne; nie könnt' ich zweifeln an iner Kraft? Nachdem Er ſein Leben auch ür mich hingab, wie könnt' ich zweifeln an ine Liebe? — Ich faſſe Zutrauen zu Vielen, e nicht den hunderten Theil dieſer Kraft und eſer Liebe zeigten! — Konnt' es ja nicht an rs ſeyn. Er mußte für Andere leiden, für ndere ſterben! Wie hätte ſonſt der Reine

so leiden, so sterben können? Wie sein Tod mich rettete; warum ich gerade dadurch gerettet werden mußte; das versteh' ich nicht, brauch' es auch nicht zu verstehen! Wär' es nicht nöthig gewesen, so hätte Gott nicht seinen Eingeborenen hingegeben; das weiß ich gewis. Seine Liebe, und die Liebe des Eingeborenen, bleibt immer die nemliche, wie und warum es auch nötbig war. Wenn sich der Freund eine Ader öffnen, und sein Blut in das meinige fließen, bis zur Ohnmacht fließen läßt; wenn ich todtkrank war, und nun wieder genese — warlich! meine Hauptfrage ist nicht, wie das Blut mir Genesung verschaffen konnte. Ich habe wol etwas anders zu fülen. Grübelsinn und Wißbegierde drükt mich nicht. Ich füle nur, daß er mich liebte, und mich rettete vom Tode.

Ueberall im neuen Testament seh' ich, daß diese zuvorkommende Liebe des Vaters und Jesus, die Hauptsache des Christenthums ist. Stellt ja Jesus die ganze Anstalt des Vaters, die durch Ihn ausgeführt werden sollte, als eine Malzeit vor; und fasset alle Aufforderungen in die Worte zusammen: „Kommet, es ist

lles bereit!“ *) Solle' ich ja an Jeſus erin-nert werden, durch eine Malzeit, in der das Nährendſte, Erquikendſte gegeben wird, als Sachbild, was Er ſeyn will für unſere Seele. Dieſe Liebe Jeſus und des Vaters iſt offenbar der Sauerteig, der die ganze Maſſe unſeres Weſens aufregen, durchſäuern, durchgähren, das Senfkorn, das zu einer großen Staude emporwachſen ſollte. Das Chriſtenthum iſt alſo nicht Geſez, ſondern Evangelium. Ja wol Evangelium; frohe, froheſte Botſchaft, die mir verkündigt werden konnte! Gott fordert nicht zuerſt, ſondern giebt zuerſt. Wir ſollen nichts für Gott thun; Gott thut viel, Alles für uns. „Nicht darin beſteht die Liebe, die uns Jeſus verkündigt, daß wir Gott geliebt hätten, ſondern daß Er uns geliebt hat, und geſandt ſeinen Sohn, zur Verſöhnung für un-ſere Sünden.“ **)

Und ich fül' es an meinem Herzen, wo-rauf dies Evangelium berechnet iſt. Glaub' ich eine ſolche Liebe; — O, ich muß — ich müß-te kein Menſchenherz mehr in der Bruſt haben,

*) Lukas 14, 16. **) 1. Joh. 4, 10.

kein Menſch mehr ſeyn, oder ich muß den lieben, der mich zuerſt geliebt, und das Beſte, was Er hatte, für mich gegeben, — ich muß den lieben, der mich zuerſt geliebt, und unter ſolchen Mißhandlungen und Martern ſein Leben für mich gegeben hat. Ich ſeh' es wol: auf Liebe iſt alles berechnet. Liebe iſt die große Triebfeder, wodurch der Vater der Liebe durch den Sohn ſeiner Liebe mich in Bewegung ſezen, leiten und lenken will. Mich, dem er nicht umſonſt die göttliche Fähigkeit gegeben hat, Liebe zu fülen, und Liebe zu erwidern mit Liebe.

2.

Ja. das hat Er. Ich ſah ſie oft, ich empfand ſie an meinem eigenen Herzen, die ſonderbare Erſcheinung in unſerer Natur, daß der Menſch mit andern Menſchen zu Einem Geiſt zuſammen ſchmilzt; daß die Faſern eines andern Herzens, in die Faſern des ſeinigen übergehen, damit zuſammen hängen, daß ſich ein geiſtiger Umlauf der Lebens- und Gefülsſäfte zeigt, wie ein Blutumlauf in allen unſern Gliedern iſt. Ich ſah's und empfand es,

wie Einer in dem Andern, oder in mehrern Anderen, den beſſern Theil ſeiner ſelbſt findet, fült, für ihn, als den beſſern, feinern Theil ſeiner ſelbſt ſorgt; wie er in des Andern Ruhe ſeine Ruhe, in des Andern Glük ſein Glük findet; wie der Menſch viel empfangen kann, indem er dem Andern giebt, viel genießen kann, indem er für den Andern entbehrt, wie vollauf die Wünſche ſeines beſſern Ich's erfüllt werden, wenn er um eines Andern willen aufopfert ſeine Wünſche. Ich ſah's und empfand's mehr als einmal, daß der Menſch ſein Ich, ſein Daſeyn, erſt dann recht genießt, wenn er ſein Ich hingiebt; daß er nie beſſer für ſeine Glükſeeligkeit ſorgt, als wenn er ſich und ſeine Glükſeeligkeit ganz zu vergeſſen ſcheint. Ich ſah das Leben bei der Ruhe, die innere Sätigung bei dem äuſſern Mangel, die unbeſchreiblichen, unbegreiflichen Freuden blos in und durch Nähe und Freuden eines andern Weſens, für die Niemand Sinn hat, für die man Niemand Sinn beibringen kann. Ich ſah den Gottesſtral — Liebe.

3.

Mancherlei Anlagen dazu finden ſich in der menſchlichen Natur. Das Leiden eines andern Menſchen bebt unwillkührlich durch meine Nerven hin; die Entzündung an ſeinen Wunden geht auch in mich über, und in die edlen Theile meines Ichs. Sein Schmerz wird mein Schmerz; meine Stirne erheitert ſich bei ſeinen Freuden; wolthätig öffnet ſich mein Herz, wenn es ihm wol iſt. Ich füle mich dem nahe, der mir Wolthaten erwies, und noch näher dem, dem ich Wolthaten erweiſen konnte. Er wird dadurch ein koſtbarer, theuer bezalter Theil meiner ſelbſt. Das Kind, mit dem und für das die Mutter am meiſten litt, iſt ihr liebſtes Kind. Der Menſch, der durch mich alles ward, ward mir eben dadurch ein gar lieber Menſch. Ich bedarf ſo viel, und kann ſo wenig. Der Andere hat Manches, was ich nicht habe, ich habe Manches, was er nicht hat. So fül' ich denn bald, daß ich des Andern bedarf, und glaub' es leicht, daß der Andere auch mich bedarf. Ich lerne die Summe aller Kräfte der Menſchen — meines Kreiſes, als eine Gemeinmaſſe anſehen, als eine Art

von gemeinschaftlicher Kasse, aus der Jedem wird, was er bedarf. So entsteht denn das schöne, wechselseitige Verhältniß, in dem man giebt und annimmt, bittet und danke; ein Band, das Menschenherzen verbindet, wie sie nicht leicht durch irgend etwas anders verbunden werden könnten.

4.

Diese Anlagen müssen indeß ausgebildet werden, wie alle Anlagen in dem Menschen; und der, der sie in mich legte, hat auch dafür weise und väterlich gesorgt. Ich darf mich nur meinem Herzen überlassen, um lieben zu lernen; ich lern' es, wie ich Gestalten und Farben unterscheiden lerne, durch mein Auge, und Töne durch mein Ohr. Nur durch Liebe kann dieser Liebekeim in dem Menschen belebt, aufgepflegt werden. Fleisch erzeugt Fleisch: Geist weckt Geist, und Liebe weckt Liebe. Jedes erzeugt das und wird erzeugt durch das, was von seiner Natur ist. Diese Liebe muß ich aber erst glauben, ehe ich sie als Liebe erfahre. Wolthaten kann ich gleich als Wolthaten, Hülfe als Hülfe erfahren; Aber Liebe als Liebe,

kann nur geglaubt werden. Der rechte Sinn für Liebe, der Sinn, der nöthig iſt, um Liebe als Liebe zu unterſcheiden, wird nur durch Glauben an Liebe recht gewekt und gebildet. Nur durch Glauben an Liebe kommt man zum Schauen, Erfahren der Liebe. Eh' ich an Liebe glaubte, konnte ich nicht unterſcheiden, ob eine Wolthat mir aus ſeinem Eigennuz, aus Eitelkeit, aus Nebenabſichten, oder ob ſie mir aus Liebe erwieſen ward. Glaubt' ich aber erſt, daß man nur aus Liebe weltbat; ſo entwikelte ſich mein Gefül für Liebe durch die Gegenliebe in meinem Herzen ſo, daß ich es bald unterſcheiden kann. Liebe hat ihren eignen Blik, ihren eigenen Ton, ihre eigene Sprache, ihr eigenes Schweigen; ihre eigene Art, zu geben, zu nehmen, zu helfen, zu erfreuen. Und nur der, der ſelbſt liebt, hat Sinn für dieſe Eigenthümlichkeit. Noch einmal: Liebe wird nur durch Liebe gewekt; nur durch Glauben kann man Anfangs von der Wirklichkeit der Liebe überzeugt werden. Alſo: Glaube an Liebe wekt Liebe; und nur durch dieſen Glauben wird ſie gewekt.

5.

So wurde denn auch Liebe in mir gewekt; ſo wurde der zarte Gotteskeim in mir belebt, der erſt im wärmern Klima des Himmels recht reifen und Früchte tragen ſoll. Gott bereitete ſchon Liebe zu mir in meiner Mutter Herzen, eh' ich geboren ward, wie er Nahrung für mich bereitete in ihrer Bruſt. Sie drükte mich mit Liebe an ihr Herz, wenn ſie mich zu meiner Erhaltung an ihre Bruſt drükte. Mit Liebe aus ihrem Herzen belebte ſie meine Liebe, wie ſie mit Milch aus ihrer Bruſt meinen Körper nährte. Ich liebte ſie, eh' ich wußte, was Liebe, was eine Mutter, was Gefül iſt, eh' ich wußte, wer ich war. Ich liebte meinen Vater, zuerſt, weil ihn die Mutter liebte, weil er ſie liebte und mich. Durch Mutterliebe war ſchon mein Sinn für das Unterſcheidende der Liebe gewekt. Ich liebte meine Geſchwiſter, weil meine Eltern ſie liebten. Die Freunde des väterlichen Hauſes wurden meine Freunde; der Kreiß meiner Familie wurde mein Kreiß. Der Geiſt, der in meinem Familienzirkel wehte, war das Klima, in dem die junge, zarte Liebe allmählig bis zur Menſchenliebe empor-

wachsen konnte. Hier wurde denn das Band [illegible], das Menschen mit Menschen, das [illegible] mit der Menschheit verband; das nicht [illegible], und doch nicht zerreißt, wenn ich nicht an meiner eignen Menschheit tödten will. In meiner Mutter, meinem Vater, meinen Geschwistern, den Freunden meines väterlichen Hauses hab' ich die Menschen lieben gelernt. Sie, mit denen mich der Schöpfer meines Wesens so fein und innig verbunden hatte, sie waren mir die Ersten, — und o! welche vortheilhaften, liebenswürdigen Stellvertreter des [illegible]

6.

Und wann fieng der Schöpfer meines Wesens dies Bildungsgeschäft an? Wartet' Er erst, bis gewisse Begriffe in mir entwickelt waren, bis ich gewisse Vorkenntnisse erlangt hatte? Mußt' ich wol erst einen deutlichen Begriff davon haben, was eine Mutter, ein Vater, ein Kind sey, ehe Mutter und Vater mich [illegible] Liebe zu Liebe bildeten? Nein, in meiner frühesten Jugend, mit dem ersten Erwachen meiner Empfindung, mit dem ersten Auf-

dämmern meiner Begriffe wurde schon der Keim der Liebe in mir gepflegt. Was eine Mutter sey, wußt' ich noch nicht, sollt' es noch nicht wissen, braucht' es wenigstens nicht zu wissen; ich sollt' es fülen, durch die so einzige Empfindung gegen mich, in meiner Mutter Herz. Was ein Kind sey, sollt' ich fülen durch die se einzige Empfindung in meinem Herzen, die durch jene Mutterempfindung gewekt ward. Nicht einmal das Gefül von Ohnmacht, von Hülflosigkeit gieng bei mir vor der helfenden Mutterliebe vorher. Ich lernte meine Hülflosigkeit allmälig fühlen, dadurch, daß die Mutter mir half. Meine Mutter litt und that schon das Schwerste für mich, eh' ich etwas davon wußte, oder wissen konnte. Lange nachher lernt' ich es erst glauben, was sie für mich gelitten und gethan habe. Ich sollt' aber ganz an die Mutter, und durch sie an den Vater gefesselt werden, wenn ich es einmal hörte und erführe, was sie gelitten, aufgeopfert, gethan hätten für mich. Und der Zwek dieser ganzen Bildungsart ist offenbar. Er ist sittlich, wie er es bei allen solchen geistigen Anstalten immer ist. Liebe ist die große Feder. (Meiners)

wodurch Alles in mir in Bewegung gesezt und geleitet wird. Alle meine Kräfte können dadurch aufgeregt, und auf Einen Punkt geleitet werden; oft Kräfte, die ich selbst nicht in mir kannte, ahnete. Durch Liebe lernt' ich folgen, auf die leichteste, natürlichste, meiner freien Menschennatur angemessenste Art. Ich wollte keinen andern Willen haben, als meiner Mutter Willen; ich machte den unbeschränktesten Gebrauch von meiner Freiheit, wenn ich diese Freiheit aufopferte, dem Mutterwink, der Mutterliebe. In der Mutter sollt' ich den Vater, die Geschwister, die Nachbarn, die Menschen lieben lernen. Durch Mutterliebe ward Kindesliebe in mir belebt; durch Kindesliebe, Liebe zu Menschen. Und durch diese Liebe wurd' ich, was ich werden sollte — ein sittliches Wesen.

7.

Diese Liebe bereitete und bereitet mir auch die höchste Glükseeligkeit, den reinsten und feinsten Genuß, den es irgend auf der Erde geben mag. In der Nähe, an dem liebenden Busen meiner Mutter, in der Nähe, an der Brust meines Vaters, im trauten Kreise meiner Ge-

ſchwiſter, meiner Freunde, an der Seite eines treuen, liebenden und geliebten Weibes, unter meinen frohen, unſchuldigen, liebenswürdigen Kindern, genoß ich mein Daſeyn wolthätiger, als ich es auf irgend eine Art zu genießen wüßte. Lieblicher ſchien mir die Sonne, freundlicher der Mond; ich fühlte Menſchen und Thiere, Himmel und Erde mit mir verwandt. Ich konnte geben, denn ich empfieng; ich empfieng, indem ich gab. Ich konnte beglüken, denn ich war glüklich; ich wurde glüklicher, indem ich beglükte. Jeder Ton der Schöpfung klang in meinem Herzen wieder; jeden ſüßen Duft in der Natur ſog ich in mein Herz. Alles war mir Harmonie, Muſik, Jubelfeſt. In Allem ſah, fülte, ſchmekt' ich den Gott der Liebe, weil Liebe in meinem Herzen war. Und ſo iſt mir's noch, und wird mir's ſeyn, ſo lange mein Herz der Liebe fähig iſt. Bei allem bloßen Sinnesgenuß geht das Menſchlichſte, Geiſtigſte, Göttlichſte in mir leer aus. Nur das feingebildete, feingegliederte Thier genießt. Nur durch Liebe genießt der eigentliche Menſch, das Ebenbild deſſen, der die Liebe iſt. Liebe iſt das eigentliche einzige Sinnenwerkzeug, wo-

durch der göttliche Theil meines Wesens genießen kann. Die Freuden reiner Liebe sind schon hier „Freuden, die kein anderes Auge gesehen, von denen kein anderes Ohr je gehört hat, die in kein anderes Herz gekommen sind, die Gott nur denen bereitet hat, die Ihn lieben.“

B.

So ist also Christenthum, wie es scheint, ganz auf die menschliche Natur berechnet, und der Mensch ist zu Christenthum eingerichtet (organisirt). Klar ist mir's aus dem Evangelium, daß es — ein Evangelium, Verkündigung hoher, einziger Liebe ist und Liebe weken soll. Dies ist der Mittelpunkt, das Herz des Christenthums, aus dem sich Leben in alle Lehren und Pflichten ergießt. So hat denn die Natur mir vorgearbeitet auf Christenthum. Genau den Weg, den Gott in der Natur einschlug, um den Menschen zu bilden, zu lieben, sittlich zu machen, den schlägt Er auch im Christenthum ein, um den Menschen fortzubilden, höher zu leiten, religiös zu machen. Das Christenthum ist also Fortsezung der Naturbildung, die mir durch Familienverbindung, Familienein-

wirkung und Familiengenuß, ſchon von Jugend auf gegeben ward.

9.

Auch hier werden keine Vorkenntniſſe vorausgeſezt; nicht erſt Begriffe entwikelt, oder Entwikelung der Begriffe erwartet. Es wird die höchſte Liebe verkündigt; ſie wird glaublich gemacht; es wird Alles gethan, um Glauben an dieſe Liebe zu weken. Aus dieſem Glauben an dieſe Liebe entwikeln ſich denn von ſelbſt alle die Begriffe, alle die Empfindungen, die ich zu meiner Reinigung, Veredlung, zu meiner ächten Glükſeeligkeit bedarf. Dadurch lern' ich Gott kennen und mich ſelbſt, und meine Beſtimmung, und den Weg, dazu zu gelangen. Dadurch lern' ich lieben, bereuen, wachen, beten, ſtreben nach Reinheit und Vollkommenheit. Gott iſt die Liebe! — Ich bin verdorben! — „Ich bin ſchwach, bedarf Hülfe! — Die Sünde iſt das größte Uebel in der Geiſterwelt! — Ich muß rein werden, um glükſeelig werden zu können!" — das Alles ſagt mir mein Herz; davon werd' ich auf die innigſte Art überzeugt; dies wird nicht zu todten Buchſtaben in mir,

nicht Katechismuserkenntniß, sondern wahres, lebendiges, keines Beweises bedürfendes, über allen Beweis erhabenes Gefül, durch Glauben an die Eine Wahrheit: „So hat Gott auch mich geliebt, daß Er seinen Eingeborenen Sohn hingab, damit auch ich nicht verloren werde, sondern ewiges Leben hab:.“ Es wäre nicht möglich, diese Wahrheiten so fest in mir zu begründen, so lebendig in mir zu machen, als gerad' auf diese Art.

10.

Rechte Gotteserkenntniß wird am besten durch dies Evangelium bewirkt; ist fast allein durch dies Evangelium möglich. Wie könnt' ich Gott kennen, ohne zu wissen, daß Er die Liebe ist? Liebe giebt allen andern Eigenschaften Gottes erst die wahre göttliche Richtung. Ohne Liebe wär' Er mit allen anderen erhabenen Eigenschaften noch kein Gott. Vor einem allwissenden, allmächtigen, heiligen, strenge gerechten Wesen würd' ich zittern; ich müßt' es fliehen. Nie könnt' es mir, meinem Herzen, meinem Bedürfniß ein Gott seyn. Kein Wesen, dem ich mich hingebe, auf das ich vertraue,

von dem ich Hülfe erwarte, wo mir Niemand Anders helfen kann. Wie wüßt' ich aber, was Liebe iſt; woher käme mir Sinn für Liebe, wenn ich nicht ſelbſt lieben könnte. Und wie könnt' ich lieben, ohne Glauben an Liebe? Wie Gott lieben, ohne Glauben an ſeine Liebe? Wie glauben an die eigentliche Empfindung der Liebe, an Liebe Gottes, ohne das, was mir das Evangelium ſagt, ohne Verkündigung der Liebe Jeſu? Ja, ich ſeh' es ein! Wie durch Mutterliebe, Liebe zu der Mutter, die dem Kinde am näheſten iſt, und durch ſie, Liebe zu dem Vater gewekt wird, in dem Kind, und durch dieſe Liebe, Sinn für den Vater als Vater: ſo wird durch Chriſtus und ſein Evangelium Sinn für den Vater, Liebe zu dem Vater erwekt, der mich liebte und ſeinen Einzigen auch für mich gab. Jezt geht mir ein Licht auf, über den tiefen Sinn jenes Worts Johannes: „wer lieb hat, der iſt aus Gott geboren, und kennt Gott. Wer nicht lieb hat, der kennt Gott nicht, denn Gott iſt die Liebe.“ *)

*) 1 Joh. 4, 7. 8.

11.

Ich bin verderben, schwach, bedarf Hülfe! das fül' ich am tiefsten und lebendigsten, wenn ich glaube, daß mir Jesus half, und so half. Auch meine Verdorbenheit muß ich erst glauben, eh' ich sie erkenne; die Nothwendigkeit der Hülfe erst glauben, eh' ich sie einsehen kann. Die stinkende Luft, in der ich von Jugend auf lebte, hat mir den Sinn für reine Luft abgestumpft. Den alten Menschen, der mit mir aufwuchs, halt' ich nur gar zu leicht für meine wahre Menschheit. Ein aus reiner Lebensluft Herübergekommener mußte erst in der stinkenden Luft umkommnn; ein liebender Bruder mußt' erst von mir angesteckt, eine schreckliche Krankheit aushalten, bis ich es recht fülte, daß ich in stinkender Luft lebe, daß ich ein kranker Mensch bin. Die Sünde ist das größte Uebel in der Geisterwelt; sie muß es seyn, weil Gott solche Anstalten getroffen hat, sich's so viel kosten ließ, um sie wegzuschaffen. Wenn der Vater seine besten Schäze daran wendet, einen kostbaren Ring, Pfand der Liebe seines Weibes, verkauft, um Eins seiner Kinder von einer schleichenden Schwindsucht befreien zu las-

ſen; ſo ſchließt nicht nur der Arzt, der Krankheitskenner, ſondern auch das unwiſſendſte Kind, daß die Krankheit wol gefährlich ſeyn müſſe, wenn es ſie auch vorher für einen bloßen Catharr hielt. Die Art, wie dies Gefül gewekt wird, macht nicht muthlos, und doch demütig. Ich kann alles hoffen, überdenken und erwarten, das Unmögliche hoffen von der Liebe Gottes, die den Eingeborenen für mich hingab; und ich kann mir nichts darauf einbilden; ich müßte meinen geſunden Verſtand verloren haben, wenn ich mir etwas darauf einbildete; denn ich that ja noch nichts, da Gott Alles that. Meinen Dank und meine Liebe kann's erhöhen, dies Evangelium, aber nicht meinen Stolz, wenn ich kein Tollhäusler bin.*) Wenn

*) Dies iſt ohne Zweifel auch der pſychologiſche Grund, warum die Miſſionarien unter den rohen Wilden weiter nichts, als dies Evangelium brauchten und bedurften, um oft bei dieſen Wilden eine gänzliche ſittliche Revolution zu bewirken. Nicht Jeder iſt fähig, die Begriffe von Gott, von ſeinem Verderben, von der Schädlichkeit der Sünde zu faſſen: aber jeder Menſch kann eine ſolche Liebe fülen. Und aus dem Glauben an dieſe Liebe entwikeln ſich jene Begriffe von ſelbſt; werden auf dieſem Weg weit lebendiger, drüken ſich tie-

alſo durch dies Evangelium auf meine Sittlichkeit gewirkt werden ſoll; ſo wird ein reiner Grund gelegt. Reiner Saame iſt wenigſtens geſäet: wie viel, oder wenig auch irgend daraus hervorwachſen mag. Dank und Liebe iſt ja wol die reinſte Quelle von Handlungen, weil ich alsdann am willigſten handle; weil der Kampf in mir, dies wolthätige Fieber während der Krankheit, das freilich dem geſunden Menſchen fremd iſt, nach der Krankheit aufhört; weil es mich dem hohen Ziele näher bringt, an dem mir Sittlichkeit ſo natürlich, wie Athmen ſeyn muß; — ein Ziel, wornach jeder beſſere Menſch, wornach der beſſere Sinn in mir, ſo unaufhaltſam ſtrebt.

12.

Und wie ſollte der Glaube an dieſe Liebe, die Liebe durch dieſen Glauben erzeugt, mich nicht ſittlicher, beſſer, reiner machen, da der, der mich ſo liebte, Sittlichkeit und Reinheit will? Wie ſollt' es mir nicht leichter, natür-

---

ſer ein, weil ſie aus Empfindung hervorgegangen ſind. Von der Wirkſamkeit dieſer Methode zeugen die Berichte aller Miſſionarien, in allen Theilen der Welt.

licher werden, gut zu ſeyn, da mich Liebe zu einem ſolchen Weſen dazu treibt? Liebe zu einem Weſen, das mir mit ſolcher Liebe entgegen kam? Was hat Liebe nicht ſchon gethan, gelitten, aufgeopfert? Wann ward es mir leichter, etwas zu thun, zu leiden, aufzuopfern, als wenn es für ein Weſen geſchah, mit dem mich Liebe verband, alſo für das Herz meines Weſens, für den beſten Theil meiner ſelbſt? Und wenn nun dies Weſen, ſtatt alles Danks, aller Beweiſe meiner Liebe, nichts anders will, als ich ſoll gut zu werden ſuchen, um glüklich ſeyn zu können bei ihm und mit ihm: ich wäre ja kein Menſch mehr; ich müßte meine ganze Natur ablegen, wenn ich mich nicht darum bemühte, mit allen Kräften, die in mir ſind. Mir wird's immer klärer: es iſt auf das Lebenskrincip meiner geiſtigen Natur gewirkt, durch dies Evangelium, durch Verkündigung einer ſolchen Liebe. Kann ich je noch ſittlich werden, ſo werd' ich's auf dieſem Wege. Offenbar war auch dies ein Hauptzwek deſſen, der den göttlichen Funken der Liebe in mich legte. Ich ſollte die höchſte Liebe glauben; ich ſollte den lieben, an deſſen Liebe ich glaubte. Ich

ſollte gern thun, was Er will, weil ich Ihn liebte. Die Liebe Jeſus und des Vaters ſolle auf mich wirken, wie die Mutter- und Vaterliebe auf das Kind wirkt, daß es folgſam wird gegen jedes Wort und jeden Wink, aus innerm freien Liebestrieb. „Darin beſteht die Liebe, nicht daß wir Gott liebten, ſondern daß Er uns geliebt, und ſeinen Sohn gegeben hat für uns. Laſſet uns Ihn lieben, denn Er hat uns zuerſt geliebt. Liebet Ihr mich, ſo haltet meine Gebote. Wer meine Gebote hat und hält, der iſt's, der mich liebt. Das iſt die Liebe zu Gott, daß wir ſeine Gebote halten; und ſeine Gebote ſind nicht ſchwer.“ So fühlt und ſpricht der Chriſt; und ich kann nicht anders fühlen, nicht anders reden.

13.

Dürft' ich wol mittelmäßig im Guten, dürft' ich ein gewöhnlich-rechtſchaffener Menſch bleiben, wenn ich dies Evangelium glaube, und die Geſchichte meines ſo einzigen Wolthäters kenne? Sein Leben iſt ein hohes Muſter von Reinheit, Gewiſſenhaftigkeit, Sanftmuth, Geduld und Liebe. Alles floß bei Ihm aus Ei-

nem Geiſte; alles gieng auf Ein Ziel. Er re-
de' und ſchwieg, handelt' und litt, brauchte
Kräfte, und hielt Kräfte zurük, Er lebte und
ſtarb, um den Liebesplan des Vaters auszufüh-
ren, um den Willen des Vaters zu thun, um
Menſchen zu beglüken, weil Er Menſchen mehr
liebte, wie Einer. Wo nüzt ein Menſch ſeine
Zeit, ſeine Kräfte, und jede Gelegenheit, die
ſich ihm darbot, ſo gut, um zu lernen und zu
lehren, um zu wachſen im Glauben und in der
Liebe, um zu wirken und wol zu thun, wie
der Einzige, dem ich Rettung, Leben und ewige
Glükſeeligkeit verdanke? Nie kennt' Einer ſo
entbehren, verleugnen, warten; nie ertrug Ei-
ner das Unerträglichſte und die Unerträglichſten
mit ſo viel Faſſung; nie vergaß Einer ſich
ſelbſt, auch in den ſchreklichſten Leiden ſo ganz;
nie war Einer bis auf den lezten Lebensmo-
ment ſo ausſchließend mit Anderer Wol beſchäf-
tigt; nie liebt' Einer ſeine Feinde ſo wahrhaf-
tig, betete ſo innig für ſie, wie der, der auch
mich ſo liebt, und dadurch auch meine Liebe
gewonnen hat. Ihm will ich, muß ich ähnlich
werden; dazu erwekt mich Alles, was in mir
lebt. Was Ihm nicht gefällt, ekelt auch mich

an; was Ihm gefällt, das ist auch mein Geschmak. Ich mözt' in Allem so werden, wie Er war; Alles so machen, so ansehen, so nehmen, in allen Lagen, unter allen Menschen und Umständen mich so betragen, wie er sich betragen würde, wenn Er an meiner Stelle wäre. Ich denke dabei nicht an Pflicht, noch weniger an Belohnung: ich wäre schon belohnt genug, ich wär schon seelig auf der Erde, wenn ich so rein, so edel, so liebevoll seyn könnte, wie Er. Dann wär' ich ja Ihm ähnlich, den ich liebe! Dann könnt' Er auch mich inniger lieben; ich könnte mehr mit Ihm zusammenfließen, von Ihm empfangen und Ihm ergißen, mein ganzes Herz! Ich mözte Kleider tragen, wie Er sie trug, essen, wie Er aß; ich mocht' in seiner Sprache reden, seine Lieblingsredensarten, seine Lieblingsbilder brauchen, wenn Ihm etwas darauf ankäme. Ich möchte Gottes Bild werden, wie Er es war, gesinnet wie Er, weil Er das wünscht und will. Dazu braucht Er mich nicht zu zwingen, und ich brauche mich nicht dazu zu zwingen. Es würde mir Zwang kosten, etwas anders zu wollen, als was Er will. Wie in meinem

Körper ein Naturtrieb iſt, zu eſſen; ſo erzeugte ſich in meinem Geiſt ein Naturtrieb, rein zu werden, wie Er rein iſt, und weil er rein iſt; ſeit ich ſeine Liebe kenne und Ihn liebe. Ich begreife nicht, wie man anders ſeyn kann.

14.

Wie ſind mir jetzt auch die Menſchen ſo lieb! Mit welchen andern Augen ſeh' ich ſie an! Der, der mich liebt, liebt auch ſie! Der, der ſein Leben für mich aufopferte, hat es auch für ſie aufgeopfert! Mein Gott iſt auch ihr Gott; der für mich wie ein Kind ſorgt, ſorgt auch für ſie! Sind ſie verdorben, liebloß, — machen ſie aus Jeſus nichts; ich bedaure ſie, mehr wie ich den Blinden, den Fieberkranken, den Bettelarmen bedaure! Sie ſind ſehr blind, ſehr unglüklich, ſehr arm. Ich weiß es am beſten, welcher himmliſchen Ruhe, welcher hohen Glükſeeligkeit ſie ſich berauben. Vielleicht zieht der Vater ſie noch einmal zu Jeſus; und ich will Ihm dafür danken, wenn es auch durch ſchwere Leiden geſchehen müßte. Die, die Jeſum lieben, wie ich Ihn liebe; die von Ihm Alles erwarten, wie ich: — wie ſind ſie mir

ſo lieb! Ich fühle ſie im eigentlichſten Verſtande, Brüder und Schweſtern; ſie ſind mir mehr, als Blutsverwandte; meine Geiſt- und Herzensverwandte ſind ſie. Hand in Hand wandeln wir Einen Weg, tragen Einerlei Laſt, genießen Einerlei Erquikung, ſtreben nach Einem Ziel. „Ein Glaube, Eine Taufe, Ein Heiland, Ein Herr, der da iſt über uns Allen, und durch uns Alle, und in uns Allen" — welch ein ſanftes, heiliges, feſtes Band! Werd' ich beleidigt von Menſchen; ſollt' ich nicht vergeben, da mir ſo viel vergeben ward, da mein Heiland den Boshafteſten Alles vergab, mehr als vergab? Sollt' ich nicht gerne helfen, dienen, geben, beglüken; da mir ſo ganz geholfen, da ich ſo hoch beglükt ward? O! wer glüklich iſt, beglükt ſo gerne! Wer Liebe erfuhr, hat ein offenes Herz für Liebe. Ich verſteh' es recht gut, warum Er ſagte: „Daran will ich erkennen, ob Ihr meine rechten Schüler ſeyd, wenn Ihr Liebe zu einander habt." Ich kann es nicht unterlaſſen, die, wie Brüder zu lieben, die Er ſeine Brüder nennt, ſeit ich ſeine Liebe glaube, ſeit Er mir ſo lieb geworden iſt. „Wer den liebt, der ihn

geboren hat, der liebt auch die, die von ihm geboren sind.“ *) Und sollt' ich sie weniger lieben, wenn sie manches Wort meines Herrn anders als ich verstehen, sich Manches in seinem Gang anders verstellen, als ich? Wer wär' ich denn, daß ich einen fremden Knecht, daß ich meinen Bruder richten sollte? Ich kann mich irren, so gut wie er; aber irrt' ich mich auch nicht, — ich weiß es ja wol, daß es bei Ihm, blos auf Ehrlichkeit, auf Treue gegen die Wahrheit ankommt; daß Er die, die mit schmeichelndem Glauben zu Ihm kamen, beschämte, **) und Verliebe für Nathanael zeigte, obgleich dieser noch Zweifel gegen Jesus hatte. ***) Die Geschichte und sein ganzer Sinn macht mir's klar, daß ehrlicher Irrthum Ihm weit lieber ist, als geheuchelter, oder kalter Glaube. Find' ich nur, daß ein Mensch Ihm, meinem Heiland auf sein Wort glaubt, Ihn für den hält, wofür Er sich ausgiebt, sich an Ihn hält; find ich nur, daß er Ihn liebt: so ist er mein geliebter Bruder, über wie vieles er auch, nach meiner Meinung, im Irrthum

*) 1 Joh. 5, 1. **) Matth. 22, 16 ***) Joh. 1, 46. 47.

ſern mag. Der, der ehemals ſeine auch irrenden Schüler, in aller Wahrheit zu leiten verſprach, und dies Verſprechen hielt, wird auch ihn dazu leiten. Und je mehr Ehrlichkeit ich an ihm ſehe; je gewiſſer iſt es mir, daß er von dem liebevollen Erzieher dazu geleitet werden wird. Bis dahin kann ich warten, und will ich warten. Auch in mich hat Er die Liebe gepflanzt, die „Alles glaubt, Alles hoffe, Alles duldet," woran man ſeine wahren Schüler kennt.

15.

Nun begreif ich's auch, warum Liebe bei dem Chriſtenthum unentbehrlich iſt, warum ſie ſchlechterdings durch nichts anders erſetzt werden kann. Es wird mir klar, warum Paulus ſo ſtark ſagt: „Wenn ich alle Gaben und Kenntniſſe hätte, wenn ich wie ein Engel reden, und Thaten, wie ein Apoſtel thun könnte, und es wäre keine Liebe in mir; ſo wär' ich nichts. Wenn ich auch mein ganzes Vermögen den Armen gäbe, und mich als Sklave brandmarken ließ, und es geſchähe nicht aus Liebe, ſo könnte

mir's nicht helfen.“ *) Freilich: mein Zögling muß ja wol Augen haben, wenn ich ihn durch die ſchöne Natur zum Maler bilden will. Ein Menſch muß ja wol Liebe im Herzen, wenigſtens Fähigkeit zur Liebe haben, da er allein durch Liebe ein Chriſt werden kann, da Liebe das Talent iſt, worauf bei dem Chriſtenthum gerechnet ward. „Wer Menſchen nicht liebt, die er ſieht, wie will er Gott und Jeſus lieben, die er nicht ſieht.“ Ich begreif' es jezt, warum manche Menſchen gar keinen Sinn haben für Chriſtenthum. Sie haben keinen Sinn für Liebe; und ohne Liebe wird man kein Chriſt.

16.

So wird denn Liebe auch das Gefülwerkzeug (Senſerium) ſeyn, wodurch ich in jener Welt vollauf glüklich werde. Dem ſo ganz nahe ſeyn, den ich liebe; Ihm mein ganzes Herz ergießen, in ſein offenes Herz ſehen; den Erguß ſeiner Liebe und ſeines Herzens aufnehmen in mein Herz; ſeine volle Liebe erfahren, fülen, mit Ihm zuſammenfließen; Eins mit

*) 1. Kor. 13, 1 — 3.

Ihm seyn, wie er Eins mit dem Vater ist; Eins mit dem Vater werden, durch Ihn; unter lauter liebenden, geliebten, auch von Ihm geliebten Wesen leben, gemeinschaftlich mit ihnen wirken, leiten, beleben, nach seinem Wink, zu seinem Zwek; glüklich seyn durch Liebe, und beglüken aus Liebe, willig und froh; — anderen fülenden, liebenden Wesen das seyn, was die Sonne den Pflanzen der Erde ist, — Belebungsmittel, daß sie das werden, was sie zu werden bestimmt sind; dankbar erwiedern können, dem Wolthäter seine Wolthaten, dem Liebenden, durch Liebe Erfreuenden, alle seine Liebe, seine durch Liebe bereiteten Freuden, in reichem vollem Maaße; an der Seite des Geliebten, der Geliebten, seelig seyn, wie man es nur durch Liebe, und bei Geliebten ist, — ungestört, ohne Furcht vor Trennung, Verlust, ohne die Möglichkeit, daß das Alles aufhören, die Seeligkeit sich vermindern könne, mit der zweifellosen, unwandelbaren Gewißheit, daß sie noch immer wachsen werde; mich immer geliebter fülen, immer reiner, Ihm ähnlicher werden, und endlich — Gott schauen, auf die innigste, unmittelbarste Art, den Eindruk von

dem empfinden, der die Quelle aller Liebe und aller Seeligkeit iſt, und nun befriedigt fülen, alle die tiefſten, wunderbarſten Bedürfniſſe meines Weſens: das mag mir wol Beſeeligung heißen! — Ich ahne manchmal etwas davon. In den beſten Stunden meines Lebens ſtreift ein ſchwaches Vorgefül über mein Herz hin: aber ich fül' es doch immer und tief, daß es „ein göttlicher Friede iſt, den keine Vernunft begreift;" daß es „Freuden ſind, die kein Auge ſah, kein Ohr hörte, die noch nie in ein Menſchenherz gekommen ſind, die Gott nur denen bereitet hat, die Ihn lieben."

17.

Und ſo fließt es ja aus meinem Herzen:

Liebe, die du mich zum Bilde
Deiner Gottheit haſt gemacht;
Die mit mehr als Vaterhulde
Des Verlorenen gedacht;
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe, die du mich erzogen,
Durch der Mutter Liebessinn
Mich zu Menschen hingezogen,
Ja, durch Alles, was ich bin:
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe hast du mir verkündet,
Wie noch nie geliebet war;
Liebe in mir angezündet,
Die mich ausfüllt ganz und gar;
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe, die durch Liebe reinigt,
Wo nichts Anders rein'gen kann;
Mit dem Reinsten mich vereinigt,
Wie es nur die Liebe kann;
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe, die für alle Wesen,
Mir ein Herz, mir Liebe gab;
Mich vor Allen auserlesen
Fort zu lieben auch im Grab;

Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Nein; ich kann nicht widerſtehen,
Kann nicht wollen; ich bin Dein.
Dafür werd' ich dich auch ſehen,
Durch das Sehen ſeelig ſeyn.
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Du kannſt auch nicht widerſtehen,
Bist durch Liebe ewig mein;
Wirſt mich glüklich vor dir ſehen,
Durch beglüken ſeelig ſeyn.
Liebe, mir ergiebſt du dich
Mein zu bleiben ewiglich.

Ein und neunzigster Brief.

Elise Schönau an Theophan.

Vevay.

Holdmann ist weg, Theophan; weil Sie es wollten, weil Sie es ihm zur heiligen Pflicht machten, weil Sie ihn überzeugten, daß er mich nicht liebe, sondern meine ganze Glükseeligkeit zerstöre, wenn er bliebe. Er ist weg; aber alle Lebensfreude ist mit ihm verschwunden. Auch alle Ruhe meines Herzens! Doch ich hatt' auch in der lezten Zeit, in seiner Nähe, keine Ruhe. Freilich mag eine Trennung nöthig gewesen seyn; denn jezt fül' ich's erst recht, wie sehr ich ihn liebe: aber — so fragt oft dies tief-verwundete Herz — warum durft' ich ihn nicht lieben? Nicht neben meinem Gatten lieben? Diese Liebe war ja so rein! Unser höchster Genuß war, wenn wir den Himmel sahen, Eins in des Andern Auge; die Einzige Freiheit, die er sich nahm, war ein Händ-

druk, ein Händekuß. Was konnte Schönau dabei verlieren? Aber es mußte doch wol nicht gut seyn, weil Sie es so bestimmt tadeln, weil eine so große Unruhe in mir war, und weil ich mich so sehr fürchte, daß Schönau es bemerken möge. Ach! daß die Liebe auf Erden sich so beschränken muß; daß dies große, weite, vielbedürfende Herz, durchaus in Einem Wesen Alles finden soll, was es bedarf, und daß es doch so selten Alles darin findet! Wie erscheinen mir jezt alle meine Umgebungen so anders! Dieser, sonst so spiegelhelle, See ist mit einem düsteren Grün gefärbt. Die schattigten Alleen, in denen wir so oft wandelten, scheinen mir Trauer angelegt zu haben. Ich vermeid' und suche die Pläze, an denen ich mit Holdmann gesessen habe. Nehm' ich ein Buch in die Hand, von denen, woraus er mir vorlas; so drängt sich ein Seufzer aus meiner Brust, weil — er mir nicht mehr daraus vorlesen wird. Die ganze Gegend ist ein schöner Todtenaker, auf dem man sich erinnert, was ehemals war, und nicht mehr ist. Schönau beobachtet mich oft, unbemerkt, wie er glaubt; aber ich bemerk' es doch. Ich fürchte

faſt, daß er ahnet, was in meinem Herzen vorgeht; denn er nennt Holdmanns Namen nicht, außer, wenn ich Anlaß dazu gebe, ſucht auch unvermerkt Alles zu entfernen, was mich an ihn erinnern kann. — Ach! als ob es einer ſolchen Erinnerung bedürfte! — Uebrigens behandelt er mich mit der größten Zartheit, — wie eine Kranke, mögt' ich ſagen. Er bleibt auch öfter, als ſonſt, zu Haus, oder dringt in mich, ihn auf großen Spaziergängen zu begleiten. Neulich ſchlug er mir vor, wir wollten ein Landgut am See mieten, aber bemerken Sie wol, an der Seite von la Meillerie, wo man dieſen, durch romantiſche Liebe berüchtigten Ort nicht ſehen kann. Es iſt Land dabei, etwas Weinberg und ein großer Garten. Er gab Winke, daß wir uns hier ländlich beſchäftigen, allerlei Verſuche machen, und ſo unſere Zeit ſowol nüzlich, als angenehm zubringen könnten. Auch hat er Bekanntſchaft mit einem mecklenburgiſchen Edelmann gemacht, der in der Nachbarſchaft ein ähnliches Gut gemietet hat, und ich merk' wol, daß er mich mit deſſen Gattin zuſammenzubringen ſucht; mit ei-

nem feinſinnigen, munteren und gebildeten Weibchen, das mir ganz recht wäre, wenn — mir jezt irgend etwas recht ſeyn könnte. Sie ſprach ſchon mehrmals davon, wie wir uns im nächſten Winter, auf eine wolthätige Art, beſchäftigen könnten, und ich merke wol, daß mein Mann das Geſpräch abſichtlich auf dieſen Gegenſtand leitet. In der Nachbarſchaft ſind viele Kinder, die meiſt gute Anlagen haben, denen es aber faſt ganz an Mitteln zur Bildung fehlt. Unſere Nachbarin that den Vorſchlag, eine kleine Schule mit ihren anzufangen, ſie in einigen Stunden des Tags zu unterrichten, die Mädchen in weiblichen Arbeiten zu üben, und uns dann recht zu freuen, unſeres Kopf- und Händewerks. Als Schönau zum Erſtenmal den Vorſchlag unterſtüzte, fiel mir gleich Göthes Stella ein, und ich fühl' an der Wärme meines Geſichts, daß ich ſehr roth wurde. Schönau bemerkt' es gleich, ob er gleich nur einen flüchtigen Blik auf mich geworfen hatte; denn er leitete das Geſpräch gleich auf den Gartenbau im Sommer, und auf Muſikpartien, die wir im Winter machen könn-

ten, so daß ich bald wieder in der gehörigen Fassung war. — Wirklich hat Schönau mehr Zartgefül, als ich ihm zugetraut hätte. — Ach! daß mein Herz solche Eigenheiten hat! daß er diesem Herzen nicht seyn kann, was ihm Holdmann war. War? was er ihm leider! noch ist. Gewis verdient mein Mann, daß ich ihn ganz und allein liebe; wär's auch nur wegen der Schonung und Delikatesse, womit er mich behandelt. Aber lieber Theophan; kann man etwas für sein Herz? Kann man der Neigung befehlen, auf wen sie sich lenken soll? Und hänge es von uns ab, ein Wesen zu lieben, weil man ihm seine Hochachtung nicht versagen kann? Ehe Holdmann in unseren Kreis trat, glaubt' ich mich zu keiner höheren, wärmeren Empfindung fähig, als die, die mir Schönau einflößte. Er war auch vollkommen damit zufrieden. Selbst mit Holdmann lebt' ich eine Zeitlang in ruhiger Traulichkeit, bis er, nach und nach, diese Leidenschaft in mir entzündete, die ich nicht überwinden kann, und nie überwinden werde. Rathen Sie mir indeß, lieber Theophan; leiten Sie

mich und tröſten Sie mich. Nie hab' ich die Nothwendigkeit und den Werth eines treuen väterlichen Rathgebers tiefer gefühlt, als jezt. Antworten Sie mir doch bald, auf dem gewöhnlichen, ſicheren Weg.

Zwei und neunzigster Brief.

Theophan an Elise Schönau.

Brukhelm.

Ich freue mich herzlich und danke Gott dafür, daß Heldmann weg ist. Auch muß ich gestehen: er hätte meine ganze Achtung verloren, wenn er nicht gegangen wäre, nach Allem, was ich ihm sagte, sagen mußte, dessen Wahrheit er nicht leugnen konnte. Ein Mann, der eine Leidenschaft in sich trägt, die zu nichts führen, nur ihn und den Gegenstand seiner Liebe unglücklich machen kann, der aber doch nicht flieht, nicht Alles thut, um sie zu ersticken, — der ist ein Bösewicht, oder ein Schwächling, ein Siegwart, der den Namen eines Mannes nicht verdient. Daß es Ihnen weh thun würde, wußt' ich vorher: aber auf den dem Schmerz, den Sie empfinden, müssen Sie selbst sehen, wie nothwendig seine Entfernung war. Jezt ist es nun an Ihnen, liebe Elise,

alle Ihre Kräfte anzuwenden, um dieſe Leidenſchaft zu überwinden, die ſonſt ein nagender Wurm an Ihrer Tugend und an Ihrem Lebensglük wird.

Ja; noch Einmal! Dieſe Leidenſchaft muß überwunden werden, alſo kann ſie es auch werden. Das können Sie nicht leugnen, daß Sie, hätten Sie ſich ihr ganz, ſo wie bisher überlaſſen, und Holdmann wär in Ihrem Hauſe geblieben, das Glük Ihres edlen Manns und Ihr eigenes, und das Glük Holdmanns geſtört, die Erziehung Ihres Kinds vernachläßigt, alſo Ihre heiligſte Pflichten verlezt hätten, eine treuloſe Gattin, und eine gewiſſenloſe Mutter worden wären. Das ſagt Ihnen Ihr eigenes Gewiſſen, und hat es Ihnen ohne Zweifel ſchon oft geſagt. Was wäre die Furcht, daß Ihr Schönau etwas von Ihren Empfindungen merken möte, und Ihre Sorgfalt, Alles vor ihm zu verbergen — was wär' es? anders, als Eingeburg eines böſen Gewiſſens? Und eine Leidenſchaft, die uns von dem Weg unſerer Pflichten ganz abführt, uns und die, deren Glük wir befördern ſollen, unvermeidlich unglüklich macht, ſollte nicht zu über-

winden seyn? Denken Sie, der Schöpfer unseres Herzens habe uns zu solchen Sündenmaschinen gemacht? Konnt' Er das wollen, der Alles that, um uns durch Pflichterfüllung, zu wahrer Glükseeligkeit zu leiten? Wie viele solche unüberwindliche Leidenschaften sind schon überwunden worden? Es ist Vorwand, Feigheit, oder verborgener Hang, sie zu nähren, wenn man sie für unüberwindlich ausgiebt, und Lästerung der menschlichen Natur, in Ernst zu behaupten, daß der Mensch gerade dann eine blos leidende Maschine wäre, wenn er am thätigsten seyn, am kräftigsten einwirken sollte.

Aber vor Allem muß man sich nicht bereden, daß sie nicht überwunden werden könne. Dieser unseelige Wahn raubt Muth und Entschluß, daß man nicht einmal den ernstlichen Willen hat, sie zu überwinden. Wer am Fuß eines Bergs steht, und wirklich wähnt, daß er ihn nicht ersteigen könne, der ersteigt ihn gewis nicht. Wer keinen Glauben an seine Kraft hat, für den ist es eben so, als hätt' er wirklich keine. So gewis können Sie diese Leidenschaft überwinden, oder in die Grenzen einer ruhigen Neigung leiten; daß ich — of-

ſen geredet, meine Achtung gegen Sie verlie-
ren würde, wenn Sie nicht Alles thäten und
aufböten, um ſie zu überwinden.

Alles! — Dazu gehört denn vorerſt, daß Sie nach einiger Zeit nicht mehr davon reden, davon ſchreiben, über Holdmanns Entfer-nung klagen. Gar nicht klagen, wenn das Herz leidet, iſt nachtheilig, weil es die Leiden-ſchaft zu ſchnell eindämmt; aber zu lange kla-gen, taugt eben ſo wenig, weil es ihr ein breites Bett öffnet, daß ſie ſich nach Herzens-luſt ergießen kann. Eine Wunde muß ſich frei-lich Anfangs ausbluten: aber wenn man immer daran reizt; ſo heilt ſie nicht. Gewöhnlich glaubt man, es ſey Einerlei, ob man von et-was rede, wenn man doch ohnehin unwillkühr-lich daran denkt. Aber das iſt ganz unrichtig. Man hat ſich ſchon einen Grad mehr nachge-geben, wenn man von etwas redet, woran man auch nicht einmal denken ſollte. Die Ver-kehrtheit hat ſich verkörpert, verſinnlicht; und ſie hat eben dadurch ſchon mehr Nahrung be-kommen. Das Innere hat auf das Aeußere ge-wirkt, und es fehlt nicht: dies Aeußere wird wieder auf das Innere wirken. Sehen Sie

doch, wie andere Leidenschaften, z. B. Zorn, vermehrt werden, wenn man ihn in Worte ausbrechen läßt. Begreifen Sie jezt, warum Ihr Schönau, der gewis Ihr ganzes Inneres durchblikt, Ihnen Holdmanns Namen nicht ohne Noth nennt? Er will die Wunde Ihres Herzens nicht reizen, damit sie Ruhe zum heilen habe.

Das Nemliche will er auch durch die Vorschläge, die er Ihnen auf eine so zarte Art thut. Er will Sie beschäftigen, liebe Elise, damit Sie nicht über sich hinbrüten; und Beschäftigung, besonders wolthätige Beschäftigung, ist das beste und sicherste Mittel, Sie von Ihrer Leidenschaft zu heilen. Der Genius der Wolthätigkeit hat den besten Balsam für ein verwundetes Herz, und träufelt ihn sanft hinein. In den Freudenthränen Unglüklicher, die wir beglüken, bereitet sich eine Arzenei, die unsere, durch Leidenschaft gelähmte Kräfte wieder herstellt; und aus den dankbaren Bliken von Menschen, deren Geist wir weken, stralt ein elektrisches Feuer, das selbst eine innere Apoplexie wiederherstellen kann. Beschäftigung an sich leitet schon den Menschen

auf den Weg der Natur, von dem er ſich durch unthätiges Hingeben an Eine Leidenſchaft entfernt hatte. Sie zwingt ihn, ſeine Gedanken auf etwas Anders zu richten, in etwas Anders zu leben. Die Phantaſie kommt zur Ruhe, und der Verſtand, auf deſſen Koſten ſie ſchwelgte und wütete, tritt wieder in ſeinen Beruf. Selbſt in dem leidenſchaftlichen Schmerz gefällt ſich der verweichlichte Menſch; und wähnt, groß zu ſeyn, wenn er ihm unterliegt, und intereſſant, wegen der ſchimpflichen Sklavenketten die er trägt. Beſchäftigung verſchafft ihm allmälich den freien Gebrauch ſeiner Kräfte wieder, und jedes Gefül der Freiheit iſt wolthätig. Nur Anfangs muß man ſich zu Thätigkeit zwingen, wie zu einem kalten Bad; in der Folge ſtärkt ſie aber, wie dieſes. Gewis hat Ihr Schönau das beſte Mittel gewält, um Sie zu heilen.

Und mit welchem Zartgefül that und thut er dies! Keine Anſpielung, kein Wink darauf, daß er eine Leidenſchaft in Ihnen ahne! Alles, als ob es um ſeinetwillen geſchähe, als ob Sie ihm dadurch einen Gefallen erwieſen! Ich wollte wol wetten, daß er Ihrer Nachbarin

die Idee, Kinder zu unterrichten, unvermerkt untergeschoben hat. Er wird sicher, auch daran Theil nehmen, wird große Freude daran bezeugen; das wird Sie ermuntern, fortzufahren, wenn Sie etwa ermüden sollten. Er wird es Ihnen durch Liebe zu vergelten suchen; und am Ende — Sie sollen sehen — wird er Ihnen danken, daß Sie — sich von ihm haben leiten lassen. Wer hat Ihnen nun mehr wahre, uneigennüzige Liebe bewiesen, — Holdmann, der sein Herz an dem Ihrigen schweigen lassen wollte, selbst auf die Gefahr hin, Sie und eine ganze Familie unglüklich zu machen, oder Ihr Schönau, der es wol bemerkt, daß Sie einen Andern lieben, der aber durch keine Mine die widrige Empfindung merken läßt, die ihm dies erregen muß, — nur an Sie denkt, für Sie sorgt mit aller Feinheit und Menschenkenntniß, zu der nur ein solcher Mann fähig ist; der nur Sie beruhigen will, wie auch sein Herz dabei leiden möge? Wär' es Ihnen möglich, diesen Mann nicht zu lieben, dem Sie Ihre Achtung nicht versagen können, der Ihnen seine Liebe, nicht durch Worte, sondern durch Handlungen, durch Verleugnung,

durch ſchwere Opfer zeigt? Nein, ich rechne auf die Geſundheit Ihres Herzens,

Doch; wenn Sie bis jezt wähnen, daß Ihre Leidenſchaft für Holdmann unüberwindlich ſey; wenn Sie fülen, daß ſie doch überwunden werden müßte, weil Ihr ganzes häusliches Glük davon abhängt — o! meine Theure, warum keine Spur, daß Sie Ihre Zuflucht zu dem Mitel genommen haben, das uns der Schöpfer unſeres Herzens ſelbſt empfielt, das ſchon ſo viele Tauſende geſtärkt hat, wo ſie ſich zu ſchwach fülten? Warum beteten Sie nicht? Sie wollten ja doch wol Herr werden über Ihre Leidenſchaft!?! — — Ehemals war' Ihnen Religion und Gebet viel. Als Ihre Herda krank war, beteten Sie ſo fleißig, und Sie ſagten mir ſelbſt, wie viel Ruhe Ihnen dadurch geworden ſey. Warum jezt nicht? — Das verirrte Kind, das den Vater erreichen kann, und doch nicht nach ſeiner Hand reicht, iſt ſelbſt Schuld daran, wenn es ſich nicht zurecht findet. Glauben Sie mir, Liebe, der ich es ſo oft erfuhr, an mir und an Andern: das Gebet erhebt uns über die Erde, in die Nähe Gottes, und jede Erdenleidenſchaft ſchweigt, in

der Nähe deſſen, der uns ſo hoch erhoben hat. Wenn ſich ein ſo trautes, heiliges Verhältniß mit Gott anknüpft, durch Bitten und Glauben: dann fülen wir, wie kleinlich alle Verhältniſſe ſind, die ohne Ihn beſtehen, und wie ſträflich Alle, die man vor Ihm verbergen muß, wenigſtens verbergen mögte. Durch Gebet kommt ein himmliſcher Friede in unſere Seele, der den Sturm der Leidenſchaft wenigſtens beſänftigt, wenn er ihn auch nicht ſtillt. Das ſind die natürlichen Folgen des Gebets. Und gäb' es keine andere, höhere? Kennen Die keine aus Bibel und Erfahrung? O! Gott hat unſerer nicht geſpottet! Er hat uns nicht ſo oft aufmuntern laſſen, zu beten, uns nicht ſo oft verſprechen laſſen, daß Er uns erhören wolle, wie ein guter Vater ſein Bitten des Kindes hört, wenn Er uns auf alles Bitten — nichts geben, ſondern uns nur zu einer heilſamen Uebung bringen wollte. Er weiß viel zu gut, daß wir nicht ernſtlich beten, bitten könnten, wenn wir nicht g'aubten, daß Er uns etwas geben werde auf unſer Beten hin; und Er weiß wol, daß wir das nur eine Zeitlang glauben könnten, wenn uns nicht gegeben würde. Liebe

Eliſe; verſuchen Sie es, wenn Sie es noch nicht verſucht haben, und auch wenn Sie es vergebens verſucht haben. Geben Sie ſich dem Vater im Himmel, eben ſo offen hin, wie Sie ſich mir hingeben, oder noch offener, wenn es möglich iſt. Noch beſſer: klagen Sie Alles, dem, der „verſucht ward von allen Seiten, wie wir", und der doch, wie der Vater, helfen und erhören kann. Wollten Sie Ihre Leidenſchaft noch nicht recht ernſtlich los ſeyn, was ich faſt fürchte; ſagen Sie Ihm das auch. Man darf Ihn um das Wollen bitten, wie um das Vollbringen, denn Er wirkt beides. Halten Sie an, werden Sie nicht müde. Thun Sie ehrlich, was Sie können; ergreifen Sie jedes Mittel, das Ihnen dargeboten wird, von dem, der Alles lenkt, in deſſen Hand Alles Mittel iſt. Und — ich wiederhole, was ſchon hundertmal geſagt iſt — wenn der Menſch zu einem guten Zweck thut, was er kann; ſo thut Gott gerne, was der Menſch nicht kann.

Ich hab' Ihnen meinen Rath gegeben. Jezt wend' ich mich für Sie an den, der verſprochen hat, Er wolle „Ruhe geben, für das Herz."

Drei und neunzigster Brief.

Emmeline Nilant an Nannette Syllmann.

Holdau.

Leider! ist es mit unserer ehemaligen Kalliene so gegangen, wie ich es längst befürchtet habe. Königsfeld unterhält sie wirklich als Mätresse; es ist öffentlich bekannt. Sie ist auf einem Dorf, nicht weit von Paris entbunden worden; das Kind soll todt gewesen seyn, wie man sagt. Sie hat etwa vor einem Jahr, ihren Mann beredet, zu ihr zu kommen, wie man sagt. Das Kind soll auf seinen Namen getauft worden seyn, wie man sagt. Doch; was sagt man nicht Alles? Du weißt ja wol, daß es an der Tagsordnung ist, eine Herabgesunkene noch mehr herabzustoßen, damit sie sich ja nicht wieder erheben könne. Alle Pariser Weiber, die mit ihr umgiengen, vielleicht viel schlimmer als sie, haben sich von ihr gewendet, und reden verächtlich von ihr, wenn sie anders noch ihren Namen nen-

nen. Sie lebt mit lauter Schauſpielerinnen und Opertänzerinnen, mit lauter Weibern ihres Gleichen, mit unterhaltenen Mädchen. Königsfeld hängt noch immer an ihr; giebt aber ſeine anſtändige Feten außer dem Hauſe, vermuthlich weil er ſie nicht unter ordentliche Weiber zu bringen wagt, und ſie doch nicht zurükſtoßen will. Das Alles habe ich von einer hieſigen Frau gehört, die kürzlich aus Paris zurükgekommen iſt, und viel in Königsfelds anſtändigem Kreiſe gelebt hat. Wie mich das Alles ſchmerzt, kannſt Du denken; oder vielmehr, Du denkſt Dir's nicht. Hundertmal ſprachen wir davon, daß es ſo kommen werde, faſt nicht anders kommen könne; und doch fiel es mir auf, als wenn ich mir die Möglichkeit eines ſolchen Vorfalls nie gedacht hätte. Es iſt damit, wie mit dem Tod eines geliebten Menſchen, den man voraus ſieht. Man hat ſich lange vorher geſagt, daß er bald erfolgen werde; und doch erſchrekt man bei der Nachricht, daß er erfolgt ſey, als hätte man von ſeiner Krankheit nichts gewußt.

Die verſunkene, unglükliche Kallione! Und noch verſunkener, unglüklicher, weil ſie

ſich nicht für unglüklich, vielleicht gar nicht für verſunken hält. Die Strasburger Dame ſah ſie an einem öffentlichen Ort, ſo geputzt, ſo heiter, ſo ſichtbar kokettirend, ob man ihr gleich ihre 35 Jahre anſah, daß ſie dieſer, blos dadurch auffiel, — in Paris! Und wie war ſie ſo liebenswürdig! Wie liebten wir ſie! — Ich liebe ſie noch! — Wie naiv, wie geiſtreich wußte ſie zu ſcherzen, zu neken! Und doch, wie herzlich konnte ſie wieder ſeyn! Wie wußte ſie ſich an Jedes anzuſchmiegen, Jedem ſo viel und das zu ſeyn, was es faſſen konnte und bedurfte! Wie oft hat ſie unſeren kleinen Zirkel erheitert! F. war oft auch allerliebſt, aber auch oft unausſtehlich, wenn er ſich überall langweilte, nie in der Gegenwart lebte, ſondern immer Ideale träumte, wenn er ſich mit einer verächtlichen Unmännlichkeit, durch Alles verſtimmen ließ. Und wie wußte ſie ihn dann zu behandeln, zu leiten, zu erheitern, ſeine Schwächen wenigſtens zu verbergen, wenn ſie ſie nicht wegtilgen konnte! O! wie hätte ſie auf ihn wirken können; ſie hätte ihn mit der Zeit zuverläßig umgeſtimmt, und er hätte ſie allmälig an mehr Stille und dekorirte häusliche

Freuden gewöhnt, die er doch sehr liebte. Aber das kömmt von dem unseeligen „sich gehen lassen," was die hohe Weisheit unserer Genies ist, und was wir mit allen Thieren des Feldes gemein haben. F. liebte pränumerirten Genuß der Zukunft, die er sich idealisirte, Phantasiegenuß; Kallione liebte Gesellschaft, Scherz, Spiel, kleine, leichte Kourmachereien, Genuß der Gegenwart. Nun hätt' Eins sich in das Andere schiken, manchmal Eins an des Andern Freuden Theil nehmen, ihm Geschmak an den seinigen einzuflößen, — sie hätten wenigstens beisammen bleiben sollen; denn Mann und Frau gehören zusammen, das ist Ordnung Gottes und der Natur. Aber nein! da wollte man sich keinen Zwang anthun; Jedes sollte leben nach seinem Geschmak. Man trennte sich, — nicht auf vier Wochen, sondern auf halbe Jahre, aus lauter Zartgefül und Liebe. Es ist wahr: Kallione sehnte sich, wieder bei F. zu seyn: aber dieser wich aus, wollt' erst allerlei veranstalten, vorbereiten, wollte seiner Kallione nicht das Herzeleid anthun, auf dem Land leben zu müssen. Kallione, leichtsinnig genug, überließ sich nun dem Genuß der Gegenwart. Jezt wurde

ſie mit Königsfeld bekannt; er intereſſirte ſich für ſie. — Wir wiſſen ja, wie intereſſant ſie ſeyn kann! — Und nun war ſie verloren; denn er befriedigte Ihren Genußdurſt und ihre Eitelkeit zugleich. Unglüklicher weiſe ſchlug er ihr vor, mit ihm nach Paris zu reiſen. — Er konnte ſie ſchon nicht achten, da er ihr dies nur vorſchlug. — Ihr Mann war Schaafs genug, um es ihr zu erlauben, — aus lauter Delikateſſe und Liebe. Nun warf ſie ſich in alle Luſtbarkeiten von Paris, und wollt' es. Sie ſezte den weiblichen Wolſtand bei Seite und wollt' es. Königsfeld machte wirklich den Verliebten, und ſie wollt' es. — Jezt ſollte ſie zurükkommen, F. wollte ſie abholen; aber ſie wollte nicht. So iſt ſie verſunken, bis auf den Grad, daß ſie — ich mag's nicht aufs Papier ſchreiben. Und ſo werden noch tauſend eitle und genußdurſtige Weiber verſinken, wenn ſie ſich geben laſſen und Gelegenheit kommt. Sie werden zu ..... herabſinken, und wenn ſie auch vorher Engel der Unſchuld waren.

Und doch lieb' ich ſie noch. — Sollte man auch eine Verblendete nicht mehr lieben, weil

ſie ſich in einen Abgrund ſtürzte, aus dem ſie kaum mehr zu retten iſt? — Ich weiß, Du biſt ſehr ſtreng, liebe Nannette, gegen leichtſinnige Weiber: aber bedenke doch den Charakter — darf ich nicht mehr ſagen: unſerer? Kalliope; ihren Mann, ihre Lage, den Zuſammenſtos aller Umſtände — ach! ſie iſt zu bedauren. Freilich hätte ſie ſich ſollen warnen laſſen, und ſie thar'ts nicht: aber kann man auch in dem Strudel, in dem ſie lebte, zu ſich ſelbſt kommen? Sie hat mir auf meinen lezten Brief ſpöttiſch geantwortet: aber vielleicht war ich zu hart; ſie fühlte ſich beleidigt, durch meinen Troz, durch mein Aufkündigen aller Freundſchaft. — Kurz Nannette! Wenn ich noch jezt etwas für ſie thun könnte; ich thät' es gerne. Ich reiſete ſelbſt nach Paris, wenn ich hoffen dürfte, ſie dem Laſter zu entreißen. Freilich darf ich das jezt nicht hoffen. Aber wenn Königsfeld ſie einmal müd' iſt, was nicht ausbleiben wird. — Der rechtliche Mann verläßt ſeine Gattin nicht, wenn ſie ihm auch nicht mehr gefällt, weil er ihre Weiblichkeit achtet; aber man verläßt leicht eine Mätreſſe in dieſem Fall, weil man ihre Weiblichkeit nie

achten konnte. — Wenn Königsfeld sie verläßt: dann hoff' ich noch. Dann will ich zu ihr eilen, und sie mit schonender Liebe überhäufen, und sie aus dem verpesteten und verpestenden Dunstkreis herausholen, und sie zu mir nehmen, und sie mit ihrem F. aussöhnen, wenn es möglich ist. Könnt' und sollt' ich fehlerhafteres Wesen, denn weniger für eine verirrte Freundin thun, als der fehlerlose, heilige Gott für verlorenen Menschen thut? — So lehrt mich meine Bibel, so lehrt mich mein Herz, voll von Liebe zu dem, der uns sagte, es sey Freude im Himmel, über Einen Verkehrten der seinen Sinn ändert, und der es durch seine Thaten zeigte, daß Er zu den Himmlischen gehöre. Ich weiß, liebe Nannette, daß Er Dir wenig gilt; daß Du Philosophin bist. Ich wünsche nur, daß Deine Philosophie Dein Herz nicht verhärtet haben möge. O! daß Du meiner Meinung wärest! Wir reisten mit einander nach Paris, und retteten die Unglükliche,

Vier und neunzigster Brief.

Nannette Spilmann, an Emmeline Milant.

Strasburg.

Nein; ich bin nicht Deiner Meinung, Emmeline; und begreife nicht, wie du so schwach seyn kannst. Kallione ist versunken und wollte versinken; sie hat sich einem Lüstling preis gegeben, und wollte es. Mag sie unglüklich seyn; sie verdient's. Ich wende mich weg von ihr; ich verachte sie; ich habe sie nie gekannt. — Nach dem heiligsten, unveränderlichen Naturgesez wird sie unglüklich werden; und das muß sie. Du kennst meinen Grundsaz, so zu handlen, daß das Prinzip, nach dem ich handle, Grundsaz für alle sittliche Wesen werden könnte. Es kann aber nicht Grundsaz für alle sittliche Wesen seyn, den Versunkenen mit Liebe entgegen zu kommen. Was bliebe dann für die Guten übrig? Du hast sie gewarnt; sie

hat nicht gehört. Wer nicht hören will, der muß fülen. Nenne mir ihren Namen nicht mehr; so wenig wie den Namen ihres schafsköpfigen Manns. Ihm steht es besser an, so zu handlen, wie Du handlen willst. Doch, Du handelst nicht aus Schwäche; dazu kennt' ich Dich zu gut. Deine verkehrte religiöse Ansichten verleiten Dich dazu. Magst Du sie indeß behalten. Du bist ein gutes Wesen mit ihnen, und wärest es auch, ohne sie. Nur: mein Gott ist nicht so schwach wie der Deinige; und handelt' Er auch, wie Deine Bibel sagt, so sind wir Menschen und nicht Gott. Nachsicht gegen Laster darfte, ist Nachsicht gegen das Laster. Kallione soll mein Angesicht nicht mehr sehen, und wenn sie, durch Noth zur Reue gebracht, sich halb blind geweint hätte. Dabei bleibt's!

Fünf und neunzigster Brief.

Emmeline Milant an Nannette Syllmann.

Holdau.

Ich ſage nichts dagegen, daß Du mit anderen Augen auf Kalliene und ihre Lage blikſt. Ich laſſe Jeden nach ſeiner Ueberzeugung handlen. Aber Du biſt meine Freundin; Du ſcheinſt zu glauben, man ſey es der Tugend ſchuldig, hart gegen Laſterhafte zu ſeyn. Dagegen muß ich reden, und Dir wenigſtens auch meine Gegengründe ſagen. „Kalliene muß unglüklich werden,“ ſagſt Du, und ich fürchte ſelbſt, ſie wird es werden. Aber muß ſie darum auch unglüklich bleiben? Wie viele Tief-Gefallene haben ſich aufgerichtet, ſind beſſer worden, wie ſie je waren, und glüklicher, als ſie vielleicht ohne dieſen Fall je geworden wären? Sollt' es denn Grundſaz für alle ſittliche Weſen ſeyn, ſich von den Verirrten, Gefallenen wegzuwen-

den, sie mit Verachtung von sich zu stoßen, auch wenn sie ihre Verirrung erkennen und gerne wieder umkehren wollen auf den rechten Weg? Wie könnten sie denn je anders werden? Ohne Muth und Vertrauen wird kein versunkener Mensch besser. Er wird zerknikt, oder wütend; unfähig zu irgend einem festen Entschluß, oder Feind aller Guten und alles Guten. Kann das der wollen, der gewis alle Wesen zu Tugend und Glükseeligkeit schuf, und kein Gott seyn müßte, wenn Er seinen Zwek nie erreichte? Schwäche wär' es von unserem Gott, wenn Er die Verkehrten so lange leiden ließ, bis sie zur Erkenntniß ihrer Verkehrtheit kämen, und dann ihnen Muth machte, daß sie doch nachlassen, und einst glüklich werden könnten? Offenbar wär' es Liebe, und Liebe ist nie Schwäche. Aber wenn auch Gott so hart wäre, seyn müßte, wie Er es gewis nicht ist; sollen wir es darum auch seyn? Wir sind Menschen und nicht Gott; sagst Du selbst. Wir haben nicht zu bestrafen, sondern nur Nachsicht mit fehlenden zu haben, wie Gott mit uns haben muß. Also — wenn Kallone ihr Vergehen und ihr Unglük fült; so werd' ich zu

ihr fliehen, ihr Angeſicht ſehen, an ihren Hals fallen, ſie mit voller Liebe übergießen, erreichen, beſchämen, und ſo dadurch zu retten ſuchen, wenn ſie zu retten iſt. Dabei bleibts auch!

Sechs und neunzigster Brief.

Eliſe Schönau an Theophan.

Vevay.

(Zwei Jahre nach dem lezten Brief.)

Ich hab' Ihnen lange nicht geſchrieben, lieber Theophan; und gewis haben Sie es für ein gutes Zeichen angeſehen. Das war's und iſt es auch. Ruh' und himmliſcher Friede iſt in mein Herz zurükgekehrt. Ich habe jedes Mittel ergriffen, das Sie mir riethen, und was mir mein edler, großherziger Schönau unvermerkt hinſchob. Wir haben ein ſchönes Landgut gemietet, und ich habe viel gegärtnert, Gemüſe und Blumen gezogen, Bäume beſchnitten, gepropft, okulirt. — Sie müſſen wiſſen, daß Schönau ſehr viel vom Obſt- und Gartenbau verſteht. — Wir haben gemeinſchaftlich gearbeitet; oft iſt unſere kleine Nachbarin dazu gekommen und hat geholfen. Dafür hat Schönau in ihrem Garten wieder Manches angeord-

net, und ihr Manches gezeigt. Als das Obſt abgenommen und die Weinleſe gehalten war, haben wir Anſtalten zu unſerer Winterſchule gemacht. Die Männer haben ſich mit den Knaben und wir mit den Mädchen beſchäftigt. Jene ſind im Leſen, Schreiben, Rechnen und im Zeichnen geübt werden. — Schönau zeichnet ſehr artig. — Wir haben die Mädchen auch im Leſen, Schreiben, Kopfrechnen, aber hauptſächlich im Striken, Nähen, beſonders im Fliken und Stopfen geübt, was dem Armen ſo nöthig iſt. Gegen Abend wurden die beiden Geſchlechter zuſammengebracht, und es wurden allerlei geiſtliche, aber auch muntere Lieder eingeübt, die ſie jezt ſchon recht artig, in zwei Stimmen ſingen. Das iſt das Departement unſeres Mekkenburger Nachbars, der Muſik, beſonders Geſang, ſehr liebt. Ich bin erſtaunt, wie die Kinder treffen, wenn ſie nach der Nägeliſchen Methode geübt werden. So vergieng das Erſte Jahr und das Schwerſte. Anfangs war ich oft zerſtreut, und wußte ſelbſt nicht, was ich that. Aber ich wollte, und wollte ganz! — O! Theobau, wie hab' ichs erfahren, was ein ganzer Wille vermag! Man

ist gemeiniglich mit einem dreiviertels Willen hoch zufrieden. — Sobald indeß Schönau Zerstreuung an mir bemerkte; so kam er mir zu Hülfe. Er bot sich an, mir etwas zu zeigen. Ich mußt' ihm helfen, einen Espalierbaum beschneiden, wo man seine Gedanken zusammen halten muß. Er arbeitete an meiner Seite; machte mir Bemerkungen über die Arbeit, ließ mich sie unter seinen Augen fortsezen, und unterhielt mich dabei, aber immer von der nächsten Gegenwart; immer ganz prosaisch. Als ich Anfangs einigemal doch in ein düsteres Hinbrüten verfiel, fast ohne Bewußtseyn dessen, was in mir vorgieng, ergriff er meine Hand, und sah mich mit so viel theilnehmender Liebe an, daß ich vor ihm hätte niedersinken und seine Knie umfassen mögen. Aber er ließ es durchaus zu keiner rührenden Szene kommen. Immer fiel ihm eine Arbeit ein, die wir jezt gemeinschaftlich vornehmen mußten, oder ein kleiner Kunstgriff, den wir — immer wir; nicht er allein, und nicht ich allein! — den Nachbarn zeigen wollten. Und so kam das Herz in Ruhe. Wollt' es nicht; wurde mir der Kampf zu schwer: O Theophan, wie drängs

te mich's zum Gebet! Ich mußte beten, wie ich athmen mußte; und wie bald wurde mir Ruhe gegeben! Ich habe lebendig erfahren, daß Gott thut, was wir nicht können, sobald wir ehrlich thun, was wir können, und uns kindlich wenden zu Ihm. Im folgenden Winter gieng es schon besser. Die Kinder beschäftigten mich sehr. Schönau sorgte dafür, daß mir das Kopfrechnen übertragen wurde, und daß ich auch Pestalozzische Uebungen anstellen mußte. Er wußte wol, daß man da immer gegenwärtig, immer lebendig und thätig seyn muß. Die Fortschritte der Kinder freuten mich immer mehr, und ihre Anhänglichkeit an mich. Beschwichtigte ja selbst die schwärmerische Stella manchmal dadurch ihr Herz! „Ich lehre kleine Mädchen striken und klöpfen," sagte sie, „nur um nicht allein zu seyn, nur um was außer mir zu sehen, das lebt und zunimmt." (Und das durch mich zunimmt, hätte sie hinzusezen können.) „Wenn ich mich thätig, munter fühle, zu den Geschäften des Tags; dann ist mir's wol; dann treib' ich eine Zeitlang herum, verrichte und ordne, und fahre meine Leute an, und in der Freiheit meines

Herzens dank ich laut auf, zum Himmel, für die glüklichen Stunden.“ Und es würde sich gewis für immer beschwichtigt haben, wenn sie nicht blos gedankt, sondern auch gebetet hätte. Eins folgt doch so natürlich aus dem andern!

Jezt ist mir's wol; woler, als es mir je in Holdmanns Umgang war. Der Mensch ist nicht gemacht, um immer Lekerbissen zu genießen. Das verdirbt ihn für die gesunde, einfache Haukmannskost; er wird immer lekerer, und am Ende schmekt ihm nichts mehr. So war mein Leben mit Holdmann; so wär' es worden. Mein jeziges Leben ist ganz anders. Es ist ruhig und nüzlich. Das ist doch eigentlich das Fundament aller wahren Glükseeligkeit. Schönau giebt mir keine schmachtende Blike, keine süße Worte, oder doch selten. Aber seine Handlungen zeugen von Liebe. Er schont mich, sorgt für mich, schafft mir Freuden, die nichts an mir verderben, meine Phantasie nicht aufregen, den wunden Flek meines Herzens nicht berühren, die mich für andere Freuden nur empfänglicher machen. Er lebt ganz für mich. Und das Alles, mit einem so natürlichen, ruhigen Wesen, als thue er nichts für mich. Ich

acht' und lieb' ihn unaussprechlich, obgleich nicht mit der stürmischen Leidenschaft, die ehemals in mir war.

Und so hab' ich denn erfahren, was Sie mir gleich Anfangs sagten, daß keine Leidenschaft unüberwindlich ist, daß man jede überwinden kann, wenn man redlich will, guten Rath folgt, und — betet.

Tausendfacher Dank Ihnen, theurer, väterlicher Freund! Sie haben mich gerettet! Kommen Sie nun auch, um Ihr Werk zu sehen. Es muß Sie glüklich machen, wie ein Gott glütlich seyn kann.

Sieben und neunzigster Brief.

Aline W—z an Mine Barchfeld.

Nordbach.

Nein, liebe Mine; meine Großmuth, — wie Du es zu nennen beliebst, hat mich nicht gereut. Sie hat eben so gut auf meinen Mann, als auf Arrow gewirkt. Arrow habe ich wirklich Respekt eingeflößt. Er hat gesehen, daß meine bisherige Güte gegen ihn keine Schwäche war, und daß ich doch die Sache nicht so weit treiben wollte, als ich konnte. W—z war im Grund auch froh, daß Alles ohne großes Aufsehen endete. Hätt' ich das Billet vorgelesen, mit all den bitteren Beinamen, die darin meinem Mann gegeben wurden; so hätt' Arrow wüthend werden müssen. W—z mußt' äußerst beschämt darüber seyn, daß er so grob getäuscht war. Wer weiß, wie weit es mit den beiden stolzen, heftigen Männern gekommen wäre. Nein; man muß seinem

Feind eine goldene Brüke bauen, wie das Sprüchwort sagt; damit er sich zurükziehen könne, und nicht zur Verzweiflung gebracht werde. Man muß Niemand tief beschämen, von dem wir Liebe erwarten; denn wer uns beschämt, den lieben wir nicht. Vor einem Rükfall vor Arrow's Seite war ich sicher. Wußt' er ja nicht, ob ich nicht noch mehrere seiner Billets und Briefe aufbewahrt hatte, und was darin enthalten seyn konnte! — Wirklich war auch eine tiefe Beschämung und Kränkung nicht nöthig. Arrow war verlegen, kalt gegen mich, mied mich auch, wenn es nicht auffiel: aber er war höflich, unterhielt sich mit mir über gleichgültige Gegenstände, und sagte kein bitteres Wort. Weiter verlangt' und verlang' ich nichts von ihm. Mein Mann war wieder gut, herzlich und offen; besonders seit er merkte, daß ich die übelklingende Saite nicht mehr berühren wolle. So lebten wir eine Zeitlang ganz leidlich mit einander; und Arrow genirte mich nur dadurch, daß ich seinetwegen nicht oft mit W—z allein seyn konnte. Auf diesen wirkt' er nur dadurch übel, daß er ihm Mißtrauen, fast gegen alle Menschen einflößte,

also ihn von dem Umgang mit ihnen ziemlich abzog. Indeß trug ich das, was mir mein Schikſal zu ſeyn ſchien, geduldig. Vorher hatt' ich oft, aus innerem Herzensdrang, beſtimmt darum gebeten, daß doch der finſtere, menſchenfeindliche Menſch aus unſerem Haus entfernt werden möge. Auch nach dem entſcheidenden Auftritt ſeufzt' ich noch manchmal, nach Erlöſung; aber ohne meine Bitte in Worte zu faſſen, noch weniger alſo, um Arrows Entfernung zu bitten. Aber ohne mein Zuthun wurde mehr, als ich je zu bitten gewagt hatte. Höre!

Arrow hat einen Bruder, den er ſehr liebt, deſſen ganzes Glük aber von einer Tante abhängt, die bisher viel aus ihm machte, die er aber durch einen unvorſichtigen Streich ſehr aufgebracht hatte. Dieſe Tante hat ein unbegränztes Zutrauen zu mir; ich ſtehe mit ihr in beſtändiger Korreſpondenz. Jezt ſchrieb der Bruder, wie ſehr die Tante gegen ihn aufgebracht ſey, und daß ſie nur durch mich wieder mit ihm ausgeſöhnt werden könne. Er bat ihn alſo dringend, Alles zu thun, damit ich mich für ihn verwenden möge; ſein ganzes

Glük hänge davon ab. Bleibe ſie unverſöhnlich, ſo müſſe Arrow durchaus zurükkommen; ſie müßten zuſammen leben, weil er von ſeinen Einkünften allein, durchaus nicht leben könne. Auf jeden Fall müſſ' er zu der Tante reiſen, und durch den Empfehlungsbrief von mir, die Tante mit ihm aufzuſöhnen ſuchen. Was wollt' Arrow thun? Seines Bruders Unglük wollt' er gern verhindern. Er mußte ſich Gewalt anthun, mir die ganze Sache anvertrauen, und mich um meine Verwendung bei der Tante bitten. Ich ſagte ſie ihm ſogleich zu, unter der Bedingung, daß ſein Bruder offen ſchreibe, wodurch die Tante ſo aufgebracht worden ſey. Der Bruder that dies, und ich ſah, daß es wirklich blos Unvorſichtigkeit und keine Bosheit geweſen war. Er hatte nemlich etwas ausgeplaudert, was ihm die Tante anvertraut hatte, und der alten, empfindlichen Frau dadurch Verdruß zugezogen. Ich ſtellte das Alles nun der Tante in einem Briefe vor, bat ſo dringend, dem gutherzigen, aber unvorſichtigen Vetter zu verzeihen und ihn nicht unglüklicher zu machen, als er durch ſeine Reue ſchon ſey. Ich faßte Sie von der Seite ihrer

Religiosität an; ich erinnerte sie an ihre Jugend, an manche Unvorsichtigkeit, die sie selbst begangen und mir erzält hatte. Ich malt' es ihr aus, wie beschränkt der arme Mensch werde leben müssen, wenn sie ihn enterbe. Kurz: ich hatte mirs Ernst seyn lassen, auf die Frau zu wirken. Ich ließ Arrow den Brief lesen, siegelt' ihn vor seinen Augen, und übergab ihn ihm. So eine ernstliche Verwendung hatt' er nicht erwartet. Er war beschämt, verwirrt, gerührt. Er wußte nicht, wie er mir genug danken solle. Er hätte sich wol vor mir auf die Kniee geworfen. Ich brach aber kurz ab, sagte nicht einmal meinem Mann etwas davon, bis es ihm Arrow erzält hatte, und er mich darum fragte. Jezt bin ich seine große Gönnerin, und auch bei W — z hab' ich dadurch gewonnen. Die natürliche Folge davon ist aber, daß Arrow auf alle Fälle weg muß. Versöhnt er die Tante; so muß er gewis eine beträchtliche Zeit bei ihr bleiben; dann beziehen wir ein anderes Haus, in dem kein Plaz für ihn ist. Bleibt sie unversöhnlich, was ich aber nicht glaube, so muß er mit und bei seinem Bruder leben. Und wir werden ihn los, was

immer gut ist, wenn er mich auch wie eine Göttin verehrte, weil er mit seinem finstern Sinn meinen Mann anstekt.'

Sieh, liebe Mine; so ist Dein Wort erfüllt worden: wenn man thut, was man kann, und sich zu Gott wendet; so thut Er, was man nicht kann. Ich lebe jezt so vergnügt mit W — ł, und er beweiset mir so viel Achtung, wie er mir fast nie bewiesen hat. Gott sey Dank, und Dir für Deinen Rath. Der Vorfall soll mir gewis eine ewige Erinnerung seyn, daß gänzliche Offenheit in der Ehe die feinste Klugheit ist.

In dem ersten Theil dieser Schrift bittet man, vor dem Lesen, folgende Drukfehler zu verbessern:

Statt: Gontad, lese Gontad.
Statt: Ligue, ligne; — und so überall wo diese Nasmen vorkommen.

S.	4	Z.	2 v. o.	statt: Laïsse, Laïsse.
	12		3 v. u.	— Conamore, com amore.
	14		1 v. o.	— und, nur.
	21		8 —	— konnte, könnte.
	25		4 —	— seinige dies, Seinige. Dieß
	52		2 v. o.	wird Heines ausgelöscht.
	111		4 v. u.	statt: liebe, Bibel.
	118		2 —	— erhielt, erhalt.
	128		4 v. o.	— dannals, damals.
	131		1 v. u.	— den, die.
	146		14 —	— Herbach, Herbart.
	147		6 v. o.	— Brunn, Brunn.
	Ebenda		8 —	— keine, kein.
	148		2 v. u.	— Morcati, Moscati.
	150		7 —	— Nilconsoire, Nil conoire.
	154		6 v. o.	— Mackdes, mancher.
	161		11 —	— reiß, reifest.
	166		7 v. u.	— Gontad, Gontad.
	180		10 —	— ligne, ligne.
	189		1 v. o.	— verbünden, verbunden.
	195		8 v. u.	— er, es.
	291		2 —	— Menagerean, Menagerin.
	299		5 —	— noch, doch.
	340		7 —	— Weisenberg, Wesenberg.
	370		12 —	— Aber, Oder.
	397		1 —	— Gefilde, Gefilde.
	388		5 —	— Mensch liebelei nicht, Menschenliebelei. Nicht?
	420		11 —	— dadurch, doch.
	428		9 v. o.	— Werkmeister, Werkmeister.